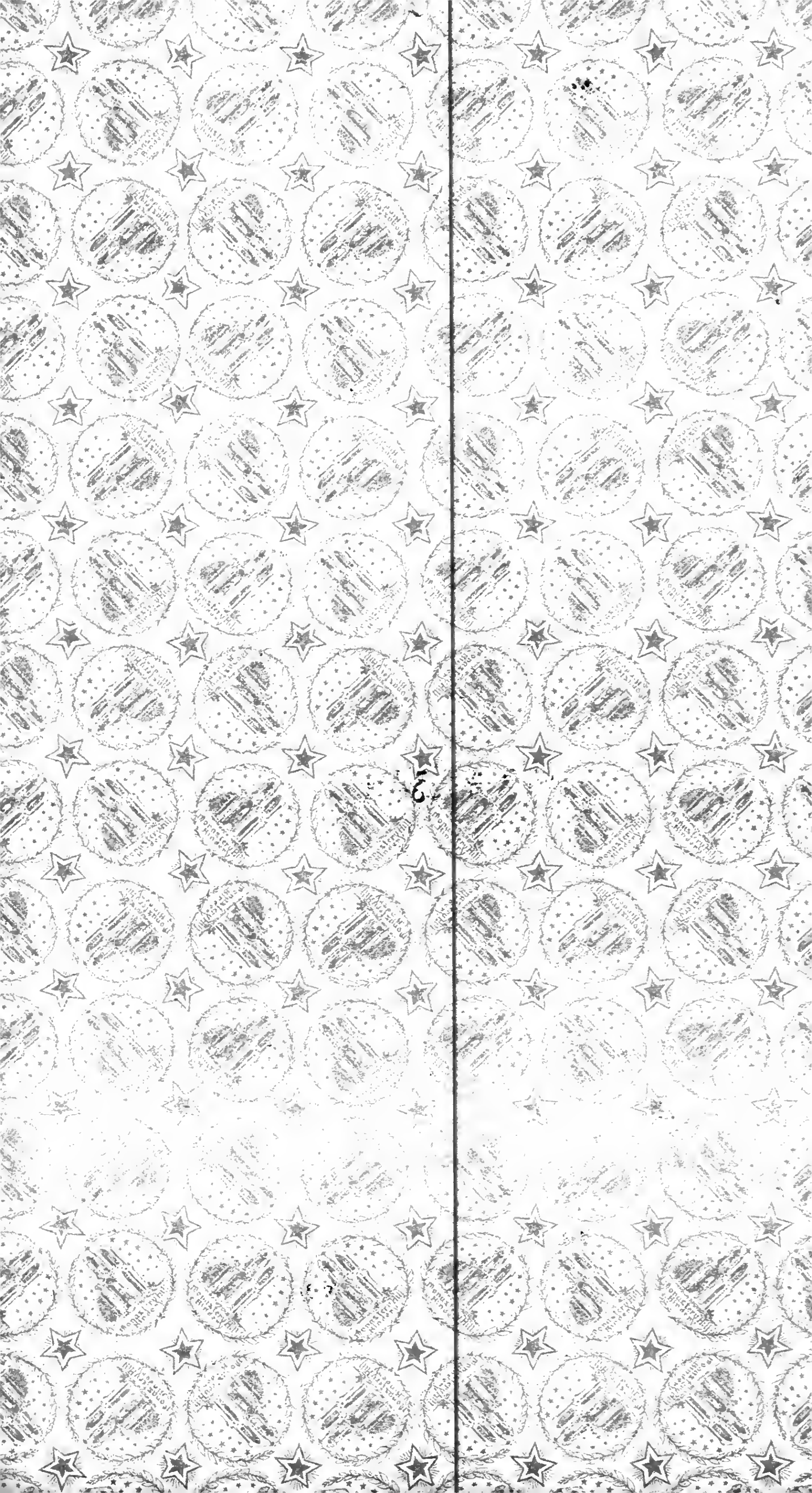
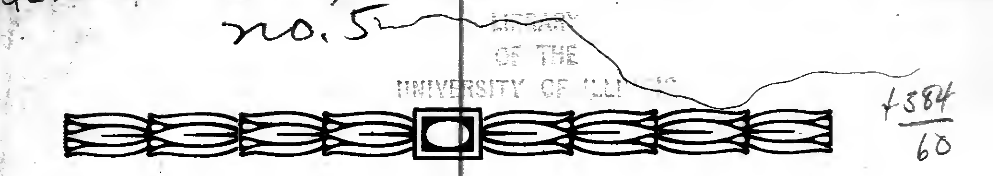




Die Romane Levin Schückings

Ein Beitrag zur Geschichte und Technik des Romans

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen philosophischen Fakultät
der Universität Leipzig vorgelegt

von

Kurt Pinthus

aus Erfurt



R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1911

1978

Angenommen von der philologischen
Sektion auf Grund der Gutachten
der Herren Köster und Sievers
Leipzig, den 24. Februar 1911
Der Procancellar: Brandenburg



Diese Arbeit erscheint gleichzeitig als Band 20 der von Prof.
Dr. Albert Köster herausgegebenen Sammlung „Probefahrten"

Meinen Eltern



Inhalt.





I. Ziel und Anlage der Arbeit.

Liest man in unseren literaturgeschichtlichen Werken über Levin Schücking nach, so fühlt man bald, daß die Verfasser in Verlegenheit sind, was sie über ihn sagen und in welche Zusammenhänge sie ihn bringen sollen. Die Ursachen für diese Erscheinung sind darin zu suchen, daß einerseits noch keine umfassende Untersuchung über Schückings Werke vorhanden ist, und daß es anderseits seine ungewöhnlich umfangreiche und vielseitige Produktion im allgemeinen unmöglich macht, auch nur die für ihn bezeichnendsten Werke zu kennen. Da also eine ausreichende Würdigung dieses Schriftstellers nicht vorhanden ist, so lag mir von vornherein als Ziel meiner Aufgabe vor Augen, eine Untersuchung über Schückings Gesamtwerk zu versuchen. Es sollte also eine Analyse seines ganzen Schaffens gegeben werden; die Hauptfaktoren seiner Romane: die Ideen und Tendenzen, die Darstellung der Umwelt, der Menschen und ihrer Charaktere, die Technik und Komposition waren zu betrachten; gleichzeitig galt es, die Einflüsse, die auf ihn wirkten, sein Verhältnis zu den vorhergehenden und gleichzeitigen Literaturbestrebungen und schließlich seine Stellung in der Entwicklung des deutschen Romans überhaupt zu bestimmen.

Für diese Aufgabe ergaben sich zwei Schwierigkeiten. Zunächst fällt der Mangel an gründlichen Untersuchungen über die Geschichte des Romans oder auch nur über die Entwicklung einzelner Arten oder Epochen des Romans ins Auge. Die Arbeiten über einzelne Romane und Autoren haben sich zwar in letzter Zeit gemehrt, aber sie beschäftigen sich mehr mit Werken der Zeit des 18. Jahrhunderts und der Romantik, als mit dem hier in Betracht kommenden zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Es war also zunächst eine feste Grundlage für die Untersuchung der Schückingschen Romane zu

schaffen; und diese mußte zeigen, wie sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Frankreich und England die verschiedensten Arten des Romans entwickelten und aufeinander wirkten.

Die Darstellung dieser Richtungen sollte zunächst in knappem Umriß als selbständiger Teil in diese Arbeit eingefügt werden, dann aber wurde sie aus Gründen des Raummangels, und um spätere Wiederholungen zu vermeiden, in die einzelnen Abschnitte aufgearbeitet. — Eine noch größere Schwierigkeit bildete die schon erwähnte große Produktivität und Vielseitigkeit Schückings. Denn die Arbeit sollte sich auf der Kenntnis sämtlicher etwa 200 Bände umfassenden Romane und Novellen Schückings aufbauen; da er aber in bunter Folge durcheinander die verschiedensten Arten des Romans pflegte und Entwicklungsepochen, wie die Untersuchung ergeben wird, sich in seinem Werk nicht deutlich scheiden lassen, so erwies sich eine vorwiegend chronologische Darstellungsweise als unmöglich, um Unklarheiten und Wiederholungen zu vermeiden. Selbst eine reine Scheidung zwischen historischen und Zeitromanen war unzureichend, da diese beiden Gattungen bei Schücking zu viel Gemeinsames haben, als daß man jede von ihnen getrennt behandeln könnte. Es ergab sich also mit Notwendigkeit eine vorwiegend systematische Behandlungsweise, wobei natürlich stets die Entwicklung Schückings berücksichtigt werden mußte. Hierbei ließ sich wieder die Untersuchung des rein Technischen nicht ganz von der des Romaninhalts sondern; denn in den Dingen der Kunst führt jedes tiefere Eingehen auf das Was unmittelbar von selbst auf das Wie. Es schleichen sich deshalb schon in die ersten Teile einige technische Fragen ein, die Teile VI und VII dagegen enthalten nur Untersuchungen über die Technik. Bei der mehrjährigen, fast ausschließlichen Beschäftigung mit den Werken eines Autors haben sich wohl auch einige Resultate ergeben, die nicht nur über das Werk dieses Autors allein, sondern auch über das Wesen des Romans im allgemeinen einige Auskunft verschaffen, und vielleicht tragen sie ein wenig dazu bei, daß das Dunkel, welches das Schaffen und die Kunstmittel des Schriftstellers verhüllt, allmählich erhellt werde.

Die Gliederung dieser Arbeit mußte sich nach all diesen Erwägungen folgendermaßen gestalten: Zum Verständnis der systematischen Untersuchungen waren eine Darstellung von Schückings Leben sowie ein kurzer Überblick über seine Werke voranzuschicken, mit besonderer Berücksichtigung der ersten Epoche, die unter dem direkten

Einfluß Annettens von Droste steht; dann werden die für Schücking charakteristischen Hauptbestandteile seiner Romane, die Ideen und Tendenzen, sowie die Behandlung der Umwelt im weitesten Sinne dargestellt; und hieran schließt sich die Untersuchung technischer Dinge, in welcher die Mittel der Außenwelt- und Personendarstellung und die Kompositionsweise dargelegt werden.

Da möglichste Konzentration geboten war, mußte die Zahl der wörtlich angeführten Beispiele beschränkt werden, es hätten meist an Stelle eines Beispiels zwanzig gegeben werden können; ebenso hätte sich die Zahl der nur durch Angabe des Fundorts zitierten Beispiele außerordentlich vermehren lassen. Die meisten Beispiele sind aus einigen Werken gewählt, die für Schücking besonders bezeichnend sind[1]), und auch für die Beispiele aus anderen Autoren wird nur auf einige für sie charakteristische Schöpfungen verwiesen, z. B. bei Scott auf „Waverley" und „Kenilworth". Die Nachweise in den Anmerkungen sind möglichst kurz gehalten; über die genauen Titel und Erscheinungsjahre der Schückingschen Werke gibt die Bibliographie Auskunft; sie werden also im Text oder in den Anmerkungen nicht immer vollständig wiederholt. Bei Anführung der Novellen sind im allgemeinen nur die Titel angegeben; das Sammelwerk, in dem sie sich befinden, ist in der Bibliographie leicht zu finden. Sonst kommen an Abkürzungen für Werke, die in der Bibliographie verzeichnet sind, vor:

Leb.: Lebenserinnerungen von Levin Schücking, Breslau 1886.

Dr. Sch. Br.: Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking, Leipzig 1893.

Br.: Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, herausgegeben von H. Cardauns, Münster i. W. 1909.

Ges. Schr.: Annette Freiin von Droste-Hülshoffs gesammelte Schriften, Stuttgart und Berlin o. J., Cottaische Buchhandlung.

Hüffer: Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke von Hermann Hüffer, Gotha 1887.

Die Romane Schückings sind niemals in einer Gesamtausgabe erschienen, nur zwei Serien „Ausgewählte Romane" kamen bei

---

[1]) Wenn sich auch die Untersuchung der meisten Fragen hauptsächlich auf etwa 15—20 charakteristische Werke Schückings erstreckt, so mußten doch auch stets die weniger wichtigen in Anbetracht der qualitativ so ungleichwertigen und wechselnden Arbeitsart Schückings herangezogen werden.

F. A. Brockhaus in Leipzig heraus; die erste 1864, sie enthält: „Die Marketenderin von Köln", „Paul Bronckhorst", „Die Rheider Burg", „Die Ritterbürtigen", „Die Sphinx", und die andere 1874: „Verschlungene Wege", „Schloß Dornegge", „Die Malerin aus dem Louvre", „Ein Kampf im Spessart". Alle diese Werke waren vorher schon in Einzelausgaben gedruckt; diese zweite Gesamtausgabe ist vielfach vom Autor verbessert. Die Romane der ersten Gruppe werden meist nach der ersten Auflage, die der zweiten Gruppe meist nach der zweiten Auflage, kenntlich durch ein beigefügtes A = erste Auflage oder B = zweite Auflage, zitiert, aus Gründen, die sich aus der Untersuchung selbst ergeben werden. Die übrigen Zitate beziehen sich auf die in der Bibliographie aufgeführten ersten Auflagen.





II. Das Leben Levin Schückings.

Es ist charakteristisch für Levin Schücking, daß er selbst die Chronik seiner Familie schrieb; zwischen den objektiven Zeilen dieser Chronik fühlt man deutlich seinen starken Sinn für das Historische und die tiefe Liebe zu vergangenen Geschlechtern und zu seiner Heimat Westfalen heraus. Solche Eigenschaften werden sich später als Hauptfaktoren seines Schaffens ergeben. Ein weiteres wichtiges Element seiner Romane, die Fülle der Ideen und die Absicht, durch diese für die Emanzipation auf allen Gebieten zu wirken, kommt in dem zweiten umfangreicheren autobiographischen Dokument zur Geltung, den „Lebenserinnerungen", die leider, als Schücking starb, nur bis zum Jahre 1847 gediehen waren. Sein Briefwechsel mit Annette von Droste, ihre Briefe über ihn, die kurze Biographie von Hermann Hüffer sowie manche erhaltenen Briefe und Dokumente aus dem Nachlaß des Romanschriftstellers, auch einige Mitteilungen seiner Nachkommen sind die Quellen für die nachfolgende Lebensdarstellung [1]).

Die Ahnen Schückings wohnten auf einem der großen Oberhöfe bei dem Dorfe Darfeld. Sie wurden dann Ministerialen des Klosters Cappenberg und der Abtei Freckenhorst, in deren Urkunden im 14. Jahrhundert der Name Schücking zuerst erscheint. Von 1362 an saßen sie in der Stadt Coesfeld als ritterbürtige lehnsfähige Patrizier. 1431—1449 war ein Johannes Scukking Rektor der Universität Köln. 1661 wurde durch Adrian Schücking die Familie nach Münster verpflanzt. Nun spaltete sie sich in zwei Linien, deren eine ihre Blüte in Christoph Bernhard Engelbert Schücking hat, der in den Adelsstand erhoben und „Kurfürstlich Kölnischer wirklicher Geheimerath und Hochfürstlich Münsterischer Regierungskanzler" wurde.

---

[1]) Näheres über die Quellen in der Bibliographie II a und b.

Der anderen Linie gehörte Levin Schücking an. Sein Urgroßvater war auf verschiedenen Gebieten der Literatur tätig; er stand mit dem Philosophen Wolff in Briefwechsel, redigierte eine deutsche Wochenschrift [1]) und widmete Friedrich dem Großen eine Abhandlung [2]), in der er die Teilung Polens verteidigte. Dessen Sohn war Hofgerichtsassessor in Münster, lebte nach seiner Pensionierung als schrullenhafter Sonderling und schrieb eine Schilderung der Zustände Münsters im 18. Jahrhundert.

Schückings Vater studierte Rechtswissenschaft an der Universität zu Münster, deren Kurator Franz von Fürstenberg war. Während der Franzosenzeit wohnte er als Friedensrichter in Meppen, 1813 heiratete er Catharina Busch, blieb nach den Befreiungskriegen Richter und hatte seit 1815 seine Amtswohnung in dem Schlosse Clemenswerth. Er sorgte in seinem verwahrlosten Kreise allenthalben für Ordnung und Verschönerung, blieb aber so sehr sich selbst überlassen und war durch umfangreiche Arbeiten so überbürdet, daß er schließlich wegen eigenmächtiger Verwendung von Geldern und wegen seiner Amtsführung Anstoß erregte und sein Amt 1837 verlor. Schon 1831 war seine Gattin gestorben. 1832 verheiratete er sich wieder und zog 1837 nach Münster. Der nicht ganz makellos Erscheinende zog durch seine Schrift „Krone und Tiara“ (Münster 1838) wegen seiner freien religiösen und politischen Ansichten den Zorn aller auf sich; 1838 suchte er in Amerika einen neuen Wirkungskreis zu finden, kehrte aber schon 1840 wieder zurück und wohnte bis zu seinem Tode in Bremen. Er war ein reger, leidenschaftlicher Geist, der allerlei sehr eigenartige Schriften verfaßte.

Wie Levin Schücking von ihm den Sinn für die Geschichte erbte, so hinterließ ihm seine Mutter das Talent für die Dichtkunst. Katharina Busch war eine liebenswürdige Frau, mit tiefem und feinem Gemüt begabt; sie verkehrte in den Kreisen, die von Fürstenberg und der Fürstin Gallitzin geistig angeregt wurden, und war mit Annette von Droste-Hülshoff befreundet. Die ersten Gedichte der achtzehnjährigen Katharina wurden 1810 in dem Taschenbuche „Mimigardia“ von Fr. Raßmann veröffentlicht. Sie wurde dann im Münsterlande durch ihre empfindsamen und empfindungsreichen

---

[1]) „Neue Sammlung auserlesener Schriften in gebundener und ungebundener Rede“, Münster 1764 und 65.

[2]) „Pensées d'un cosmopolite“, 1773.

Dichtungen sehr beliebt, und ihr früher Tod wird mehrfach öffentlich beklagt; ihr schönster Nachruf ist das Gedicht Annettens von Droste: „Katharina Schücking“ [1]).

Der älteste Sohn dieses regsamen Mannes und dieser gefühlsreichen, zarten Frau war Christoph Bernhard Levin Anton Mathias Schücking, der am 6. September 1814 zu Meppen geboren wurde. Bald nach seiner Geburt siedelten die Eltern in das alte, barocke Schloß Clemenswerth über, das von einem schönen Park umgeben war und einsam inmitten der westfälischen Heide lag. In diesem „verstecktesten Winkel im heiligen römischen Reiche deutscher Nation“ [2]) verlebte das Kind die „sonnigen“ Tage seiner Jugend, und früh ging ihm der eigenartige Reiz der weiten Heidelandschaft auf. Vater und Mutter erzogen ihn gemeinschaftlich mit Unterstützung eines jungen Geistlichen. An den Winterabenden wurden Romane, meistens Werke von Walter Scott, vorgelesen, und daneben verschlang er „alles Lesbare“ [3]), was sich im Hause fand. Als Knabe verfaßte er seine ersten Dichtungen in Prosa und Versen, die ganz in der Art der Schauerromantik geschrieben waren [4]). Er verfertigte auch allerlei Handarbeiten und lernte die sonderbaren Originale des westfälischen Landes kennen.

1830 kam er nach Münster und besuchte das Gymnasium; er wohnte bei einem Kaplan und besuchte mit diesem mehrmals Annette von Droste in Rüschhaus, die Freundin seiner Mutter. Nach dem plötzlichen Tode Katharinas 1831 tröstete sie den jungen Levin, und er erscheint ihr von diesem Augenblick an wie ein Vermächtnis der Verstorbenen [5]). Dann siedelte er nach Osnabrück über, und nach bestandener Abiturientenprüfung studierte er ohne innere Neigung, der Familientradition folgend, Jurisprudenz in München, Heidelberg und Göttingen; den größten Teil seiner Zeit widmete er jedoch literarischen und kulturhistorischen Studien. 1837 kehrte er nach Münster zurück; da er aber nach der Amtsentsetzung seines Vaters keine Mittel hatte, sich auf die Richterlaufbahn weiter vorzubereiten, und als Hannoveraner in Preußen nicht angestellt werden konnte, war er gezwungen, um der drückenden Not zu entgehen, Privatstunden zu geben. Schon während seiner Studienzeit hatte Schücking

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 120. [2]) Leb. I, S. 7. [3]) Leb. I, S. 23 ff.
[4]) Leb. I, S. 25 f. — Dr. Sch. Br. S. 9 f. [5]) Leb. I, S. 82.

einen Roman, „Kunz von der Rosen“ [1]), und zwei Dramen, „Ulrich von Lichtenstein“ und „Richard von Poitou“, abgefaßt. Jetzt begann er kritische Aufsätze zu schreiben [2]), und da Gutzkow Gefallen an diesen Arbeiten fand, so wurde Schücking seit 1838 ständiger Mitarbeiter an seiner Zeitschrift „Der Telegraph“; der einflußreiche Gönner lehnte jedoch 1840 sein Lustspiel „Täuschungen“ ab. Diese Verbindung währte bis zu Gutzkows Tode [3]). Als der Freund dem jungen Mitarbeiter 1840 anbot, die Redaktion des „Telegraphen“ zu übernehmen, wies Schücking das Anerbieten zurück, da ihm die Zeitschrift zu „ultraliberal“ war und ihn die kritische Tätigkeit in mehrfacher Hinsicht an seiner Produktion gehindert hätte [4]). Als Gutzkow später den Roman „Schloß Dornegge“ sehr scharf kritisierte [5]), gab ihm Schücking eine sehr ruhige Antwort, und es gelang der Besonnenheit des Kritisierten, einen offenen Bruch mit dem Leichtreizbaren zu vermeiden. Gutzkow schrieb sogar vor seiner langen Krankheit auf das Manuskript des „Zauberers von Rom“ 1847 die Worte: „Im Falle meines Todes an Levin Schücking zu übergeben“; ebenso sollte nach Gutzkows „letztem Willen“ 1864 Schücking den Roman „Hohenschwangau“ vollenden.

In Münster hatte sich gegen Ende der dreißiger Jahre ein kleiner Kreis von geistig regsamen Menschen gebildet, die sich jeden Sonntagabend im Hause der schönen und liebenswürdigen Elise Rüdiger, geborene von Hohenhausen, versammelten. In dieses Kränzchen, dem auch der romantisierende Dichter Junkmann, die unruhige, komödiantenhafte, intrigante Schriftstellerin Luise von Bornstedt, das Urbild der Lucinde in Gutzkows „Zauberer von Rom“, angehörten, trat Levin Schücking ein, und hier begegnete er auch wieder nach siebenjähriger Trennung Annette von Droste.

Es beginnt nun die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Annette und Schücking, das literarhistorisch wie psychologisch zu den

---

[1]) Ungedruckt im Archiv der Familie Schücking zu Sassenberg. [2]) Z. B. für das Nürnberger „Athenäum“. [3]) Schückings Beziehungen zu Gutzkow stellte ausführlich dar: H. H. Houben, „Gutzkow und Schücking“, Westermanns Monatshefte, Bd. 89, S. 391 ff. — Die Briefe Gutzkows an Sch. (veröffentlicht von Houben, „Deutschland“, 1904, S. 482 ff.) sind in einem für Gutzkow auffallend warmen Tone gehalten. — Sch. schrieb auch für Gutzkows „Jahrbuch der Literatur“ I (Hamburg 1839) einen Aufsatz: „Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830“. [4]) Dr. Sch. Br. S. 8, und Westermanns Monatshefte, Bd. 89, S 394. [5]) Vgl. S. 138.

interessantesten Episoden der deutschen Literaturgeschichte gehört. Über das persönliche Verhältnis der beiden sind — soweit dies an der Hand des bisher bekannten Materials möglich war[1]) — schon hinreichende Arbeiten veröffentlicht, nicht aber über ihre literarischen Beziehungen. Eine umfassende psychologische Analyse ihrer Freundschaft gehört wohl in eine Biographie Annettens, und deshalb soll hier auf Grund eingehenderer Untersuchungen[2]) zunächst nur kurz das persönliche Verhältnis des jungen Schriftstellers zu der Dichterin, später in ausführlicher Weise auf S. 28 ff. ihre literarischen Beziehungen dargestellt werden.

Zuerst war Schücking in Münster Annetten, die eben von einem Besuch ihrer Schwester in Eppishausen am Bodensee zurückgekehrt war, gar nicht sympathisch, sie erkannte wohl sein sicheres Urteil, seine moralische Unbescholtenheit an, jedoch seine dichterische Produktion hielt sie für schwach; als Menschen findet sie ihn „gar zu lapsig, weibisch, eitel" und nennt ihn einen August Wilhelm Schlegel im kleinen[3]). Aber wenn ihr auch das äußere Wesen Schückings mißfiel, so erkannte sie doch seine guten inneren Eigenschaften. Annette fühlte sich durch das Andenken an die ihr befreundet gewesene Mutter Schückings verpflichtet, für Levin zu sorgen. Die allem Geheimnisvollen zugetane Dichterin entdeckte bald Ähnlichkeiten in seinem Gesicht mit ihren eigenen Zügen, insbesondere mit ihren übermäßig großen blauen Augen; auch gemeinschaftliche Eigenschaften des westfälischen Wesens fanden die beiden in sich, und er hatte, wie er selbst sagt, „etwas Weibliches, Geduldiges, Anschmiegsames in seiner Natur" [4]), das ihn allen weiblichen Wesen, und so auch Annetten, lieb machte. All diese Umstände verursachten es, daß allmählich eine innige Freundschaft zwischen beiden entstand. Sie versucht

---

[1]) Siehe in der Bibliographie II, b: Hüffer, Busse, L. L. Schücking.

[2]) Hierüber werde ich ausführlicher in den Briefbänden der in Vorbereitung befindlichen kritisch-historischen Droste-Ausgabe (bei G. Müller, München) berichten. Dortselbst veröffentliche ich auch einige Ergänzungen zu den Briefen Annettens an Schücking, vor allem aber die sehr zahlreichen, aufschlußreichen, bisher ungedruckten Briefe Annettens an Elise Rüdiger von Hohenhausen. Diese Briefe habe ich bereits für die Untersuchung benutzen können — vgl. bes. S. 14 ff. —, aber eine völlige Würdigung und Verarbeitung des neuen Materials kann natürlich erst in künftigen Arbeiten über Annette stattfinden. [3]) Br. S. 182, an Sophie von Haxthausen, 27. Januar 1839; desgl. S. 187, an die Schwester, 29. Januar 1839.

[4]) Süddeutsche Monatshefte April 1909: L. L. Schücking, „A. v. Droste und L. Schücking", S. 459.

zunächst, ihrem Schützling — allerdings vergeblich — bei verschiedenen ihrer Verwandten und Bekannten eine Stellung zu verschaffen. Bald bemerkt sie, daß Schücking eine Neigung zu Elise Rüdiger gefaßt hat, und sie versucht diese vielleicht beiderseitige Neigung zu unterdrücken. Es gelingt ihr auch, das Verhältnis der beiden ihr so vertrauten Menschen zu einer reinen Freundschaft herabzudämpfen; aber noch nach Jahren sind die Spuren dieser eigenartigen Episode in den Briefen der drei Menschen zu erkennen. Die Zusammenkünfte des Kränzchens, bei denen man sich hauptsächlich mit Immermann, Sternberg, Balzac, der Gräfin Hahn-Hahn und George Sand beschäftigte, genügten Annette und Levin nicht mehr. Annette wohnte einsam, meist auch ohne ihre Mutter, in dem bei Münster gelegenen, von Schlaun halb im Rokokostil, halb in dem eines westfälischen Bauernhauses erbauten Schlößchen Rüschhaus. Hier hinaus wanderte Schücking in den Jahren 1840/41 jeden Dienstag; die Freundin erwartete ihn auf einer Bank, mit einem Fernrohr nach ihm ausspähend; und nun schließen sich die beiden mit keuscher Inbrunst aneinander. Schücking brachte Annette alles, was die innerlich Einsame so sehr entbehrt hatte: kindliche Liebe, Vertrauen und Verständnis, und er fand auch bei ihr künstlerisches Verstehen für seine Bestrebungen und eine ihn liebevoll durch die Gefahren einer romantisierenden Jugend und entbehrungsreichen Einsamkeit lenkende Hand. Annettens Gedichte waren 1838 erschienen, aber in ihrer Heimat „liest sie keine Seele; meine eigenen Verwandten und ältesten Freunde haben noch nicht hineingesehen“ [1]). Annettes Mutter glaubte ihr Bestes zu tun, wenn sie die kränkliche, phantastisch-erregte Tochter stets in die Traditionen des Adels und des Glaubens streng einzwängte, und deshalb mußte die Stellung der Tochter zur Mutter immer zurückhaltender, fast ängstlich werden. Die an den alten Laßberg verheiratete Schwester Annettens hatte andere Interessen, und die Verwandten und Freunde in der Heimat konnten niemals ihr Wesen und ihre Gedichte verstehen. Schücking jedoch war sich sofort der künstlerischen Bedeutung und Überlegenheit der neuen Freundin bewußt, und sie erfuhr durch ihn zum ersten Male in ihrem Leben begeisterte Anerkennung. Sie hatte jetzt endlich einen Menschen gefunden, mit dem sie über alles sprechen konnte, was sie bewegte, einen Freund, der dieselben künstlerischen und persönlichen

---

[1]) Br. S. 392, 20. Juli 1841, an August von Harthausen.

Interessen hatte wie sie. Und dieser Mensch vertraut, spricht und schreibt ihr mit einer Innigkeit, die sie noch nicht kannte. So wurden die Zusammenkünfte in Rüschhaus immer ausgedehnter; immer mehr hatten sich die beiden Menschen zu geben. Nun taten sie sich auch zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammen. Der schnell zu Ruhm gekommene Freiligrath hatte Schücking in Münster besucht; und da er sich nicht imstande sah, die ihm übertragene Abfassung eines der damals üblichen Landschaftswerke „Das malerische und romantische Westfalen" auszuführen, so übertrug er nach der Niederschrift einiger Seiten Schücking die Vollendung dieser Aufgabe. Da das Werk schnell fertiggestellt werden mußte, bat Schücking Annette um Hilfe. Sie steuerte auch wirklich einige Landschaftsschilderungen und Balladen bei. Im September 1841 reiste sie dann nach der Meersburg am Bodensee zu Laßbergs, aber schon vorher hatte sie sich darum bemüht, dem Freund eine Bibliothekarstelle bei ihrem Schwager zu verschaffen. Schücking wird berufen, die provenzalischen Handschriften des wunderlichen alten Gelehrten zu ordnen, und wenige Tage nach Annettens Ankunft traf er auf der Meersburg ein. Nun lebte er viele Jahre fern von der Heimat und den dortigen Freunden, aus deren Kreis noch der erblindende und in die romantisch-katholische Philosophie vertiefte Schlüter [1]) zu erwähnen ist.

Auf der Meersburg entfaltete sich nun das Idyll, das sich uns nach dem Briefwechsel der beiden so anschaulich vor Augen stellt. Durch gemeinschaftliche Spaziergänge und noch mehr durch gemeinschaftliche Arbeiten wuchs ihre Liebesfreundschaft, und in der schönen, freien Landschaft brach alle Poesie, welche Annette in sich trug, hervor, so daß hier die meisten und schönsten ihrer Gedichte sowie zahlreiche Entwürfe entstanden. Die Alternde, Niedergedrückte fühlte sich jetzt ganz im Bann des siebzehn Jahre jüngeren Schriftstellers, der allmählich durch Kritiken und novellistische Arbeiten immer bekannter geworden war, und von dem man viel erwartete. Sie liebte ihn wie eine Mutter und eine Geliebte zugleich und ergoß ihre ganze Zärtlichkeit über ihn; und auch Schücking, der so lange einsam gelebt hatte, geriet zeitweilig so in den Bann dieses ihm stark entgegenströmenden Gefühls, daß er selbst gesteht, er habe „mit Empfindungen, die sich über sich selbst nicht ganz klar gewesen seien, in das große und leuchtende Auge der besten Freundin geblickt, die

---

[1]) Über Schlüter s. ADB. Bd. XXXII.

er im Leben gefunden habe“ [1]). Annette wußte: „Mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen“ [2]) — und alles, „was von Mutterliebe in ihr ist, muß sie auf ihn konzentrieren“ [3]). Aber das niederdrückende Bewußtsein, ihre Empfindungen und Stimmungen immer vor den adelsstolzen Verwandten verbergen und unterdrücken zu müssen, wohl auch das Gefühl des großen Altersunterschiedes störte ihnen die reine Freude an ihrer Neigung. Schücking verließ mit Annettens Einverständnis die Meersburg und übernahm Ostern 1842 die Erziehung der Söhne des Fürsten Wrede in Ellingen. Bald siedelte er mit den Prinzen an den Mondsee im Salzburgischen über; aber er fühlte sich in seiner Stellung nicht wohl, da ihn die Mätressenwirtschaft am Hofe des Fürsten abstieß. In diese Zeit fallen die erschütternden Briefe der Freundin, aus denen ihre Liebe und ihre Sehnsucht nach der vergangenen Zeit, ihre praktische Fürsorge für Schücking spricht. Die Briefe Schückings an sie sind nur zum kleinen Teil erhalten; sie klingen recht nüchtern, können jedoch kein klares Urteil über seine Empfindungen zu ihr geben, da er sich großen Zwang beim Schreiben auferlegen mußte: Die Verwandten durften nichts von dem vertraulichen „Du“, das zwischen den beiden herrschte, erfahren; der Mutter war der im Rufe der Freigeisterei stehende Bürgerliche sehr unsympathisch, sie überwachte Annette streng und begehrte stets, ihre Briefe zu lesen, ja, Annette selbst traut ihr keine „briefliche Enthaltsamkeit“ [4]) zu, und so muß Annette ihn immer wieder um Vorsicht und um das „Sie“ bitten [5]).

Währenddes hatte Schücking einen Briefwechsel mit der Schriftstellerin Luise von Gall angeknüpft, deren Novellen damals im „Morgenblatt“, in dem auch Annette und Schücking Beiträge veröffentlichten, erschienen. Luise von Gall, die Tochter des hessischen Generals Ludwig von Gall, war schön, talentvoll und eine glänzende Gesellschafterin. Schnell ist Schücking entschlossen, ohne sie gesehen zu haben, nachdem der Briefwechsel die beiden einander näher gebracht hatte, um die Hand der jungen Schriftstellerin zu bitten. Er vertraut natürlich Annette seine Neigung an, und das mußte sie

---

[1]) Leb. I, S. 185. [2]) Dr. Sch. Br. 4. Mai 1842, S. 54.

[3]) Desgl. 15. November 1842, S. 137. [4]) Unveröffentlichte Stelle aus einem Briefe Annettens an Schücking. [5]) Selbst aus den wenigen erhaltenen Briefen Schückings an sie sind einige Stellen, sei es von Annette selbst, sei es von ihren Verwandten, herausgeschnitten.

hart treffen; sie bezwingt sich zwar, aber sie rät Schücking immer wieder, sich den Entschluß vorher reiflich zu überlegen, besonders weil Luise Protestantin ist. Da wird Schücking endlich eine feste Stellung in Aussicht gestellt; Cotta bietet ihm die Mitredaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ an, die damals die bedeutendste Zeitung Deutschlands war. Schücking nimmt an; über Augsburg, wo seine Stellung geregelt wird, und Stuttgart, wo er mit Lenau zusammentrifft, reist er nach Darmstadt, um hier Luise persönlich kennen zu lernen. Die junge Aristokratin war in der Gesellschaft sehr gefeiert und wußte von ihren vielseitigen Talenten rechten Gebrauch zu machen. Trotz der Mahnungen Annettens mußte die blendende Erscheinung sein Herz gewinnen, und da sie seine Neigung erwiderte, schloß er den Bund mit ihr. Er verlebte einen schönen Sommer 1843 teils in Darmstadt, teils in St. Goar, teils in Marienberg, wohin seine Braut eine ihrer Cousinen in eine Heilanstalt begleitet hatte. Enge Freundschaft verband ihn zu dieser Zeit mit Freiligrath und Geibel; und ein Ausflug, der mit diesen beiden Dichtern sowie mit Walesrode und Saphir unternommen wurde, war sogar öffentlich in Herlossohns „Morgenstern“ glossiert, und Saphir knüpfte an ihn einen Artikel in seinem Wiener „Humoristen“ [1]). Schücking war jetzt schon so bekannt, daß in zahlreichen Zeitungen, sogar in ausländischen, seine am 7. Oktober 1843 vollzogene Vermählung mit Luise mitgeteilt wurde. Er hatte inzwischen vergebliche Versuche unternommen, eine Professur für Literaturgeschichte in Gießen zu erlangen, und begab sich nun nach Augsburg, um dort in die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ einzutreten. Auf der Reise besuchte er Justinus Kerner in Weinsberg. Durch seine Stellung an der „Allgemeinen Zeitung“ gewann Schücking einen außerordentlichen Einfluß, und wegen seiner sachlichen, von liberalem Geist durchwehten kritischen Aufsätze wurde er überall bekannt und geschätzt. Hier in Augsburg geriet er in eine „Welt voll redlicher, meist originell angelegter und geistreicher Menschen“ [2]), die von der größten Bedeutung für die Erweiterung seiner bisher zum größten Teil autodidaktisch erworbenen Bildung wurden. Er trat in vertrauten Verkehr zu Kolb, dem mächtigen, wohlmeinenden Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung“, zu List, dem idealistischen Nationalökonomen, zu Fallmerayer, dem geist-

---

[1]) 25. Oktober 1843; auch „Kölnische Zeitung“ dieses Jahres. [2]) Leb. II, S. 2.

reichen, ironischen Orientalisten und zu der großen Schauspielerin Sophie Schröder. Und viele andere Menschen, die damals berühmt waren und später vergessen wurden, und auch einige, deren Ruhm gedauert hat, kamen in diesem Jahre mit ihm in Berührung; viele Anregungen empfing er, und zum ersten und einzigen Male stand er mitten im Getriebe des politischen und literarischen Deutschlands. Den Sommer 1845 brachte er mit Kolb und dem ihm später sehr befreundeten Romanschriftsteller Heinrich König in Ostende zu. Auf der Hinreise hatte er in Frankfurt die Freundschaft mit Gutzkow erneuert, und auf der Rückreise bot ihm Du Mont-Schauberg die Feuilletonredaktion der „Kölnischen Zeitung" an. Schnell riß er sich von Augsburg los und siedelte mit seiner Frau nach Köln über.

Aber noch eine andere Losreißung sollte stattfinden. Schücking hatte jetzt eine ganz andere Tätigkeit und andere Interessen als zur Zeit seines weltfremden Zusammenlebens mit Annette; die große Entfernung und das Bewußtsein, daß seine Briefe Annettens Mutter vor Augen kamen, hinderten ihn am häufigen und offenen Aussprechen seiner Meinungen und Empfindungen, vor allem aber mußte sein Gefühl zu der fernen, alternden Freundin durch die große Liebe zu seiner schönen, begabten Frau zurückgedrängt werden. Aber dennoch nimmt er den regsten Anteil an Annettens fernerem Schaffen und spornt sie unablässig zur Vollendung ihrer Gedichte an. Er hatte ihr schon früher die Mitarbeiterschaft an bedeutenden Zeitschriften verschafft, und jetzt besorgte er auch alle geschäftlichen Verhandlungen mit Cotta für die Freundin; sie erhält mehr Honorar als Uhland und Lenau [1]), und Schücking freut sich übermäßig, Annettes Gedichte 1844 bei Cotta erscheinen zu sehen. Ich glaube, Schücking hat am schärfsten und sichersten von allen Zeitgenossen die Seele und die Begabung der Dichterin erkannt; er ist bemüht, für sie zu wirken, wo es nur möglich ist, und schreibt sogleich seiner Braut, daß Annettens Talent seiner Überzeugung nach „weit über dem aller unserer lebenden Dichter steht" [2]). Luise von Gall hat ihr möglichstes 'getan, um das Verhältnis ihres Gatten zu Annette nicht zu stören, und mit offener Freundschaft kommt die jüngere Frau der älteren in den Briefen ihres Mannes an Annette entgegen.

---

[1]) Nach einem unveröffentlichten Brief Annettens an Elise Rüdiger vom 1. April 1844. [2]) Siehe L. L. Schücking, „Zwei Briefe Schs. über A. von Droste" in der „Frankfurter Zeitung" 1899 Nr. 335.

Luise hatte ein feines Verständnis für Annettes Empfindungen zu Schücking. Sie hat in ihrem Roman „Gegen den Strom" (Bremen 1851) ein ähnliches Verhältnis in der Liebe der alten Jungfer Rosalie zu dem jungen Wilhelm bis in Einzelheiten dargestellt und psychologisch zu begründen versucht. So erklärt sie das Wesen Rosaliens: „Allein stehen! Ist das nicht der Inbegriff alles Grauenvollen und Schrecklichen für ein weibliches Herz — und das aus keinem andern Grunde, als weil dann alle Fähigkeiten, die gewöhnlich die Natur den Frauen verleiht, brach liegen bleiben, die Fähigkeit zu lieben, zu leiden, sich aufzuopfern ..." [1]). — Annette aber hatte von Anfang an gegen Luise ein Vorurteil, sie vergleicht sie in den Briefen an Elise Rüdiger mit der Bornstedt, die ihr ja die unsympathischste aller Frauen war. Und so tritt eine immer größere Entfremdung zwischen Schücking und der Dichterin ein, und Kränklichkeit, Sorgen und die allgemeinen Verhältnisse in Deutschland mehrten die Gereiztheit Annettens. Schücking selbst hatte die Freundin nach seiner Verheiratung gebeten: „Sie verlassen Ihren Jungen nicht, der Sie so lieb hat" [2]), und Annette bemüht sich, keinen offenen Mißton aufkommen zu lassen. Daher ist in ihren Briefen an Schücking und Luise nur wenig von der Änderung ihrer Empfindungen zu fühlen; aber die noch unveröffentlichten Briefe an Elise Rüdiger und die Briefe an Schlüter zeigen deutlich, wie nach und nach aus allmählicher Entfremdung ein förmlicher Grimm gegen die Familie Schücking sich entwickelt. Aus ihrem Brief an Elise Rüdiger vom 1. April 1844 spricht deutlich ihre Angst vor dem angekündigten Besuch der Schückings, und als dieser im Mai 1844 auf der Meersburg erfolgte, scheint auch keine rechte Stimmung zwischen ihnen aufgekommen zu sein. Von dem Bemühen Annettens, eine Harmonie herzustellen, zeugt ihr Abschiedsgedicht an Schückings: „Lebt wohl, es kann nicht anders sein!" [3]), und auch die folgenden Briefe sind noch recht herzlich, ja, als dem jungen Paar 1845 ein Sohn geboren wird, ist Annette Patin und will auch „ein schönes großes Gedicht auf den Jungen machen" [4]). Aber die Briefe an Elise Rüdiger sind in dieser Zeit voll abfälliger Urteile über Luises Charakter und über Schückings Schriftstellerei und Leichtsinn. Auch an Sophie von Haxthausen schreibt Annette über Luise: „Sie (Luise)

---

[1]) „Gegen den Strom" II, 206. [2]) Dr. Sch. Br. S. 215, 2. Nov. 1843.
[3]) Ges. Schr. I, 342. [4]) Dr. Sch. Br. S. 332, 5. März 1845.

ist sehr schön, sehr talentvoll, hat aber auch die Gnade von Gott, dies zu wissen, weshalb sie mir doch nicht recht zu Gemüthe wollte“[1]). Als Schücking der Dichterin 1846 seine eigenen Gedichte übersandte, lobt sie diese zwar in einem Briefe an ihn[2]), aber Elise Rüdiger gegenüber spricht sie sich ziemlich tadelnd darüber aus, sie nennt ihn einen „entschiedenen Demagogen“, der „alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neueren Schreier“ wiederhole, und als ihr Schücking den gemeinschaftlichen Kauf eines Gutes am Rhein anbietet, schreibt sie entsetzt: „Großer Gott! wär's möglich, daß dieser Mensch, dem ich so viel Gutes gethan habe, schon auf meinen Tod spekulierte, weil er denkt, ich mache es nicht lange mehr!“[3]) Im April 1846 bekommt sie dann Schückings Roman „Die Ritterbürtigen“ vor Augen, und da sie in den allgemeinen Verdacht gerät, „ihm das Material zu seinen Giftmischereien geliefert zu haben“[4]), so gerät sie in eine ungeheure Entrüstung gegen den „Hausdieb“, der ihrer Meinung nach ihre vertrauensvolle Neigung mißbraucht hat. Ihre empörte Seelenstimmung gibt ihr Brief vom 13./15. April an Schlüter wieder. Ihr Bruder rät ihr, jedes Verhältnis zu Schücking abzubrechen, und ihre letzten fast krankhaft religiös gereizten Worte über ihn lauten: „Lassen Sie uns für ihn beten, Christi Blut ist auch für ihn geflossen, und Gott hat tausend Wege, die Verirrten zurück zu führen, oft durch Noth und Kummer, und die sehe ich, bei Sch[ückings] Lust am Glanze und der Unhaltbarkeit seines Talents in nicht zu weiter Ferne voraus.“[5]) — Seitdem hat sie keine Zeile mehr mit ihm gewechselt und ihn nie wieder gesehen.

Schücking wußte nicht, wie erzürnt Annette gegen ihn war; er hat auch niemals das Bewußtsein gehabt, etwas Unrechtes gegen sie getan zu haben. Er selbst hat später wiederholt sein Verhältnis zu Annette geschildert, besonders in dem „Lebensbild“ und den „Lebenserinnerungen“, aber er übertreibt wohl, wenn er nach vielen Jahren in einem unveröffentlichten undatierten Briefe an die Jugendfreundin Elise Rüdiger schreibt: „Das Verhältnis zwischen Annette und mir hatte sehr viel von dem zwischen Rousseau und Frau von Warens angenommen.“

---

1) Br. S. 418, 23./24. April 1845. 2) Dr. Sch. Br. S. 335, 7. Febr. 1846.
3) In einem unveröffentlichten Briefe an Elise Rüdiger vom 26. Januar 1846.
4) An Schlüter 13./15. April 1846, Br. S. 337 ff. 5) Desgl.

Nahm auch Annettens Freundschaft zu Schücking ein unrühmliches Ende, so lebt doch die Erinnerung an diese glücklichsten Jahre im Leben der Dichterin noch allenthalben fort. Aber man darf auch nicht vergessen, was Annette auf literarischem Gebiet Schücking verdankt: Als direkte Niederschläge ihres Verhältnisses zu dem Freund sind in ihren Werken anzusehen die Gedichte: „Die Schenke am See“ (Ges. Schr. I, 102), „Spiegelung“ (I, 147), „An Levin Schücking“ (I, 148), „An denselben“ (I, 148), „Das Eselein“ (I, 204), „Spätes Erwachen“ (I, 290), „Lebt wohl“ (I, 342), wie auch das Lustspiel „Perdu“. Was sie für des Freundes Werke beisteuerte, ist später zu betrachten. Schückings allgemeine Bedeutung für die Dichterin in literarischer Hinsicht läßt sich auf Grund eingehender Untersuchungen dahin zusammenfassen: Sie besteht mehr in einem inspirierenden, das Tempo, die Konzentration und die Intensität steigernden Einfluß, als in einer Einwirkung auf Stoff und Stil. Er zeigt ihr, daß die Lyrik ihr eigentliches Gebiet ist, und regt sie zur Behandlung westfälischer Stoffe an. Auf religiösem und politisch-sozialem Gebiet macht sich während des Verkehrs mit Schücking bei ihr eine freiere Richtung geltend. In stilistischer Hinsicht gab sie wohl viel auf seinen Geschmack und nahm seinen Rat für einzelne Ausdrücke an; ihre Balladen in den Fassungen des „Malerischen und romantischen Westfalen“ sind sogar von ihm überarbeitet. In ihrer Eigenart aber ließ sie sich nicht von ihm beeinflussen.

Als Schücking im Herbst 1845 nach Köln übersiedelte, war er in den Rheinlanden kein Fremder mehr. Schon früh hatte er sich für die Idee der Vollendung des Kölner Doms begeistert und war wegen seiner allerdings etwas schwülstigen Schrift „Der Kölner Dom und seine Vollendung“ (Köln 1842) zum Ehrenmitglied des Dombauvereins ernannt worden[1]). Man rechnete ihn, wie Simrock, Kinkel, Freiligrath, Smets usw., allgemein zu dem rheinisch-westfälischen Dichterkreis[2]). Gedichte, Novellen und Romanfragmente waren erschienen, besonders seine belletristischen Beiträge im vielgelesenen „Morgenblatt“ und seine kritischen Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung“ hatten ihn bekannt gemacht, und sein „Rheinisches Jahrbuch“ für 1845 war ein guter Vorklang für seine Tätigkeit in Köln gewesen. In den Kölner „Dombausteinen“ (Karlsruhe, Artistisches

---

[1]) S. St. Goarer Kreisblatt 11. August 1843. [2]) Besonders infolge seiner Mitarbeiterschaft am „Rheinischen Jahrbuch“ 1840 und 1841.

Institut) war 1843 sein Roman „Das Stiftsfräulein“ erschienen, der unter dem Titel „Eine dunkle Tat“ 1846, in demselben Jahre wie die schon erwähnten „Gedichte“, „Die Ritterbürtigen“ und die „Novellen“, nochmals gedruckt wurde. In Köln also galt er schon als Berühmtheit, und Karl Spindler wurde nur wegen Schückings literarischer Bedeutung Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung“[1]), ebenso wie Gutzkow, Dingelstedt, Stahr und andere Schriftsteller. Allerdings hatte Schücking hier schon, wie ein ungedruckter Brief Königs an ihn vom 2./12. 1845 zeigt, unter dem Einfluß orthodox-katholischer Elemente zu leiden, die ihm später so sehr schaden sollten. Mit Freiligrath war er zu dieser Zeit aus persönlichen wie aus politischen Gründen zerfallen[2]). Sein bester Freund in Köln war der Lustspieldichter Roderich Benedix; natürlich erhielt er auch jetzt viele Besuche von literarischen Persönlichkeiten. Ein sonderbarer Gast war der Freiherr von Schweizer, dessen Epigramme Schücking 1857 unter dem Titel „Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten“ herausgab.

Im Frühjahr 1846 machte Schücking einen Ausflug nach Paris. Hier trat er in engen Verkehr mit den Mitgliedern der dortigen deutschen Schriftstellerkolonie, mit Gutzkow, Herwegh, Hartmann, A. Weil und anderen und stand besonders in näheren Beziehungen zu Heinrich Heine[3]), mit dem er täglich spazieren ging. — 1847 wurde die Unruhe der Völker in Europa immer größer und beängstigender; am sonderbarsten aber mußte es erscheinen, daß die konservativste Institution, das Papsttum selbst, die Massen in Bewegung setzte. Pius IX. begann seine großen Reformen; und Schücking wurde abgeschickt, um aus Italien selbst Berichte zu schreiben. Er hat in dem Buche „Eine Römerfahrt“ (Coblenz 1848) diese italienische Reise beschrieben. Mit seiner Frau und zwei Kindern reiste er über Paris und Marseille nach Rom. Hier war das ganze Volk von einem Taumel der Begeisterung erfaßt, der Papst berauschte sich an seinen eigenen Erfolgen, und Schücking empfing tiefe

---

[1]) Brief Spindlers an Schücking, 27. Oktober 1845. S. J. König, „Karl Spindler“, Bresl. Beiträge, XV, S. 154, Leipzig 1908. — Vgl. auch feindliche Äußerungen, z. B. A. Ruge an Prutz, 14. Januar 1846, Briefwechsel ed. Nerrlich, Berlin 1886, S. 407.

[2]) L. L. Schücking, „Freiligrath und Sch.“, „Deutsche Rundschau“, Juni 1910. — Die Briefe Freiligraths an Sch. sind veröffentlicht in Wilhelm Buchner, „Ferdinand Freiligrath“ (Lahr o. J.).

[3]) Ausführlich darüber Leb. II, 125 ff.

Eindrücke von dieser gewaltigen, idealistischen Bewegung, die sich leider nur zu bald in die reaktionärsten Dogmen verlaufen sollte. Dazu erhielt er reiche politische Anregungen durch den Verkehr mit bedeutenden eigenartigen Persönlichkeiten, besonders durch die fortschrittlich gesinnten Männer Padre Ventura, Professor Orioli und Massimo d'Azeglio. Dann begab er sich nach Neapel, um auch hier die Volksbewegung zu studieren; aber als die Februarrevolution 1848 in Paris ausbrach, mußte er heimkehren. Mit großem Anteil folgte er der politischen Entwicklung während der nächsten Jahre; seinen eigenen Standpunkt und sein politisches Ideal legte er in der Broschüre „Heinrich von Gagern, ein Lichtbild" 1849 dar.

Bis 1852 blieb Schücking Redakteur in Köln. Ein willkommener Umgang für ihn war der originelle Herr von Stramberg, der ein ungeheures kulturhistorisches Material gesammelt und als „Rheinischen Antiquarius" (Coblenz 1845 ff.) veröffentlicht hatte. Im Sommer 1847 erneute er die Freundschaft mit Adele Schopenhauer, die er schon in Rüschhaus bei Annette kennen gelernt hatte. — Die Romane „Ein Sohn des Volkes" 1849 und „Der Bauernfürst" 1851 vergrößerten Schückings Ruhm; aber die Redaktionsgeschäfte wurden ihm immer lästiger, denn er sehnte sich nach unabhängigem Schaffen und nach seiner Heimat Westfalen. Im September 1852 kaufte er von einer Verwandten das Gut Sassenberg bei Warendorf in der Nähe von Münster und siedelte mit seiner Familie dorthin über. Schon 1855 starb seine Gattin; sie hinterließ ihm zwei Söhne und zwei Töchter. Schücking lebte nun in den folgenden Jahrzehnten im Sommer zumeist in Sassenberg, im Winter in Münster, wo er eine rege Geselligkeit pflegte. Eine tiefe Liebe hatte er zu Italien gefaßt, er haßte den deutschen Winter und brachte daher die Winter 1863/64, 1874/75, 1876/77, 1878/79 ff. in Rom zu, wo er in dem Palazzo lebte, den Goethes schöne Mailänderin bewohnt hatte [1]); hier wurde er auch mit Nietzsche bekannt [2]). Auch in Wien, London und Berlin lebt er zuweilen; mit der Wiener Dichterin Betty Paoli tritt er in regen Briefwechsel, und für Annettens Nachruhm ist er dadurch tätig, daß er 1860 ihre „Letzten Gaben", 1861 ihr „Lebensbild", 1879 die erste Gesamtausgabe ihrer Werke bei

---

[1]) „Deutsches Montagsblatt", 10. September 1883, ein Aufsatz über Sch. von Emma Vely. [2]) Erinnerungen an Nietzsche von Theo Schücking in „Bühne und Welt" 1899, S. 18—20; s. auch Nietzsches Briefwechsel (mit Malwida von Meysenburg), Leipzig 1905, Bd. III, S. 542.

Cotta herausgibt. Seit seiner Niederlassung in Sassenberg 1852 entfaltete Schücking eine ungewöhnlich reiche Produktion; fast jedes Jahr erschienen mehrere Bände Romane und Novellen von ihm. Aber auch Dramen verfaßte er, wie „Günther von Schwarzburg“ (Augsburg 1844), „Faustina“ (Köln 1852), „Die Mündel des Papstes“ (Reclam, o. J.), einige wurden nicht in Buchform veröffentlicht. Sie wurden fast alle aufgeführt, konnten es aber nirgends zu einem dauernden Erfolg bringen. Ferner setzte er die Art des „Malerischen und romantischen Westfalen“ in den Büchern „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen“ (Leipzig 1855), „Von Minden nach Köln“ (Leipzig 1856), „Bilder aus Westfalen“ (Elberfeld 1860) fort. Ein eigenartiges Buch sind die „Geneanomischen Briefe“ (Frankfurt 1855), in denen er sich selbständig mit dem Problem der Vererbungstheorie auf historischem Gebiete beschäftigt; dies Buch hat durch die Vermittlung Humboldts die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms IV. hervorgerufen. Er übersetzte „Shakespeares Frauengestalten, Charakteristiken von Jameson“ (Bielefeld 1840), Lesages „Hinkenden Teufel“ (Hildburghausen 1866) und Rousseaus „Bekenntnisse“ (Hildburghausen 1870). Die Anthologien „Italia“ und „Helvetia“ (Frankfurt 1851), die eine Art von poetischen Reiseführern darstellen, sind Zeugnisse für seine große Belesenheit. — Er führte eine sehr regelmäßige Lebensweise, vormittags arbeitete er, die Nachmittage waren anderen Beschäftigungen und dem Vergnügen gewidmet. Seine fast unglaubliche Belesenheit auf literarischem und kulturhistorischem Gebiet, die durch ein vortreffliches Gedächtnis unterstützt wurde, sowie seine geistreiche Unterhaltung, die ihn auch in Rom beliebt machte [1]), bewunderten alle, die mit ihm in Berührung kamen. Aber auch der Eindruck seiner äußeren Erscheinung haftete; besonders seine sonderbaren großen, blauen „Gespensteraugen“, die denen Annettens so sehr glichen, wirkten eigenartig [2]). Ein Zeitungsausschnitt in seinem Nachlaß enthält folgendes Porträt seiner Person:

„L. Sch. würde unter die schönen Männer gerechnet werden müssen, wenn er nicht etwas zu jünglingshaft für einen Mann und zu männlich für einen Jüngling aussähe. Stirn und Nase sind von regelmäßiger Schönheit.

---

[1]) Vgl. R. Voß, „Aus meinen römischen Erinnerungen“ in Velhagen & Klasings Almanach 1909, S. 162. [2]) Vgl. Freiligraths Gedicht „Die Rose“ („Ges. Dichtungen“, Leipzig 1898, Bd. II, S. 153). — E. Vely, „Deutsches Montagsblatt“, 10. September 1883. — Karl Schurz, „Lebenserinnerungen“ (Berlin 1906), I, S. 66.

sowie der kleine Mund mit perlenartigen Zahnreihen nebst Kinn und Wangen mit Grübchen von wahrhaft weiblicher Anmut sind, glücklicherweise steht männlich stolz ein stattlicher Backenbart als Umzäunung dabei. Die Augen sind durch Freiligraths ‚Jerichorose‘ als Gespensteraugen verschrieen, sie sind aber nur ungewöhnlich groß und etwas harten Blicks, glänzend wie blauer Stahl und immer weit geöffnet wie Balzacs Auge ohne Augenlid, ein paar scharf gezeichnete schmale Brauen tragen nicht zu ihrer Milderung bei. Seine Gestalt ist schmächtig und von etwas nachlässiger Beugung; in der Kleidung weiß er zuweilen glücklich das Romantische mit dem Modernen zu verbinden. In der Damenwelt scheint er sehr bevorzugt zu sein, obgleich er sich mit gelehrter Zerstreutheit und spröder Gleichgültigkeit darin bewegen soll."

Diese Beschreibung seiner äußeren Erscheinung ist, wie die Untersuchung ergeben wird, sehr charakteristisch auch für Inhalt und Form seiner Werke. Wie er äußerlich einem „Aristokraten der alten Schule" glich [1]), so liebte er das ruhige, fein genießende Leben des Adligen aus altem Geschlecht; er mied erschütternde Ereignisse und den Kampf ums Dasein in der Öffentlichkeit. Schon früh hat Annette dies erkannt, sie schreibt: „Du bist ein Westfale, deshalb geborener Philister, und das Bedürfnis nach heiterer Ruhe ist bei Dir auf die Dauer das allervorherrschendste." [2]) — Levin Schücking starb an einem Magenleiden in Pyrmont bei seinem ältesten Sohne am 31. August 1883.

---

[1]) „Nord und Süd", Oktober 1883 „In Memoriam". [2]) Dr. Sch. Br. S. 190, 11. Mai 1843.



III. Allgemeine Übersicht über Schückings Romane und die literarische Bedeutung Annettens von Droste für seine Werke.

Will man das Schaffen eines weniger bekannten und sehr fruchtbaren Autors untersuchen, so ist es von Vorteil, sich vor der systematischen Betrachtung der einzelnen Faktoren seines Werkes eine kurze Analyse und einen Überblick über sein Gesamtwerk zu verschaffen, damit zunächst ein literarisches Bild des Autors in grobem Umriß entsteht und die hauptsächlichen Richtlinien dieses Werkes hervortreten.

Schon aus der Darstellung von Schückings Leben ergibt sich hinreichend deutlich, welches die Erlebnisse und literarischen Einflüsse waren, die von Bedeutung für seine Werke werden mußten, und welchen Gattungen des Romans er sich zuwenden sollte.

Die Eindrücke seiner Jugend, deren Schilderung in künstlerischer Hinsicht den besten Teil seiner „Lebenserinnerungen" bildet, mußten tief in ihm haften bleiben: Das Leben in dem alten, romantischen Kurfürstenschloß, die Einsamkeit der westfälischen Heide mit ihren charakteristischen Stimmungen, die historischen und religiösen Erinnerungen, die sich an seine Heimat knüpften, vor allem aber die reiche Vergangenheit der alten Klöster und Stifter, die beiden in Vorurteilen und altererbten Traditionen befangenen Kasten dieses Landes, die erzkonservativen, bigotten Aristokraten und die fest in der Landschaft wurzelnden Bauern. Mit all diesen westfälischen Elementen beschäftigt sich Schücking eifrig sein ganzes Leben hindurch; er lernte Land und Leute immer besser kennen und vertiefte sich in historische Studien aller Art. Die Erziehung im Elternhause und die Lektüre seiner Jugendzeit wirkten in ihm noch lange nach, ebenso wie die Bildungseinflüsse, die aus dem das ganze Münsterland be-

herrschenden Kreise Fürstenbergs und der Fürstin Gallitzin kamen. Ferner mußte die Versenkung der Romantiker in die Vergangenheit sowie ihre Vorliebe für eine verwickelte und unnatürliche Intrige und für stimmungschaffendes Beiwerk auf seine phantastische Veranlagung einen starken Einfluß ausüben. Vor allem aber mußte sein Verhältnis zu Annette von Droste von Bedeutung für sein Schaffen werden. — Dann brachte ihm seine Tätigkeit als Redakteur neue Eindrücke; er gehörte „zu den jungen Hoffnungen unserer Literatur, welche alle das Charakteristische haben, daß sie sich aus der Kritik entwickelten" [1]); durch seine Beziehungen zu Gutzkow und Heine kam er mit dem jungen Deutschland in unmittelbare Berührung; seine Freundschaft mit den politischen Redakteuren der „Allgemeinen Zeitung" näherte ihn der Politik, und seine Berichterstattung aus Rom erstreckt sich direkt auf politisches Gebiet. Durch die romantische Lektüre seiner Jugend hatte er wohl zuerst emanzipatorische Ideen kennen gelernt; diese wurden dann genährt durch den Einfluß des jungen Deutschland, das ja in so enger Berührung stand mit den Ideen der Romantik und mit den aus Frankreich herüberdringenden Bestrebungen, die Schücking in Paris selbst kennen lernte, und als deren bedeutendste Vertreterin er George Sand ansah. Es sind also bei der Untersuchung von Schückings Werken stets zu beachten: der Ritter- und Abenteuerroman, der romantische Roman, vor allem aber die Romane Walter Scotts und der in Deutschland von ihm beeinflußten Autoren, die ihre Romane nach dem Vorbild des schottischen Erzählers in einer bestimmten Landschaft lokalisierten, und als deren eigentlicher Vertreter Willibald Alexis anzusehen ist. Ferner sind zu berücksichtigen die spätere Entwicklung des historischen Romans zum historischen Ideenroman, die Romane der George Sand und Balzacs sowie die des jungen Deutschland und zugleich der Vertreter einer gegnerischen aristokratischen Richtung, also die Werke Sternbergs und der Gräfin Hahn-Hahn. Schließlich sind heranzuziehen die Werke Gutzkows, Auerbachs, Spielhagens, die erfolgreichen „endlosen" Romane Dumas', Sues, Hugos, die genrehaft humoristischen Elemente bei Sterne, Jean Paul, E. Th. A. Hoffmann und Dickens sowie die immer mehr anschwellende Flut

---

[1]) K. Gutzkow, „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (Stuttgart 1839), I, S. 95.

der Unterhaltungsromane in den Familienblättern, die auch Schücking mit sich riß[1]).

All diese literarischen Strömungen, diese politischen, sozialen, religiösen, kulturhistorischen Anregungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sammeln sich in den Romanen Schückings wie in einem Brennspiegel und lassen den Inhalt seiner Romane als so vielseitig und die Art seines Schaffens als so unruhig erscheinen.

Aber diese kurze Zusammenfassung ergibt auch schon mit Deutlichkeit, welcher Art die von Schücking gepflegten Gattungen des Romans sein mußten; es sind hauptsächlich folgende vier Typen:

1. der historische Roman,
2. der Heimatsroman,
3. der Tendenzroman,
4. der Unterhaltungs- und Intrigenroman.

Natürlich findet sich bei Schücking nie eine dieser vier Gattungen gesondert, sondern sie gehen durcheinander, sodaß also die historischen Romane meistens auf westfälischem Boden spielen und mit bestimmten Ideen und Tendenzen durchflochten sind, daß auch die Tendenzromane oft in westfälische Umgebung verlegt werden, und daß selbst in die oberflächlichsten Unterhaltungsromane sich oft eine tiefere Tendenz und eine bestimmte Idee einschleicht. In einem der letzten Romane Schückings, dem „Recht des Lebenden" (1880) gehen sogar all diese

---

[1]) Schücking selbst gibt einmal in der „Allgemeinen Zeitung" (4. und 5. Mai 1844, Beilage 125/26) einen kurzen Überblick, wie sich die Entwicklung des deutschen Romans in seinen Augen darstellte, und wie diese Strömungen auf den deutschen Geschmack in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirkten: „Im Anfang unserer Tage war der historische Roman", damit meint Schücking insbesondere sein großes Vorbild Scott, dann habe ihn „die süß schwärmende Philosophie Bulwers" und die Lebensweisheit Henry Pelhams abgelöst. Diese Richtung sei verdrängt worden durch Boz (Dickens) und seinen Illustrator Phiz, die „ihre lebengebenden Strahlen in Gassen und Gäßchen, in welche früher nie ein Strahl gedrungen", sandten. Dann kamen die „Mystères" Sues, die einen breiten und intensiven Einfluß gewannen. — Die deutschen Schriftsteller seien der Mode gefolgt. „Durch das junge Deutschland veranlaßt warf sich alles auf die soziale Besprechung, meist in der Form des Romans oder jener noch namenlosen Form, welche Wienbarg, Mundt usw. veranlaßten". Darauf kamen die „zerrissenen Romane" in Mode. „Die Literatur hatte eine tragische Maske vorgenommen" . . . Aber „plötzlich riß sie die Maske ab und lachte" . . . „Der komische Roman war an die Reihe gekommen" (Gutzkows „Basedow und seine Söhne", Dingelstedts „Neue Argonauten", Tiecks „Des Lebens Überfluß"; den Gipfel bezeichne Immermanns „Münchhausen").

vier Richtungen gleichberechtigt nebeneinander her: Der Titel gibt die Tendenz des Romans an, nämlich das Recht des Lebenden gegenüber den vergangenen Ereignissen und dem konventionellen Recht, das auf den Traditionen abgestorbener Geschlechter aufgebaut ist. Die eigentliche Handlung basiert auf einem Motiv aus der Unterhaltungsliteratur, der Vertauschung zweier Kinder aus verschiedenen sozialen Schichten und der Liebe des Mannes von niedriger Herkunft zu der reichen adligen Erbin. Diese ganze Handlung spielt sich vor einem meisterhaft geschilderten westfälischen Hintergrunde ab, und in sie eingeschoben ist eine ziemlich umfangreiche historische Erzählung, die dadurch in Zusammenhang mit der eigentlichen Handlung gebracht ist, daß ihre Geschehnisse einige exponierende Elemente dieser Haupthandlung enthalten.

Aber das Gesamtwerk Schückings läßt sich doch ziemlich scharf in zwei große Gruppen scheiden; und zwar gibt Schücking selbst hierzu einen Wink. Aus einer Bemerkung in den „Lebenserinnerungen" (I, 120) geht hervor, daß Schücking die nach seinem Urteil bedeutendsten Romane der ersten Jahrzehnte seines Schaffens bis etwa 1870 in der Sammlung seiner „Ausgewählten Romane" vereinigt hat. Diese „Ausgewählten Romane" sind nun in zwei Folgen erschienen, von denen die erste hauptsächlich die kulturhistorischen Romane, die zweite hauptsächlich Romane aus der Gegenwart enthält. Und so scheidet man am besten das Schückingsche Romanwerk in historische Romane und in Zeitromane.

Es lassen sich im allgemeinen nun wieder verschiedene Arten des historischen Romans unterscheiden; Schückings historische Werke kann man in zwei Hauptgruppen 'zusammendrängen. Da sind erstens die historischen Romane, in denen die kulturhistorische Umwelt, die genrehaften Episoden ganz in den Vordergrund treten; diese weitaus überwiegende Gattung kann sich von der Darstellung einfacher Abenteurergeschichten, wie „Eines Kriegsknechts Abenteuer", oder anmutig harmloser Anekdoten-Novellen, wie „Aus den Tagen der großen Kaiserin" aufwärts bewegen bis zu großen kulturhistorischen Gemälden, sowohl tragischen Inhalts, wie „Ein Sohn des Volkes", als auch heiterer Art, wie „Die Marketenderin von Köln". In der anderen Gattung historischer Romane, die Schücking später pflegte, ist zwar das Kulturhistorische auch von großer Wichtigkeit, aber bestimmte Ideen, die sich in großen Männern verkörpern, beherrschen doch das ganze Werk. In diese kleinere Gruppe gehören die Romane

„Luther in Rom“, in welchem das Motiv der Reformation, und „Große Menschen“, worin das Problem der menschlichen Größe aufgerollt wird.

Auch Schückings Zeitromane lassen sich in verschiedene Gattungen scheiden. Zunächst kommen da die eigentlichen Tendenzromane in Betracht, in denen Fragen sozialer, politischer oder religiöser Art behandelt werden, wie „Die Geschworenen und ihr Richter“, worin der Verfasser die Berechtigung des Schwurgerichts betrachtet, oder die zahlreichen Romane, in denen die Adels- oder Frauenfrage behandelt wird. Oft rührt Schücking in den Tendenzromanen gleich einen ganzen Wust von derartigen Problemen auf, namentlich in den Werken „Die Ritterbürtigen“ und „Die Heiligen und die Ritter“, welche diese Probleme ausschließlich auf westfälischen Boden verpflanzen und zu ihrer Zeit das größte Aufsehen erregten, werden alle nur denkbaren Probleme von der religiösen bis zur Arbeiterfrage in eigenartiger Weise verquickt. Zu den Zeitromanen gehört ferner eine Gruppe von Romanen — „Verschlungene Wege“, „Schloß Dornegge“, „Die Malerin aus dem Louvre“ —, die man die „ethischen“ nennen könnte; in ihnen wird ohne den breiten sozialen, politischen oder religiösen Hintergrund der Tendenzromane die Schilderung von Charakterentwicklungen, -problemen und -konflikten versucht. Und hieran schließen sich dann noch all die zahlreichen bloßen Unterhaltungsromane, die Schücking meist ohne tiefere künstlerische Absicht oder Problemstellung schrieb, nur aus Lust am Fabulieren oder wegen der Notwendigkeit des Geldverdienstes.

Auch die zahlreichen Novellen lassen sich leicht in all diese Gattungen einordnen. Da Schücking durch die Kunstform der Novelle gezwungen ist, die Intrige zu vereinfachen und die Abschweifungen nach Möglichkeit einzuschränken, so sind diese Werke, rein künstlerisch genommen, oft wertvoller als die Romane, und es entstehen kleine humoristische Meisterwerke genrehafter Art, teils kulturhistorischen Inhalts, wie „Die Novizen“, „Die drei Großmächte“, teils modernen Inhalts, wie „C. Krüger“, „Die Bestechung“ oder „Viola“. Auch eine größere Klarheit und Vertiefung der psychologischen Problemstellung als in den umfangreicheren Romanen wird oft erreicht, wie in „Märtyrer oder Verbrecher?“ und „Ein Kulturkämpfer“.

Schücking könnte als ein Beispiel dafür gelten, daß das biogenetische Grundgesetz auch in der Kunst Geltung hat; ungewöhnlich deutlich finden sich bei ihm die Spuren der vorhergehenden, eben

genannten literarischen Strömungen, und als Rudimente der vergangenen Literaturgattungen bleiben in seinen Romanen die Intrige, die Stimmungen und Requisiten des Abenteuer- und romantischen Romans und hemmen in auffälliger Weise seine Entwicklung. Diese Entwicklung geht sehr langsam vor sich, sie zeigt keine deutlichen Einschnitte, verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten kreuzen sich gleichzeitig in ihm, manche Ansätze sterben früh ab, und manche entwickeln sich, nachdem sie eine Zeitlang verschwunden waren, später weiter, wenn schon wieder ganz neue sich gebildet haben. Romane der verschiedensten Art und von verschiedener künstlerischer Bedeutung entstehen zu gleicher Zeit, sodaß also eine Untersuchung nach Entwicklungsperioden, wie schon in der Einleitung gesagt wurde, unmöglich wird. Dies schließt aber nicht aus, daß man allgemein von einer früheren und einer späteren Periode im Schaffen Schückings sprechen kann. Für die frühere ist hauptsächlich die Mischung des romantischen und jungdeutschen Einflusses charakteristisch. Der Verfasser zeigt sich zu dieser Zeit ziemlich optimistisch, unruhig, voll bunter Ideen; er selbst charakterisiert diese Periode, sie sei „ein Durcheinanderströmen romantischer und moderner Strebungen und Anschauungen, feudaler Restauration und erhitzter Zukunftsgedanken, . . . eine Vermengung teutonischer Ernsthaftigkeit und französischen Esprits“ [1]) gewesen. In der zweiten Periode ist er resignierender, zurückhaltender, die Ideen sind reifer geworden, er bemüht sich, mehr Wert auf inneren Gehalt des Dargestellten zu legen, der Stil wird ruhiger, seine Ideale sind die humanistischen, während sie in der ersten Periode mehr romantisch-jungdeutscher Art waren. In der ersten Periode überwiegen die historischen Romane, in der zweiten die Zeitromane. Als Grenze der beiden Perioden sind die sechziger Jahre anzusetzen, insbesondere bemüht er sich da um neue Probleme, um „eine Vertiefung ins Innere der Menschenbrust“ in den Romanen, welche die „ethischen“ genannt wurden („Verschlungene Wege“ 1867, „Schloß Dornegge“, 1868, „Die Malerin aus dem Louvre“, 1869). Äußere Erlebnisse sind seit dem Wegzuge Schückings von Köln nicht von einschneidender Bedeutung für sein Schaffen gewesen. Wohl aber kann man eine erste Frühzeit seines Schaffens deutlich abgrenzen, das Präludium zu seiner späteren umfangreichen Wirksamkeit: die Zeit der Freundschaft mit Annette von Droste, während der er bis

[1]) Leb. I, S. 149, s. auch I, 120.

zu einem gewissen Grade unter dem Einfluß der Dichterin stand. Und diese Einwirkung, wie überhaupt die Frühzeit soll bei der nun folgenden Übersicht seiner Romane ausführlicher behandelt werden. Denn wenn sie in Schückings Leben auch nur eine Episode bildet, so ist sie doch für die Literaturgeschichte die interessanteste Episode seines Lebens; und den Erlebnissen und Werken dieser Zeit wird Schücking für seinen Nachruhm mehr zu verdanken haben als seinen späteren Romanen.

Das persönliche Verhältnis zwischen Annette und Schücking ist schon dargelegt worden. Es sind nun seine Folgen für Schückings Schaffen zu untersuchen. Für diesen Einfluß kommt hauptsächlich die Zeit von 1839—1843 in Betracht, also die Jahre des gemeinschaftlichen Verkehrs in Münster und auf der Meersburg sowie von Schückings Aufenthalt in Ellingen und am Mondsee. Wie weit Annette direkt auf Schücking eingewirkt hat, kann der Briefwechsel der beiden und eine Untersuchung von Schückings Werken dieser Zeit aufdecken, natürlich hat aber dieser Einfluß auch indirekt noch lange fortgedauert.

Schücking selbst schreibt an seine Braut:

„Ich habe das Beste, was in mir ist, von den Frauen gelernt, oder sie haben es geweckt, genährt; vor allem meinem guten Mütterchen, der Droste, danke ich viel, nach der Hauptsache, die meine Mutter mir angeboren hat, welche mich ihre mißrathene Tochter nannte, aber zu früh starb, um großen Einfluß auf meine spätere Entwicklung und Lebensrichtung zu haben“ [1]).

Schücking hatte sich bis zu der Zeit, da er in ein näheres Verhältnis zu Annette trat, schon auf verschiedenen Gebieten der Literatur betätigt: er hatte kritische Aufsätze und Gedichte verfaßt, er hatte 1836 den historischen, Manuskript gebliebenen Roman „Kunz von der Rosen“ und später einige kleinere Novellen geschrieben, wie die ganz in der Art der Ritter- und Abenteuergeschichten das Motiv der Entführung behandelnde jedoch mit einer kulturhistorischen Einleitung über Troubadours und Blumenspiele versehene Novelle „Clemence-Isaure oder die Blumenspiele“ [2]); er hatte auch Dramen gedichtet, wie „Richard von Poitou“ und „Ulrich von Lichtenstein“, über die er sich selbst in den Lebenserinnerungen lustig macht [3]). — Nun wurde Schücking zum ersten Male durch die Abfassung des „Malerischen

---

[1]) Siehe L. L. Schücking, „Deutsche Rundschau“, Juni 1910 (XXXVI, 9).
[2]) Münsterer „Sonntagsblatt“ 1839, Stück 29 ff. [3]) Leb. I, 95/96; II, 10.

und romantischen Westfalen" zu energischer Prosaarbeit gezwungen, und die Freundin unterstützte ihn durch fortwährende Aufmunterung zum Schaffen sowie durch mündliche und schriftliche Mitteilung von Landschaftsschilderungen und durch die eingefügten Balladen. Bei dieser gemeinschaftlichen Arbeit wurde jedem von beiden so recht deutlich, auf welchem Gebiete jeweils die Begabung des anderen läge. Annette hatte Schückings Veranlagung genau erkannt, denn seither riet sie ihm fortwährend, sich ausschließlich der Prosa zuzuwenden, wie anderseits Schücking ihr klar machte, daß ihre Begabung hauptsächlich auf dem Gebiet des Lyrischen läge[1]). Sie schrieb, als ihr Schücking die Vollendung seines Dramas „Günther von Schwarzburg" ankündigte: „. . . aber warum verlassen Sie den Roman? Diese Form sagt ihrem Talent doch so sehr zu, was von der dramatischen nach den früheren Proben mir noch keineswegs ausgemacht scheint."[2]) Ähnlich urteilte sie in einem Briefe an Schückings Frau, „sein Talent für den Roman und das Lustspiel sei bedeutender als das zum ernsten Drama"[3]). Annette regte ihn aber auch zur Produktion selbst an; niemals vorher hatte Schücking an dichterischen Stoffen so eifrig gearbeitet wie auf der Meersburg, obwohl er gerade dort für Laßberg viel anderes zu arbeiten hatte, und er auch Annettens Dichtungen, zu deren Vollendung er sie wiederum unermüdlich anspornte, mit ihr durchsprach. Es herrschte eben dort ein fortwährendes Geben und Nehmen zwischen beiden. Nach seiner Abreise von der Meersburg feuerte sie ihn an: „Sie wollen ein Roman-Messias werden und thun garnichts; was sage ich aber dazu? Die gebratenen Tauben fliegen Einem nicht in den Mund!"[4]) Schücking war sich der überragenden Bedeutung der Freundin bewußt, und dies erklärte er auch offen seiner Braut[5]) und seinen Freunden. Er rechnete ihre Gedichte sogar schon 1841 zu den „klassischen"[6]). Demgemäß gab er viel auf ihr Urteil, und so schrieb er im Januar 1841: „Sagen Sie mir auch, liebes Mütterchen, was meinen Versen noch fehlt, mir schadet's nicht, ich kann mich danach verbessern; . . . ich habe nur Talent, und das ist wie Wachs und läßt sich bilden, biegen, das Genie ist Cristall und bricht."[7]).

---

[1]) Siehe Schs. „Lebensbild" der Droste, S. 141; vgl. auch die Wette am Bodensee. [2]) Dr. Sch. Br. 20. Juni 1844, S. 270/71. [3]) Dr. Sch. Br. S. 305. [4]) Dr. Sch. Br. S. 130/31. [5]) Siehe L. L. Schücking, „Frankfurter Ztg." 1899, Nr. 335. — Kreiten, „Charakterbild"[2] S. 434.
[6]) Dr. Sch. Br. S. 26. [7]) Dr. Sch. Br. S. 23.

Und 1843 schrieb er: „Könnt ich doch Ihnen die Arbeiten alle erst zeigen! Sie würden doppelt so gut.“ [1]) Daher finden sich in Annettens Briefen zahlreiche Anregungen und Urteile für seine Dichtungen; sie nimmt rührenden Anteil an seinen Werken und deren Aufnahme und schreibt für ihn sogar einmal eine Rezension, die ihr vor Augen gekommen ist, über seinen „Dom zu Köln“ ab [2]). Übrigens war das Zusammenarbeiten beider und ihre gegenseitige Fürsorge so bekannt, daß H. Hauff, der Redakteur des „Morgenblattes“, das sowohl von Schücking wie von Annette Beiträge brachte, die „Judenbuche“, die übrigens diesen Namen erst durch Hauff bekommen hat [3]), für ein Werk Schückings hielt [4]). Die Dichterin erkannte vor allem den Hauptfehler von Schückings Romanen: die mangelhafte Komposition [5]). Dies zeigen die Briefe, in denen sie über sein „Schloß am Meer“ und „Das Stiftsfräulein“ urteilt [6]): „Wenn er was Nettes weiß, so hat die arme Seele keine Ruhe, bis er es auf den ersten besten Zaun gehängt hat. Deshalb drängen Ihre Erzählungen auch leicht übereilt dem Ende zu;“ sie warnt ihn, „die Fäden (der Erzählung) nicht fallen zu lassen,“ und weist ihn auf einiges Affektierte und Unnatürliche in seinen Werken hin. — So ist ihr Einfluß also zunächst allgemein anregend und kritisch; das „Mütterchen“ kennt die Vorzüge und Schwächen ihres „guten Jungen“.

Wichtiger aber ist, daß sie ihn auf sein eigentliches Stoffgebiet hinweist, ihm Motive für seine Werke gibt und sogar Teile an diesen mitschreibt. Um dies besser zu verstehen, stelle man sich zunächst die gemeinschaftliche Veranlagung und die gemeinschaftlichen Interessen beider klar vor Augen. Sie sind beide mit ganzem Herzen Westfalen, zeigen äußerlich wie in ihrem Wesen die Merkmale des westfälischen Stammes: aristokratisch-konservative Anlage, großes Interesse für Landschaft, Geschichte und Volkstum der Heimat, besonders aber eine starke Vorliebe für das Wunderbare, für Gespenstergeschichten. Beide lesen eifrig englische und französische Literatur [7]). Was beide

---

[1]) Dr. Sch. Br. S. 185. [2]) Dr. Sch. Br. S. 51, 4. Mai 1842.
[3]) Dr. Sch. Br. S. 50. [4]) Dr. Sch. Br. S. 201. [5]) Vgl. S. 137.
[6]) Dr. Sch. Br. S. 150/51, S. 224 ff. (27. Dezember 1842, 14. Dezember 1843).
[7]) Das Verhältnis Annettens zur englischen Literatur hat Bertha Badt klargelegt „A. von Droste, ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur englischen Literatur“, Leipzig 1909). In den Briefen Annettens und Schückings wird hauptsächlich Scott und Washington Irving („Bracebridge-Hall“) erwähnt;

mit Scott gemein hatten, darauf ist in dem Abschnitt „Die Umwelt" noch zurückzukommen, ebenso auf ihre Vorliebe für Gespenstergeschichten. — Seit der gemeinschaftlichen Arbeit am „Malerischen und romantischen Westfalen" spornten sie sich gegenseitig zur Bearbeitung westfälischer Stoffe an. Annette behandelte bekanntlich in den Werken dieser Zeit fast ausschließlich Westfalen, manche Anregung dazu verdankt sie Schücking, besonders Stoffe für die Balladen und vielleicht auch einige für die „Bilder aus Westfalen", die ursprünglich als Material für den Roman „Bei uns zu Lande auf dem Lande", dann als Beitrag für ein Werk Schückings über Westfalen gedacht waren, — das wiederum ein Teil des von Bauer geplanten Werkes „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert" werden sollte —, und später als „Westfälische Schilderungen" in Görres „Historisch-politischen Blättern" XVI, 1845, anonym erschienen. Sie weist nun den phantastischen, sich leicht ins Breite und Fremdartige verlierenden Schücking energisch auf das hin, was an ihm originell war, und in diesem Hinweise besteht die Hauptbedeutung ihres Einflusses auf ihn. So erkennt sie, als sie die beiden ersten Romane Schückings, „Das Stiftsfräulein" und das „Schloß am Meer", vergleicht, an, daß Schücking im „Schloß am Meer" an „Geist, Stil, klarer Form und Harmonie des Ganzen gewonnen habe," aber das „Stiftsfräulein" habe trotz seiner Schwächen

> „große Originalität: es steht noch der Hauch der Haide mit ihren abgeschlossenen Charakteren, ihren bald barocken, bald träumerischen Wolkenbildern darüber; hüten Sie sich, ihn ganz zu verlieren — das Eine behalten, und das Andre nicht lassen! —, er ist Ihr eigenstes Eigenthum, mit dem ersten Hauche eingezogen, und kein Fremder machts Ihnen nach. Ich will damit nicht sagen, Ihre Gestalten sollten und müßten auf westphälischem Boden wandeln, sondern bringen Sie die westphälische Naturwüchsigkeit in die Fremde mit, sehn und hören Sie — d. h. lassen Sie Ihre Gestalten hören und sehn — mit der unblasierten Gemüthlichkeit westphälischer Sinne, reden Sie mit den einfachen Lauten, handeln Sie in der einfachen Weise Ihres Vaterlands, und die Ueberzeugung wird sich immer mehr in Ihnen befestigen, daß nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaft rührend und eindringlich ist." [1]).

Es war Schückings Verhängnis, daß er diesen Rat später zu wenig befolgte.

Das meiste und beste, was sich die beiden gaben, ist, da es in

---

z. B. Dr. Sch. Br. S. 274; Br. S. 201 f. Für den Einfluß der Engländer auf Schücking vgl. bes. Leb. I, S. 22.

[1]) Dr. Sch. Br. 14. Dezember 1843, S. 226.

Westfalen und am Bodensee durch mündliche Mitteilung geschah, nicht mehr aufzudecken, manches ist auch weniger durch Beeinflussung als durch die gemeinsame Grundlage im Wesen beider zu erklären. An dieser Stelle soll noch das Tatsächliche, was Schücking an direkten Anregungen, Motiven und Mitarbeiten der Freundin verdankt, untersucht werden. Zunächst gebe ich ein Beispiel dafür, wie offenbar gedankliche Anregungen Annettens in die Werke Schückings übergegangen sind. In den „Lebenserinnerungen“ [1]) erzählt Schücking, vierzig Jahre nach dem Aufenthalt auf der Meersburg, wie Annette auf den gemeinschaftlichen Spaziergängen Aphorismen geprägt habe, z. B.: „Ein Aristokrat ist auch der ärmste Bauer. Etwas, davon ist er überzeugt, versteht er besser, wie alle Anderen: dem Saatkorn den richtigen Wurf zu geben, oder einem spatlahmen Pferd zu helfen — in dem Ding ist er der Oberste“. In Schückings wenige Jahre nach dem Aufenthalt auf der Meersburg entstandenem Roman „Die Ritterbürtigen“ findet sich A. Bd. III, S. 91 derselbe Gedanke, „daß jeder Mensch ohne Ausnahme im Grunde seiner Seele Aristokrat ist. Machen Sie den ersten besten Bauer gesprächig, er wird ihnen erzählen, daß er irgendeinen Handgriff, einen Vortheil, eine Kenntnis voraus habe“ . . . Diesen Gedanken variiert er noch öfters; es ist hier natürlich nicht zu unterscheiden, wem von beiden er gehört, auch ist zu berücksichtigen, daß Immermann in dem — den beiden wohlbekannten — „Münchhausen“ V, Kap. 7, diese Ansicht ähnlich formuliert.

Dies Beispiel aber ist typisch dafür, wie das Gut beider schwer zu trennen ist. Im „Malerischen und romantischen Westfalen“ wird der Anteil jedes von ihnen selbst durch stilistische Untersuchungen nicht ganz zu sondern sein [2]); hier wie in den folgenden zu besprechenden Beiträgen der Droste hat er vieles von ihr Skizzierte selbständig überarbeitet. Die erste Lieferung des „Westfalen“ ist ganz von Freiligrath geschrieben, die zweite, Ende 1840 erschienene, bringt neben Freiligraths Namen den Schückings als Verfasser; dieser selbst gibt im „Lebensbild“, S. 106 an, Annette habe die „landschaftliche

[1]) Leb. I, 181.

[2]) Da, wie ich hörte, in Greifswald zu gleicher Zeit mit meiner Untersuchung eine rein stilistische Untersuchung der Beiträge Annettens in Schückings Werken als Dissertation unternommen wird, so habe ich meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf andere Punkte gerichtet und das stilistische Element nur in kurzen Bemerkungen gestreift.

Phisiognomie der oberen Weserufer skizziert", und auf S. 147 der „Lebenserinnerungen" sagt er, sie habe einige Gegenden, die er nicht kannte, wohl aber Annette, beschrieben, „mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch kleinen Hand ganze Blättlein, die in der Abschrift ganze Bogen wurden". Nach Hüffer[1]), der die Werke Annettens wie auch das gesamte westfälische Land genau kannte, stammt eine beträchtliche Anzahl Ortsbeschreibungen besonders im letzten Drittel des Buches von ihr, nämlich die von Büren, Fürstenberg, Bruchhausen, Delmede, Meschede, Klusenstein, Arnsberg; in den ersten Teilen gehören wahrscheinlich die von Köterberg, Herstelle, Corvey ihr an. Ich vermute, daß Schücking wie die eingestreuten Balladen der Freundin, so auch ihre Prosabeiträge zum Westfalen überarbeitet hat. Erst in der zweiten Auflage 1872 gesteht er Annettens Mitarbeit zu; in dieser Auflage hat er auch manche stilistischen Änderungen vorgenommen. — In Schückings romantisierendem „Dom zu Köln" ist nur das Gedicht „Der Meister des Dombaus, ein Notturno", jetzt überschrieben „Meister Gerhard von Köln" (Ges. Schr. I, 255), von Annette.

Es kommen für die weitere Untersuchung des direkten Einflusses Annettens auf Schücking die Werke in Betracht, die während der Zeit ihrer Freundschaft entstanden sind, nämlich die „Gedichte" (1846), die beiden Romane „Das Stiftsfräulein" und „Ein Schloß am Meer", die gleichzeitigen Novellen und schließlich in gewisser Hinsicht der Roman „Die Ritterbürtigen". — Die Gedichte Schückings sollen hier nicht eingehend untersucht werden; es sei nur gesagt, daß sich in der lyrischen Behandlung des Landschaftlichen sowie in den Balladen deutlich der Einfluß der Dichterin zeigt.

Es war sehr schwierig, über die Entstehungsgeschichte des „Stiftsfräuleins", des Werkes, das für das Verhältnis Annettens und Schückings am bezeichnendsten ist, Klarheit zu erlangen. Dieser Roman wurde zum Teil in einem Turmzimmer der Meersburg geschrieben[2]). Der Anfang (das spätere Kapitel 1 und die Hälfte von Kapitel 2) erschien schon 1842 in Nr. 40—42 des „Morgenblattes" unter dem Titel „Der Jagdstreit. Eine Szene aus dem vorigen Jahrhundert. (Aus einem größeren Ganzen)."[3]) In der Sammel-

[1]) Hüffer, S. 226 f. [2]) Dr. Sch. Br. S. 228. [3]) Vgl. dazu Dr. Sch. Br. S. 48.

schrift „Dombausteine“ [1]) erschien dann 1843 der ganze Roman unter dem Titel „Das Stiftsfräulein“. — Die Hauptpersonen sind das Stiftsfräulein Katharina und Bernhard, ein studierender Jüngling; unter diesen Masken bergen sich Annette und Schücking selbst. Den Hintergrund bildet Westfalen zur Zeit des Rokoko mit seiner Stiftsherrlichkeit; auch alte, teils erfundene, teils wahre Schauergeschichten sind verwendet, insbesondere die „grausigen Kindermorde“, die im 18. Jahrhundert in der Familie von Diepenbroick tatsächlich geschehen sind [2]). Der Roman spielt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und schon hier zeigt Schücking eine staunenswerte Kenntnis der Welt des Rokoko. Nach mancherlei Abenteuern schließt der Roman mit der Vereinigung Katharinas und Bernhards, nachdem sich Bernhard als geraubtes Adelskind erwiesen hat. Im „Lebensbild“ wie in den „Lebenserinnerungen“ [3]) sagt Schücking, Annette habe einen Teil des Werks, die Schilderung des Stiftsfräuleins selbst geschrieben, „etwa von S. 63 bis 100“ in der späteren Buchausgabe von 1846. Dieser Teil entspricht in dem Neudruck von Reclam den Kapiteln 5 und 6. Jedoch ergibt eine genaue Lektüre, daß Schücking wohl selbst vieles hinzugefügt oder überarbeitet hat. Manches in dem Roman konnte freilich nur durch die Hilfe der Schilderungen Annettens zustande kommen: so stammt die Anekdote von der Bauersfrau, die ihren Mann tot betet, von ihr; der Schloßgeistliche von Hohenkranegk ist der Hausgeistliche Wilmsen von Hülshoff; die Darstellung des Kuriengebäudes erfolgte nach ihren Schilderungen, deren Vorbild wieder das Stift Hohenholte gewesen war; zu der „römischen Margaret“ diente als Modell die „römische Lisbeth“, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch ihre zahlreichen Wallfahrten wohlbekannt war, und die Schücking wohl aus Erzählungen der Drosteschen Familie kannte [4]). Für das Detail der Rokokoschilderung hat Annette sicher durch Erinnerungen Material geliefert. Man kann also sagen, daß die Erfindung von beiden gemeinschaftlich ist; Schücking flocht die teils grausigen, teils humoristischen und idyllischen Geschehnisse zu einer Handlung zusammen, und als es galt, die Gestalt des Stiftsfräuleins zu schildern, gab

---

[1]) Karlsruhe, Artistisches Institut. — Ein Sammlung belletristischer und essayistischer Arbeiten zur Unterstützung des Kölner Dombaues, herausgegeben von Lewald.

[2]) Siehe Vorwort des Neudrucks „Eine dunkle Tat“ bei Reclam, von L. E. Schücking. [3]) Leb. I, S. 148. [4]) Vgl. Hüffer, S. 231 f.

Annette ihr eigenes idealisiertes Ich als Bild für die Erzählung her. In seinen ersten Kapiteln gibt der Roman eine Darstellung des Verhältnisses Annettens zu Schücking, nicht nur in seinen äußeren Formen — es werden z. B. dieselben Anreden und Beinamen gebraucht, wie sie Annette und Schücking im persönlichen Verkehr und in den Briefen anwendeten —, sondern er bietet auch eine psychologische Analyse ihrer Freundschaft, wie sie keine nachuntersuchende Biographie feiner geben kann[1]). Zur Zeit der Veröffentlichung des Romans in den „Dombausteinen", 1843, war aber das Verhältnis schon etwas erkaltet; Schücking hatte inzwischen Luise von Gall geheiratet, und so schreibt er der einstigen Freundin am 2. November 1843, er lege die „Dombausteine" nicht bei, „weil manches darin, was sie unangenehm berühren könnte" [2]); es mußte ihm sicherlich peinlich sein, die Erinnerungen an die vergangenen Stunden so zu wecken. Aber Annette liest trotzdem das Werk und urteilt rein sachlich darüber[3]). 1846 erschien dann der Roman in Buchform ungeändert unter dem Titel „Eine dunkle Tat" bei Brockhaus in Leipzig. In diesem Jahre trat der völlige Bruch mit Annette ein, und gerade jetzt lag aller Welt in diesem Buche das Verhältnis der beiden vor Augen. Diese Aufdeckung der toten Freundschaft mußte der Dichterin und ihrer Familie gleich unangenehm sein, und deshalb ist wohl von der Familie Droste das Buch aus den Bibliotheken und dem Handel entfernt worden; denn es sind nur noch ganz vereinzelte Exemplare vorhanden[4]). Nach dem Exemplar aus der Bibliothek Schückings wurde dann der Neudruck bei Reclam hergestellt, so daß also im ganzen vier Ausgaben existieren, die jedoch textlich völlig übereinstimmen.

Während „Das Stiftsfräulein" ganz unter dem Einflusse der Dichterin steht, gilt dies viel weniger für Schückings zweiten Roman „Ein Schloß am Meer". Er erschien als Buch 1843 und wurde hauptsächlich in Ellingen und am Mondsee 1842/43 verfaßt. Schon 1842 war unter der Überschrift „Paul, das erste Kapitel eines

---

[1]) Vgl. besonders Neudruck bei Reclam, S. 46, 64 ff. [2]) Dr. Sch. Br. S. 218. [3]) Dr. Sch. Br. 14. Dezember 1843, S. 226.

[4]) In den von mir befragten privaten Leihbibliotheken war das Buch durchweg auf unerklärliche Weise verschwunden. Mir sind nur die Exemplare der Universitätsbibliothek Göttingen und des Verlegers F. A. Brockhaus, Leipzig, bekannt geworden. Wegen der Seltenheit des Buches zitiere ich nach dem Neudruck bei Reclam. Vgl. hierüber auch das Vorwort zum Neudruck.

Romans" im „Morgenblatt" Nr. 177—283 ein Bruchstück erschienen, Annette erwähnt diesen Druck in den Briefen an Schücking am 15. November und 27. Dezember 1842. Wieder hat er manche persönlichen Erinnerungen eingeflochten, besonders solche an seine Jugendzeit während eines Besuches bei dem wunderlichen, einsiedlerischen Großvater in Münster, von dem er in den „Lebenserinnerungen" I, 55 ff., erzählt. Er führt uns das Hauswesen des merkwürdigen Mannes getreulich vor, und wie schon dem alten Driesch in der „Dunklen Tat", so gibt Schücking auch diesem Sonderling die Eigenschaft der Furcht vor dem Tode. Eine Episode spielt am Mondsee selbst, wo Schücking den Winter 1842/43 verbrachte. Der Baron von Ungern-Sternberg, dem Schücking ein Exemplar des Werkes übersandte, versichert ihm in einem [unveröffentlichten] Briefe: „Die Fabel Ihres Romans [mißbräuchliche Ausübung des Strandrechts] ist ein Faktum, das sich im Bereich meiner Familie unter einem meiner Vorfahren ereignet hat." Annette kennt zwei Bearbeitungen dieses Stoffes, davon ist eine von Kotzebue [„Das Strandrecht"] [1]). Das Werk ist eine Art Bildungsroman, der Held Paul aus Münster macht „le grand tour" und wird in die ungeheuerlichsten Geschehnisse hineingezogen. Die Darstellung zerfällt in einzelne fein ausgearbeitete Bilder, die uns nach Münster, an die Nordsee, ins Salzburgische, an den Rhein führen und nur durch die Fäden einer sehr unwahrscheinlichen Intrige und die gewagtesten technischen Mittel zusammengehalten werden. In diesem Roman will der Autor all sein Wissen, seine Ideen und Lebensweisheit unterbringen, und so beginnen schon hier die historischen Exkurse, z. B. die eingeschobenen Biographien der Episodenfiguren des Grafen Alfieri und der Gräfin Albany [2]), und die philosophischen Spekulationen, wie die pessimistischen Ansichten des Mönches Manuel und die geistreiche Rokokoweisheit des Großvaters, sich breitzumachen. Aber auch die Vorzüge Schückings treten hervor: die häufige Einfügung wirksamer Episoden, die leicht humoristisch gefärbte Ausmalung des Rokokodetails und geistreiche Paradoxe. — Sehr stark ist wieder der Einfluß des romantisierenden Schauerromans zu fühlen in den geisterhaften Vordeutungen, den grausigen Strandszenen, der „Frau mit der Sammetmaske", der Entführung und heimlichen

---

[1]) Dr. Sch. Br. S. 144. [2]) Über die er sich von Laßberg in einem ausführlichen Brief berichten läßt; siehe Leb. I, 216 ff.

Trauung sowie der zerfallenden Komposition. Romantisch-jungdeutsche Gestalten sind der von Weltschmerz und Pessimismus gequälte Mönch Manuel und die emanzipierte „grande amoureuse“ Frau von Lescomte. Schückings Lieblingsmittel für die Charakterisierung der Menschen, nämlich die Charakteristik durch Physiognomik und durch die von den Personen bewohnten Zimmer sowie die Belebung der Landschaft durch historische Bemerkungen finden sich hier schon deutlich ausgeprägt. — Sowohl die Anlage des Romans wie die Briefe ergeben, daß der direkte Einfluß Annettens auf dies Werk nur gering ist. Schücking hatte sich eben nach seiner Verheiratung Annettens Einwirkung entzogen; das Urteil seiner Frau galt ihm mehr als das der Freundin. Somit hat er auch die Anekdote vom tapferen Rekruten, welche die Freundin nach dem Druck des „Morgenblatts“ in einem Briefe beanstandet hatte [1]), in der späteren Buchausgabe nicht entfernt [2]). In der Schilderung des jungen Helden Paul zu der viel älteren Luise von Dietburg hat Schücking wohl einiges von seinen eigenen Empfindungen der Dichterin gegenüber eingefügt.

Deutlicher zeigt sich der Einfluß Annettens in den Novellen Schückings, die im Anfang der vierziger Jahre entstanden. Es finden sich darin Stücke, in denen man deutlich erkennen kann, woran sich Schücking schult; die verschiedensten Einflüsse treten noch unverarbeitet zutage. Der „Syndikus von Zweibrücken“ ist ganz in der Art E. T. A. Hoffmanns. Der Erzählung geht eine umfangreiche Einleitung voran, die sich mit der Frage des Doppellebens befaßt; Schücking beruft sich in einer Anmerkung auf Scotts „sentiment of Pre-existence“ im Guy Mannering und führt die Hypothese der ewigen Wiedergeburt in verschiedenen historischen Epochen aus. Ganz lose hiermit verknüpft ist die kurze abgerissene Haupterzählung von dem Manne, welcher der Teufel „sein könnte“, die ganze Stadt verführt, seinen Kopf unter den Arm nimmt und andere unheimliche Kunststücke ausführt. — Wichtiger ist die zweite Novelle „Nur keine Liebe“, in der das Titelproblem, wie eine Frau, die nicht lieben und nicht geliebt sein will, bekehrt wird, von einer Intrige mit vertauschten Briefen und vor allem von dem Element in den Hintergrund gedrängt wird, das nun immer mehr das Wertvollste in Schückings Werken wird: den Episoden und Genreszenen. Auch in den übrigen Novellen treten, wie schon im „Stiftsfräulein“ und im „Schloß am

[1]) Siehe Dr. Sch. Br. S. 150. [2]) In der Buchausgabe 1843, S. 6.

Meer“, diejenigen genrehaften Episoden und charakteristischen Personen hervor, die Schücking später in unzähligen Variationen immer wieder vorführt. So erscheint in der Novelle „Nur keine Liebe“ der Kleinstaatsouverän, die ältliche Stiftsdame, der dicke emeritierte Pfarrer, der sich, wenn sich die Tür öffnet, an Stricken zur Decke des Zimmers hinaufzieht, damit er keinen Zug bekommt; idyllische Szenen in einer Waldpfarrei und die Atmosphäre eines kleinen Residenzschlosses werden dargestellt. Auch wird hier, wie später so oft, die Graphologie zur Charakterisierung der Personen benutzt, insbesondere wird eine Schrift besprochen, die unschwer auf die Züge und das Wesen Annettens deuten läßt. — „Monsieur La Fleur“ gibt sich, wie es seit „Sebaldus Nothanker“, der sich als Fortsetzung von Thümmels „Wilhelmine“ darstellt, so beliebt war, als Fortsetzung einer Episode aus Sternes „Sentimental journey“. Yoricks Diener La Fleur liebt eine empfindsame Dame, zu der als Vorbild Luise von Bornstedt diente[1]), in übertrieben empfindsamer Weise; aber diese Dame sinnt sich als Triumph der Empfindsamkeit aus, dem La Fleur die totgeglaubte, von ihm so verhaßte Gattin wieder zuzuführen. Das Ganze ist als hübsche Satire auf die Empfindsamkeit, anzusehen; eingeschoben ist eine rabulistische Reiseerzählung La Fleurs in der Art Christian Reuters, der zu Schückings und Annettens Lieblingsschriftstellern gehörte. Diese Erzählung entstand auf der Meersburg[2]) und ist, wenn man bedenkt, wie gut bekannt ihnen beiden die Bornstedt mit ihren Eigenarten war, als ein von beiden gemeinschaftlich ersonnener Scherz anzusehen. — Weniger wichtig sind „Das Banquet auf Chicksand-Castle“, worin die grausige Selbstvernichtung einer altenglischen Adelsfamilie, die einem schmachvollen Geschick entgehen will, mit schaurigen Mitteln geschildert wird, und „Ein Geusenabenteuer“, das die Heldentaten eines Geusen erzählt. — Sehr interessant ist „Der Familienschild“, eine von Schücking und Annette gemeinsam verfaßte Novelle, auf deren Entstehungsgeschichte zuerst Hüffer hingewiesen hat[3]). Annette hatte Schücking auf einen Stoff aus ihrem Buche „Het Treur-Tooneel der doorchluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der grooten levendigh vertoont wordt“ (t'Amsteldam 1650) aufmerksam gemacht. Zunächst

[1]) Dr. Sch. Br. 25. Mai 1842, S. 81. Vgl. damit die Darstellung der Bornstedt in Annettens „Perdu“ als Claudine Briesen und in Gutzkows „Zauberer von Rom“ als Lucinde. [2]) Dr. Sch. Br. S. 228. [3]) Hüffer, S. 128 ff. und Leb. I, 147 f.

nun verarbeitete Schücking diesen Stoff in enger Anlehnung an die Quelle, mit Hinzufügung größerer Episodenszenen besonders am Anfang. Ein französischer Adliger flieht, nachdem er den Bruder der ihm zugedachten Braut erstochen, mit der Geliebten nach dem Schloß Moyencourt; hier wird er wegen des Duells von Richelieus Truppen belagert und verbrennt sich mit der Geliebten auf einem Scheiterhaufen; nur ihr Kind und das Familienwappen werden gerettet. Diese Bearbeitung bildet den ersten Teil des „Familienschildes" [1]). Annette hatte an eine Fortsetzung der Geschichte gedacht; der Entwurf ist auf zwei Blättern erhalten: Ein Nachkomme des geretteten Knaben ist unerkannt unter anderem Namen Verwalter auf Moyencourt. Es geht das Gerücht, der noch über dem Tor erhaltene Familienschild werde den letzten Nachkommen des unglücklichen Moussard erschlagen. Dem Verwalter widerfährt dieses Geschick, und es stellt sich dem Schloßherrn heraus, daß der Tote ein Moussard ist. Schücking folgt dem Plan Annettens zum großen Teil, aber er macht den Verwalter und die Tochter des Schloßherrn zu einem Liebespaar; der Verwalter stirbt nicht, sondern genest; bei dem Unfall hatte sich die Liebe der Tochter zu dem jungen Mann herausgestellt, und deshalb muß er das Schloß verlassen; als Beamter der französischen Republik während der Revolutionszeit rettet er jedoch das Schloß und erhält die Tochter zur Frau. Dies ist der zweite Teil des „Familienschildes" [2]). Bezeichnend für Schücking ist, wie er das von der Dichterin nur fein angedeutete Liebesmotiv und den konsequenten Schluß ins Herkömmliche umwandelt; er empfindet das selbst, denn er schreibt bei der Übersendung des Drucks an die Freundin am 17. August 1841: „Er ist doch zu flüchtig geschrieben, ohne tiefere Charakteristik!" [3]) — In der breit erzählten Novelle „Wein- und Liebeshandel" liegen die Keime zu den späteren modernen Intrigenromanen Schückings. Liebliche rheinische Stimmungen wechseln ab mit kriminalistischen Vorgängen in der Art Eugen Sues; und wie um diese Herkunft zu bezeugen, sagt Schücking selbst charakterisierend mitten in der Schilderung einer Verbrecherkneipe, es sei „eine Gruppe und eine Szene, wie Eugen Sues kühne Crayon-Skizzen sie so meisterhaft dargestellt haben". — Die letzte Erzählung „Große Kinder"

---

[1]) Zuerst veröffentlicht „Morgenblatt" 1841, 24. April bis 4. Mai.
[2]) Zuerst veröffentlicht „Morgenblatt" 1841, 1.—8. Juli.
[3]) Dr. Sch. Br. S. 35.

ist wieder voll romantischer Motive, die allerdings recht gesucht und unnatürlich verwendet sind [1]). Manches zeigt den Einfluß Annettens. So sind wohl die gespenstischen und pathologischen Motive aus der Erinnerung an Gespräche über derartige Vorfälle von Sinnestäuschung hervorgegangen. Deutlich aber erkennt man, was Schücking in stilistischer Hinsicht von der Dichterin gelernt hat, wenn man eine Stelle liest, wie:

> „Auf einer Gartenbank unter den Bäumen, die den Hügel bedeckten, hatte sich Benedict ausgestreckt und horchte dem kurzen Grunzen des Igels, der schleichend im dürren Laube raschelte, sah dem Käfer zu, der sich durch den Sand wühlte, oder folgte dem Fluge einer Schwalbe, deren Schatten soeben wie ein schwarzer Fleck über den Spiegel des Teiches geschossen war."

Bei diesen Worten glaubt man eine Impression der kurzsichtigen Annette aus den „Heidebildern" in Prosa umgesetzt zu hören.

Da gewöhnlich angenommen wird, der Bruch zwischen Annette und Schücking sei durch die Veröffentlichung des Romans „Die Ritterbürtigen" veranlaßt worden, so ist das Werk in diesem Zusammenhange zu besprechen. „Die Ritterbürtigen" sind, wie Schücking selbst Annetten ankündigt, „halb politischer Roman, halb Intriguenstück" [2]). Das edle Paar Theo und Valerian muß sich durch die Intrigen der ehrgeizigen Gräfin von Quernheim, die an die intrigante Prinzessin Saint Diziers in Sues „juif errant" erinnert, hindurchkämpfen. Als Rahmen dient die zurückgebliebene westfälische Adelswelt mit ihren charakteristischen, teils in der Tradition verdummten und verrohten, teils zielbewußt für ihren Stand kämpfenden Gestalten, und in diesem Kreise vertritt Valerian das reformierende Element. Für die Darstellung der verkommenen westfälischen Adelswelt soll Schücking Stoff von Annette erhalten haben. Sie schreibt an Schlüter 13./15. April 1846, sie „stehe in dem allgemeinen Verdacht, ihm das Material zu seinen Giftmischereien geliefert zu haben" [3]). Schon 1839 hatte sie, von ihrem geplanten Buche „Bei uns zu Lande auf dem Lande" sprechend, ihrer Schwester geschrieben: „Ich fürchte, meine Landsleute steinigen mich, wenn ich sie nicht zu lauter Engeln mache" [4]); Schücking hatte nun eine solche Darstellung gewagt, und da er selbst in der Ferne war, wurde die gesteinigt, welche als seine Mitschuldige galt: Annette. All die Verstimmung, welche sich seit Schückings Ver-

---

[1]) Zuerst hieß die Novelle „Ein Frauenherz" (im Rheinischen Taschenbuch 1844, Frankfurt a. M.); vgl. die Kritik Annettens, Dr. Sch. Br. S. 225.

[2]) Dr. Sch. Br. S. 344, 15. Juni 1845. [3]) Br. S. 337. [4]) Br. S. 189.

lobung in Annette angesammelt hatte, brach nun vereinigt mit dem neuen Schmerz in dem erwähnten Brief an Schlüter hervor. Sie gesteht darin selbst, daß Schücking auf Befragen manches von ihr erfahren habe; auch habe er sich charakteristische Personen von Familien, in die sie ihn eingeführt hatte, gemerkt; er habe dann diese Beobachtungen „mit allen Zuthaten einer des Juif errant würdigen Phantasie an den Pranger gestellt“ [1]). Es sind aber doch nur Einzelheiten, die Schücking bei der Gestaltung westfälischer Stoffe von Annette selbst erfuhr, vieles von dem, was er schilderte, war in den eingeweihten Kreisen allgemein — also auch Schücking — bekannt; einiges, wie die prachtvolle Gestalt des blinden Mainhövel, hatte Schücking durch Luise von Gall erfahren. Schücking selbst war sich seiner Schuld nicht bewußt. Die gleichzeitigen Kritiken tadeln die Schwächen des Romans: die allzuweit ausgesponnene Intrige, die schlecht gezeichneten Charaktere, das Herausfallen des Tendenziösen aus der Erzählung [2]). Tatsächlich steht Sternbergs „Paul“, 1845, der in der Idee manches mit Schückings Roman gemeinschaftlich hat, an Komposition, Entwicklung der Charaktere und der Durchführung der Tendenz über den „Ritterbürtigen“. Er selbst tadelt einige Jahre später in einem Briefe an Schlüter den Roman sehr scharf [3]) und schreibt, er würde ihn jetzt ganz anders machen. Wirklich arbeitete er 1864 für die zweite Auflage, die er seinem Freunde Vincke widmete, in den „Ausgewählten Romanen“ das Werk um und besserte die Komposition, ohne indes die tendenziösen Stellen wesentlich zu ändern.

Nachwirkungen von Annettens Einfluß zeigen sich noch deutlich in Einzelheiten der späteren Werke Schückings. Das Gedicht Annettens „Die beschränkte Frau“ (Ges. Schr. I, 183) veranlaßte wohl die Figur der Frau des Vogts in der „Marketenderin von Köln“, deren Mann stets sagt: „Die Frau ist zu dumm“, und die dann doch alles zum Guten führt. — Gedichte Annettens werden zitiert in den „Verschlungenen Wegen“ B I, 64 („O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn“; Ges. Schr. I, 96), in „Schloß Dornegge“ B II, 171 („Ich steh' auf hohem Balkone am Turm“; Ges. Schr. I, 104) und im „Recht des Lebenden“ I, 56 („Wir sind ein friedlich still Geschlecht“; Ges. Schr. I, 50). — In den „Heiligen und Rittern“ verwendet Schücking

---

[1]) Br. S. 338. [2]) „Abendzeitung“ 1846, Nr. 19. „Blätter für literarische Unterhaltung“ 1846, Nr. 147. [3]) Siehe „Euphorion“ VIII, S. 804.

das Motiv, welches Annette für ihr Buch „Bei uns zu Lande“ geplant hatte: Ein fremder Edelmann besucht Westfalen und lernt die verschiedensten westfälischen Verhältnisse kennen. Hier verwendet Schücking auch das von der Dichterin in den „Bildern aus Westfalen“ (ges. Schr. III, 77) geschilderte Felsenmeer; und vor allem zeichnet er in diesem Roman Annette getreulich in der Gestalt der Ludmilla, in der äußeren Erscheinung und ihren Liebhabereien[1]), wie besonders in ihrer seelischen Kompliziertheit; er gibt hier feinfühlig und treffend wie wohl kein Biograph nach ihm eine Analyse des Droste-Problems[2]). Persönliche Erinnerungen sind eingeflochten: er erwähnt die ihnen von Adele Schopenhauer geschenkte „Bleistiftskizze, die ein Kinderpaar darstellte, das einem vor ihnen herschwebenden geflügelten Stern nachjagte“[3]), und schildert das peinliche Gefühl ihrer nur im Verborgenen erlaubten Vertrautheit[4]). Gespräche über Ludmillas-Annettens persönliches Verhältnis zu ihm, über ihre Ideen sind eingefügt, und wenn Gerwin (= Schücking) II, 64 zu ihr sagt: „Sie sollten einmal, statt immer andere als den Mittelpunkt Ihrer Existenz zu betrachten, sich selbst als einen Mittelpunkt der Welt betrachten“, so gibt dies Gespräch den Schlüssel zu dem Anfang des Drosteschen Gedichtes „Das Ich der Mittelpunkt der Welt“ (ges. Schr. I, 283):

Jüngst hast die Phrase scherzend du gestellt:
„Wer Reichtum, Liebe will und Glück erlangen,
Der mache sich zum Mittelpunkt der Welt . . .

All dies zeigt, wie deutlich noch nach dreißig Jahren die Gestalt der Freundin vor seinem Auge stand.

Fassen wir alles zusammen, so ergibt sich: aus der tatsächlichen Zusammenarbeit mit der Freundin entstanden „Das malerische und romantische Westfalen“, „Der Familienschild“ und das „Stiftsfräulein“; Schücking erhält von ihr Material für die „Ritterbürtigen“, in einigen Novellen, wie „La Fleur“ und „Große Kinder“, sowie an einzelnen Stellen späterer Werke zeigen sich Anregungen Annettens; gering ist ihre Bedeutung für „Ein Schloß am Meer“ und die übrigen Novellen. — Sehr wichtig war aber die Bedeutung der Dichterin für die späteren Werke Schückings: Annette hat ihn dauernd zum Roman geführt, hatte in ihm die Neigung für westfälische Stoffe verstärkt; er lernte viel von ihrer Art der Naturbeobachtung,

[1]) Z. B. „Heiligen und Ritter“ I, 94, 116. [2]) Vgl. Stellen wie I, 121 ff., 124, 272; II, 64 ff., 155; IV, 73 ff., 216, 234. [3]) IV, 73; vgl. auch Hüffer, S. 223. [4]) IV, 76, 216.

von ihren Erinnerungen aus der Geschichte und der Sage des Landes sowie von ihrer Kenntnis der Rokokozeit. Auf all dies ist später noch mehrfach zurückzukommen.

In dieser ersten Epoche von Schückings Schaffen fanden wir aber auch schon alle Elemente ausgeprägt, die später, wie ebenfalls die systematische Untersuchung im einzelnen zeigen wird, die Hauptcharakteristika seiner Werke bilden.

Jetzt ist der Überblick über Schückings Romane fortzusetzen. Es soll an dieser Stelle nur eine einfache Analyse dieser Romane unter Hervorhebung der charakteristischen Arten und Motive gegeben werden, ohne hier schon auf die literarhistorischen Zusammenhänge einzugehen. Wir gewinnen damit eine Basis für die eingehendere systematische Untersuchung in den nächsten Kapiteln.

„Ein Schloß am Meer" stand noch stark unter romantischem Einfluß. Am Ende der vierziger Jahre folgte für Schücking eine mehr politische Periode, deren Früchte die Bücher „Eine Römerfahrt" (1848) und „Heinrich von Gagern" (1849) sind, und er ist nun in den folgenden Romanen bemüht, sich von dem romantischen Einfluß zu befreien. Für diese Romane ist Walter Scott von großer Bedeutung. Wichtige kulturhistorische Ereignisse werden in panoramaartigen Bildern vorgeführt. Hierher gehören die drei großen Romane „Ein Sohn des Volkes", 1849, „Der Bauernfürst", 1851, „Ein Staatsgeheimnis", 1854. Sie bieten ein verwirrtes und verwirrendes Durcheinander von spannenden Geschehnissen, historischen Tatsachen, behaglichen Episodenausmalungen, politischen und sozialen Erörterungen, originellen Beobachtungen und Gedanken. Alle Ergebnisse, die ihm das ereignisreichste Jahrzehnt seines Lebens gebracht hatte, finden sich in diesen Büchern zusammengedrängt. Die Handlung in ihnen spielt hauptsächlich in den Rheingegenden und Westfalen zur Zeit der großen Kämpfe und Umwälzungen um 1800; in allen dreien kämpft ein Mann in seiner Zeit, die über ihn hinwegeilt. In „Ein Sohn des Volkes" sind eigentlich zwei Helden vorhanden: Karl, der Aristokrat, und Lambert, der Bauer; der Aristokratensprößling siegt, durch das Leben belehrt und gereift; der Sohn des Volkes muß zugrunde gehen, da er mit Leidenschaft aus seinem Lebenskreise hinausdrängte, „er war ein verlorenes Opfer einer Übergangsepoche der Geschichte, wie jede Übergangsepoche ihrer so viele fordert und gerade unter den kräftigsten Charakteren sich auserwählt. Er hatte sich seiner Zeit zum Werkzeug hingegeben, und sie hatte ihn miß-

braucht" (II, 298). — Sehr bedeutsam für Schückings politische Anschauungen ist der „Bauernfürst", der dem italienischen Staatsmann Marchese Massimo d'Azeglio mit einem vielsagenden Vorwort zugeeignet ist[1]). Ein kleiner Fürst mit den großen Ideen Josephs II. kämpft sich, auf den Bauernstand gestützt, gegen viele Intrigen durch, kann aber nicht verhindern, daß sein Land schließlich mediatisiert wird. Ein Teil des Romans spielt in Ellingen, wo sich Schücking 1842/43 aufhielt. — In dem mißlungensten dieser drei Romane, dem „Staatsgeheimnis", steht die Gestalt Ludwigs XVII. im Mittelpunkt. Schücking glaubte fest, der Sohn Ludwigs XVI. sei aus dem Temple gerettet worden; der französische Verfechter dieser Behauptung, Gruau de la Barre, besuchte ihn in Sassenberg und brachte ihm sein dreibändiges Werk „Intrigues dévolées ou Louis XVI, dernier roi légitime de France" (Rotterdam 1848). Dieser Stoff ermöglicht es Schücking, eine breite Intrige auf umfangreicher kulturhistorischer Grundlage zu entwickeln; die Kämpfe der Royalisten und Bonapartisten, die Kultur des Empire und ihre Wirkung auf Deutschland kann vorgeführt werden, es bietet sich viel Gelegenheit zu politisch-historischen Exkursen. Aber das Problem, das Schücking III, 287 ausspricht: „ein tragisches Schicksal ohne tragische Schuld", war eben kein dankbares Problem; der Held erscheint als Schwächling; er ist kein betrogener Betrüger wie Schillers „Demetrius", er ist kein bewußter, aber redlicher von seiner Bedeutung überzeugter Betrüger wie Alexis' „Woldemar", sondern ein wirklicher Prätendent, der eben von allen nur für einen Betrüger gehalten wird.

Bis 1870 pflegte Schücking dann zwei andere Arten der kulturhistorischen Erzählung. Er hatte wohl eingesehen, daß seine Kraft zu so großen „historischen Gemälden", wie er sie plante, nicht ausreichte. Den Übergang zu einer bescheideneren Art bilden „Der Sohn eines berühmten Mannes" und „Günther von Schwarzburg" (1857). Wieder werden zwei tragische Schicksale dargestellt: der Sohn eines berühmten Mannes, nämlich des Reitergenerals Johann von Werth aus dem Dreißigjährigen Kriege, will den Ruhm seines Vaters durch eine große Tat übertreffen, aber seine Intrige mißlingt, er geht unter; und sterben muß auch der junge König Günther von Schwarzburg durch die gegen ihn angezettelte Untat eines auf ihn eifersüchtigen Mannes von niederem Stande. — Es folgt dann eine

---

[1]) Vgl. S. 69.

Anzahl von kleineren kulturhistorischen Novellen, in denen eine diplomatische, Kriegs- oder Liebesintrige vor einem vortrefflich ausgeführten kulturhistorischen Hintergrund entwickelt wird. So spielen die Novellen „Aus den Tagen der großen Kaiserin" (1858) am Hofe Maria Theresias, und hier kann Schücking das leicht humoristisch gefärbte Rokokomilieu des Wiener Hofes in seiner zierlichen Eigenart schildern. „Eines Kriegsknechts Abenteuer" stellen die bunten, gefährlichen Erlebnisse eines österreichischen Offiziers während und nach dem Siebenjährigen Kriege dar. Hierher gehören auch die kleineren historischen Erzählungen, die in den zahlreichen Novellensammlungen Schückings zerstreut sind, und die oft mit wenigen Strichen den kulturhistorischen Hintergrund in bewundernswerter Weise lebendig machen, wie „Ein Mißverständnis", „Die drei Großmächte", „Der gefangene Dichter". Das Motiv der zuletzt genannten Novelle bildet Goethes Aufenthalt in Darmstadt; die darin enthaltene Entstehungsgeschichte des Tasso ist zwar historisch falsch, aber das hessen-darmstädtische Hofmilieu mit seinen wechselnden Stimmungen, der soldatenwütige Herzog und die empfindsame, schöngeistige Herzogin in ihrer künstlichen Grotte, sind sehr gewandt dargestellt; ähnlich wird im „Turmzimmer" Herders Verhältnis zu Karoline Flachsland und die empfindsame Liebe des achtzehnten Jahrhunderts geschildert, wobei das Problematische im Charakter des jungen, reizbaren Herder beachtenswert ausgeführt ist. — Eine umfangreichere Erzählung aneinandergereihter Abenteuer ist „Der Kampf im Spessart", 1870 (auch unter dem Titel „Verlassen und verloren" in den Novellenbänden „Deutsche Kämpfe" enthalten); in diesem Roman treten die wertvolleren Bestandteile der Erzählungskunst Schückings zurück, mit der plumproutinierten Technik des Kolportageromans wird die Intrige in die deutsch-französischen Kämpfe im Spessart 1796 verflochten. Diese Art der historischen Erzählung läßt sich also als die des Anekdoten- und abenteuerlichen Romans mit stark betontem kulturhistorischen Hintergrund charakterisieren. Die zweite Art des historischen Romans, die Schücking bis 1870 pflegte, ist die des heimatlichen kulturhistorischen Romans in aneinandergereihten, sorglich ausgeführten Episoden. Von früh an trug er sich mit dem Plan, seinem Vorbild Walter Scott nacheifernd, vielleicht auch durch Balzacs „Comédie humaine" angeregt, eine Kulturgeschichte seines Heimatlandes in Romanform zu schreiben[1].

---

[1]) Darüber ausführlicher unten S. 86.

Erst 1858—60 vollendete er seinen Plan; es entstanden „Paul Bronckhorst“ (1858), „Die Rheider Burg“ (1859) und „Die Marketenderin von Köln“ (1860). 1864 vereinigte er in den „Ausgewählten Romanen“ diese drei Werke mit den „Ritterbürtigen“ und spricht in einer Einleitung klar seine Absicht aus, daß er in zyklischer Form hier eine Kulturgeschichte Westfalens geben wolle. In diesen westfälischen Romanen ist die Handlung nur das Mittel, um einen großen kulturhistorischen Apparat in Szene setzen zu können: Schücking führt die verschiedenen Gegenden des westfälischen Landes vor und stellt alle Kreise der Bevölkerung von den Volks- und Verbrechertypen bis zu den Aristokraten und den fremden Eroberern dar. Die Freuden und Schmerzen dieser Stände, ihre Vorzüge und Schwächen werden teils anschaulich in großen Episoden, teils mehr theoretisch in Dialogen und Parabasen geschildert. Auch ein äußerer Zusammenhang der Werke wird dadurch hergestellt, daß Personen des einen Romans in den anderen wieder auftreten. „Die Marketenderin von Köln“ spielt 1794 teils in Köln, teils in dem Duodezstaat Ruppenstein; ein Bürgermädchen folgt einem geraubten Kölner Studenten als Marketenderin und befreit ihn. In diesem Roman, der in aneinandergereihten Genrebildern die Verworrenheit und den Verfall der deutschen Verhältnisse nach der französischen Revolution darstellt, herrscht ein humoristischer Ton der Erzählung vor. Die „Marketenderin“ ist für Schückings Schaffen von der Bedeutung wie für das des Wilibald Alexis „Die Hosen des Herrn von Bredow“; hier hat Schücking sein eigenstes Gebiet gefunden und den Stil einheitlich durchgeführt. — „Paul Bronckhorst“ spielt 1802; die historischen Tatsachen, die diesem Roman zugrunde liegen, sind die Besitzergreifung Münsters durch Preußen und der Beginn der Regierung eines französischen Herzogs über ein kleines deutsches Territorium Emsa-Ravenstein (in Wirklichkeit Looz-Corswarem). Deshalb lautet der Untertitel des Romans „Die neuen Herren“, und nun werden die Folgen dieser politischen Umwälzung für Land und Leute vorgeführt. In diese Ereignisse sind dann mehrere Intrigen kriminalistischer Art eingeflochten, die ihre Lösung dadurch finden, daß der die Tochter des Herzogs liebende und in falschen Verdacht des Mordes geratene Held sich als Sohn eines Aristokraten erweist, wie auch der Student in der „Marketenderin“ der unerkannte Sohn eines Adligen war. — „Die Rheider Burg“ zeigt eine etwas andere Technik. Der kulturhistorische Hintergrund ist hier nicht so breit dargestellt wie in den vorhergehenden Werken; die eigent-

liche, straffgeführte Handlung, die auch hier hauptsächlich kriminalistische Motive aufweist, tritt stark hervor, während die kulturhistorischen Grundlagen, der Gegensatz zwischen Industrie und Adel und die Franzosenherrschaft in Berg, nur angedeutet sind. Hieran schließen sich dann als Übergang vom historischen zum Zeitroman die „Ritterbürtigen", in denen die Adelsfrage mit ihren sozialen, religiösen und politischen Problemen im Mittelpunkt steht.

In seiner letzten Epoche wendet sich Schücking dem historischen Ideenroman zu; in „Luther in Rom" (1870) steht als Hauptmotiv die Reformation der degenerierten katholischen Kirche, in „Große Menschen" (1884) das Problem der menschlichen Größe im Mittelpunkt der Erzählung. Diese Ideen verkörpern sich in zwei Menschen, die der Reformation in Luther, die der gewaltsam erstrebten menschlichen Größe in Leo X. = Giovanni Medici. Den Hauptpersonen fällt eine dreifache Aufgabe zu: erstens müssen sie sich vor dem breit und bunt ausgemalten Hintergrund der Renaissancezeit mit ihren charakteristischen Gestalten als außergewöhnliche Menschen abheben, zweitens werden sie in eine komplizierte Intrige, die mit dem eigentlichen Hauptthema fast gar nichts zu tun hat, verstrickt, und drittens muß auf Grund ihrer Erlebnisse die Idee in weitausgeführten Selbstbetrachtungen des Helden und in Gesprächen mit den Nebenfiguren entwickelt und von allen Seiten beleuchtet werden. Und so wird gezeigt, wie der fromm katholische Luther, als er die Verdorbenheit Roms erkennt, zur Reformation geführt wird, und wie Leo X., der ursprünglich nur das eine Ziel hat, den Gipfel menschlicher Größe und irdischen Edelmuts zu erreichen, durch die Schlechtigkeit seiner Umgebung zum hartherzigen Tyrannen wird. „Luther in Rom" ist sehr wichtig für die Beurteilung Schückings, denn hier gibt er sein religiöses Glaubensbekenntnis. Er, der Katholik, sucht die Gestalt Luthers zu erklären und sie zugleich in einen großen historischen Zusammenhang mit der deutschen Kaiserzeit zu bringen; dazu dient die Gestalt einer Nachkommin der Hohenstaufen, Corradina, die ein Buch mit Aufzeichnungen Friedrichs II. verwahrt, und dadurch, daß Luther aus diesen Aufzeichnungen Anregungen zu seinem Reformationswerk erhält, wird er ein Fortsetzer des Werks der alten Staufenkaiser. Dieser Roman erregte sehr großes Aufsehen; man empfand: „seine Motive sind der Vergangenheit entnommen, seine Adresse gilt der Gegenwart" [1]).

---

[1]) Aus einem Zeitungsausschnitt im Nachlaß Schückings.

„Große Menschen“ knüpfen in Handlung wie in Idee an den Lutherroman an. In beiden Romanen konnte Schücking auf Grund eingehender Studien ein prachtvolles, groß angelegtes, episodenreiches Kulturbild der Renaissance geben, in beiden wird das Ideal des Humanismus vorgetragen, und in beiden treten teilweise dieselben Personen auf. Aber so fein auch die Gestalt Leos X. ausgeführt ist, Schückings Kraft erlahmte doch an dem großen Problem; er wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß er einfach die historischen Quellen ausschrieb.

Es ist jetzt noch ein Überblick über die Zeitromane Schückings zu geben. Seine eigene Ansicht über diese Prosagattung drückt er in einem späteren Werke, „Seltsame Brüder“ (1881), II, 23 f., aus. Der Held liest Romane; die deutschen verwirft er, „weil sie die Produkte eines tendenz- und bildungslosen Erzählerdrangs“, die englischen, weil sie zu langweilig waren,

> „aber bei den französischen fand er Darstellungen der Leidenschaft, welche ihn in hohem Grade frappierten“. „Wie schal stellten sich dagegen ihm die Zumutungen der Autoren dar, die seine Teilnahme für die milchblutigen Neigungen unausgegorener Jugendlichkeiten in Anspruch nahmen, denen das Leben noch keinen Charakter, die ernste Arbeit noch kein Gepräge der Würde gegeben. Aber den Roman schätzen lehrte ihn seine Stimmung jetzt; er sah wie eine Vereinigung aller Künste in ihm: der Aufbau, die Komposition vertrat die Architektur, die Schilderung die Malerei; die Charakteristik war das plastische Element und das übrige die Musik. Und die ungeheure Tragweite, welche diese Form der Dichtung für die Bildung und die Gedankenleitung der Zeit habe, lernte er schätzen. Wie moralisierend hatte sie in England, durch die Frauen, die sich dort ihrer bemächtigt, wie demoralisierend durch die Männer in Frankreich gewirkt! Welche Wirkung konnte sie in Deutschland üben, wenn die Autoren, sich dessen bewußt, mit wärmerem Pulsschlag für das Allgemeine sich der Zeitgedanken bemächtigten und aus den engen Zirkeln, in denen sie wie moderne Archimedes saßen, heraustraten, die Signatur irgend eines hohen und bewußten Wollens auf der Stirne.“

Schücking hatte sich in der Tat der Zeitgedanken bemächtigt, seine Werke sind voll von bewußt ausgebildeten Ideen; aber leider ist ein großer Teil der Romane nur dazu bestimmt, zur Unterhaltung zu dienen, und in diesen treten dann die besseren Elemente seiner Kunst am weitesten zurück. Der erste große Zeitroman Schückings waren „Die Ritterbürtigen“; die beiden nächsten kleineren Romane „Die Königin der Nacht“ (1852) und „Die Sphinx“ (1856) wurden schon von den zeitgenössischen Kritikern wegen ihrer unwahrschein-

lichen Handlung getadelt[1]). Bereits in diesen ersten und noch mehr in den folgenden Zeitromanen tritt Schückings Beschäftigung mit den Tendenzen der Jungdeutschen hervor; die Adelsfrage, soziale, juristische, politische Probleme, die Frauenfrage spielen eine große Rolle. „Der Held der Zukunft" (1855) führt einen „Zerrissenen" vor, einen zum Tode verurteilten Volksführer, der sich als Aristokrat erweist und ein großer Diplomat wird. — In dem Roman „Die Geschworenen und ihr Richter" (1861) bestreitet ein Idealist die Berechtigung des Geschworenengerichts. Sein Vater ist unschuldig zum Tode verurteilt, und der Held rächt sich nun an einzelnen der gewissenlosen Geschworenen. — Schücking war ein Feind des Industriekapitalismus, und in dem Roman „Eine Aktiengesellschaft" (1863) wendet er sich gegen die Auswüchse dieser in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neuen Erscheinung. Doch tritt hier, wie schon in den beiden eben genannten Tendenzromanen, das eigentliche Tendenzthema sehr zurück, und Intrigen und Episoden, die mit dem Hauptproblem sich fast gar nicht berühren, nehmen einen großen Raum ein. Zu dem Roman „Frauen und Rätsel" (1865) empfing der Verfasser einige Anregungen während seines Aufenthaltes in London (1862). Allein nicht die Rätselhaftigkeit der Frauenseele wird behandelt, wie Titel und Anfang des Romans vermuten lassen, sondern ein Intrigenroman mit umfangreichen Episoden entwickelt sich: die verborgene Erbin eines kleinen Fürstentums wird gesucht, und plötzlich sind zwei Prätendentinnen vorhanden. Dies Thema des doppelten Prätendenten kehrt in dem späteren Roman „Der Erbe von Hornegg" (1878) wieder.

Aber seit dem Anfang der sechziger Jahre wendet sich Schücking von den mehr äußeren den inneren Problemen des menschlichen Lebens zu, die Frage nach der Entwicklung zu möglichster Vollkommenheit des Individuums beschäftigt ihn: der „Weg zum Glück", wie der Untertitel von „Schloß Dornegge" lautet. Er wendet sich also zu ethischen Fragen. Alle Hauptpersonen in den drei großen Romanen „Verschlungene Wege" (1865), „Schloß Dornegge" (1868), „Die Malerin aus dem Louvre" (1869), suchen das Glück; in langen Gesprächen wird darüber „gehandelt", aber nur durch grelle, verworrene Schicksale gelangen sie, zum größten Teil resignierend, an

[1]) Siehe besonders R. Prutz, „Die Literatur der Gegenwart", Leipzig 1860, Bd. II, S. 148 ff.

ihr Ziel, oder sie gehen langsam zugrunde. Diese drei Romane bilden also eine gewisse Einheit, und deshalb hat sie Schücking in der zweiten Serie seiner „Ausgewählten Romane“ vereinigt. An die Stelle der Episoden und Genrebilder treten hier umfangreiche Gespräche. Die innere Entwicklung der Helden wird durch die abenteuerlichen Wechselfälle der Intrige herbeigeführt, deren Fäden gerade hier, wenn auch unnatürlich, so doch technisch sehr geschickt verschlungen und wieder gelöst werden. Wir haben also in diesen Romanen zu scheiden: erstens die innere Entwicklung der Helden, die in Gesprächen oder Selbstbetrachtungen ihren Ausdruck findet, und zweitens die spannende äußere Handlung. Das Grundmotiv dieser äußeren Handlung ist in allen drei Romanen das gleiche: das Kind eines außer Landes gegangenen Mannes will Besitz von seinen rechtmäßig ererbten Gütern ergreifen, die inzwischen in andere Hände übergegangen sind; und mit dieser Intrige werden nun Motive der Liebe, des Mordes, der Verkleidung und dergleichen so verknüpft, daß sich die Fäden durch drei bis vier Bände fortspinnen lassen.

Schon während dieser Zeit, besonders aber nach 1870 schreibt Schücking zahlreiche Unterhaltungsromane für die breite Masse. Teils sind dies sehr umfangreiche Werke, wie „Herrn Didiers Landhaus“ (1872), „Der Erbe von Hornegg“ (1878), „Alte Ketten“ (1883), teils kleinere Romane und Novellen. Aber so wertlos auch all diese Bücher sein mögen, so oft sich auch dieselben Motive der Handlung, dieselben Personen wiederholen, sie sind nie ganz uninteressant. Bald ist der Schauplatz beachtenswert, der meist Westfalen, bisweilen aber auch Italien oder Frankreich darstellt; manchmal bildet auch der Krieg von 1870/71 den Hintergrund, wie in „Herrn Didiers Landhaus“, in der „Barmherzigen Schwester“, in „Pulver und Gold“. Bald tritt ein Motiv hervor, das psychologisch interessiert; so behandelt die Novelle „Ein falscher Grundsatz“ die These: ein rechter Mann läßt nicht mit sich kokettieren; in „Feuer und Flamme“ führt der Autor aus, wie der Stolz einer Frau allmählich gebrochen wird, in „Etwas auf dem Gewissen“ wird ein im Leben und in der Kunst weltunkundiger Schwärmer, „nichts kennend und doch alles schildernd“, zum Realismus bekehrt, in „Märtyrer oder Verbrecher“ die verderbliche Wirkung des vom Priester innegehaltenen Beichtgeheimnisses gezeigt, und in „Ein Kulturkämpfer“ der Untergang eines katholischen Geistlichen, der durch die Wirren des Kulturkampfes zugrunde geht, erzählt. Auch künstlerisch wertvolle Episoden finden sich noch häufig,

und Schückings Lieblingsprobleme, die Frauenfrage, die Bildungsfrage, die religiöse Frage, treten bisweilen hervor. Von diesen Dingen abgesehen aber stehen die meisten Werke seiner letzten zwanzig Lebensjahre ganz auf der Stufe des Unterhaltungsromans der Familienblätter. Schücking war eben gezwungen, da er keine weiteren Einnahmequellen hatte, vieles des Gelderdienstes wegen zu schreiben, und infolge der hierdurch aufgezwungenen Hast der Produktion konnten auch seine besseren Werke nicht ausreifen.

Aber in zwei Werken erreicht Schücking noch einmal gewisse Höhepunkte, oder sie sind doch zum mindesten geeignet, unser Augenmerk in besonderem Maße auf sich zu lenken. „Die Heiligen und die Ritter" (1873) sind das moderne Gegenstück zu „Luther in Rom" und zugleich auch das Parallelstück zu Gutzkows „Zauberer von Rom". In der Darstellung der modernen westfälischen Verhältnisse, insbesondere der Adelskreise, und in der Verwendung tatsächlicher Ereignisse und Gestalten aus dem Leben Westfalens bildet der Roman eine Fortführung der „Ritterbürtigen". „Die Geschichte heißt zwar Roman, ist aber die Geschichte des rheinisch-westfälischen Katholizismus . . . Sie führt uns die Allianz der Kirche und des Adels vor in ihrer Blüte und in ihrer Lockerung." [1]) Nicht die eigentliche, ganz verworrene Handlung, sondern die Probleme der Einzelpersonen sind also in diesem Roman zu beachten. Vor allem aber tritt in ihm Schückings Stellung zu der dogmatischen Richtung seiner Religion klar hervor. Der Autor versucht, die Wirkung dieser Dogmen an einzelnen Beispielen zu zeigen, und so wendet er sich hier noch schärfer als im „Luther" gegen die Kirche; unerschöpflich ist die Zahl der Gestalten aus den adligen und geistlichen Kreisen, auf denen allen schwer der Druck des Katholizismus lastet. — Der zweite bedeutendere Zeitroman der letzten Epoche Schückings ist „Das Recht des Lebenden" (1880), der schon kurz analysiert ist.

In dieser kurzen Übersicht über Schückings Romane ist bereits auf ihre charakteristischen Elemente hingewiesen worden; diese bisher nur angedeuteten Elemente sind nun im einzelnen näher zu untersuchen.

---

[1]) Aus einer Besprechung in der „Augsburger Allgemeinen Ztg." 1873, Nr. 337.



IV. Die Ideen und Tendenzen.

Ein Hauptelement in Schückings Wesen war das Suchen, Grübeln und Konstruieren; und so finden sich in seinen Romanen eng verknüpft mit der Handlung und der Darstellung der Umwelt eine für einen Romanschriftsteller ungewöhnliche Menge von Ideen, Synthesen, Problemstellungen, Paradoxen, oft sehr im Übermaß und zum Schaden der künstlerischen Wirkung. Allerdings folgte er in dieser Eigenart einer Forderung seiner Zeit, welche rief: „Die Idee muß den Roman regieren“ [1]); und Schücking schließt sich auch in seinen kritischen Aufsätzen in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ dieser Forderung an: „Eine Idee aber, ein Gedanke genügt uns nicht mehr als Grundlage und Keim für ein Kunstwerk, als Inhalt für eine Kunstform. Wir wollen gleich eine ganze Welt von Ideen, die nacheinander auf uns eindringen wollen, eine ganze Heerschar von Gedanken, jeder in irgendeine auffallende und schreiende Uniform gekleidet, soll an uns vorüberziehen; wir wollen sie mustern, wir wollen Fragen an jeden stellen, und am Ende soll ein ganzes Register der Schöpfung oder das Leben in Abbreviaturen vor uns liegen, daß wir übersichtlich vor uns haben, worauf unsere Lebensphilosophie Rücksicht nehmen, und was sie zu Resultaten verarbeiten muß.“ [2]). — Daher gewinnen denn tatsächlich gerade seine bedeutendsten Romane erst durch eine Grundlage bestimmter Ideen festen Halt und Zusammenhang, die Ideen sind das Knochengerüst und Geäder seiner Werke, um das sich gleichsam als Fleisch Handlung und Umweltschilderung fügen.

Die hauptsächlichsten Eindrücke seines Lebens empfing Schücking in der Epoche, von der Bloesch sagt [3]): „Keine Zeit ist auch so wenig

---

1) Gutzkow, „Beiträge zur Literatur der Gegenwart“ I, S. 347.

2) „Allgem. Ztg.“ 1844, Beilage Nr. 13. „Ein Wort über G. Sand und Consuelo“.

3) H. Bloesch, „Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich“, Bern 1903, S. 127.

ausschließlich literarisch, wie gerade die Jahre von 1830—1850. Politische Agitation und soziale Bestrebungen wiegen bedeutend vor, und deshalb ist auch für diese Zeit die Berücksichtigung der allgemeinen sozialen Stimmungen, des Zeitgeistes von großer Bedeutung".

Welche Einflüsse wirkten nun auf die Entwicklung von Schückings Ideen? Zunächst ist in seiner Veranlagung, wie er es selbst in den „Lebenserinnerungen" darstellt, das in der Gemütseigenart seines Stammes wurzelnde phantastisch-romantische Element zu berücksichtigen, welches durch die Eindrücke seiner Umgebung und die Lektüre seiner Jugendzeit noch gestärkt wurde. Allerdings sind seine Ideen nicht eigentlich romantischer Art, wie sich im Laufe der Untersuchung immer deutlicher zeigen wird, sondern nur die Grundstimmung und Motive der Handlung, die Requisiten seiner Romane verdienen häufig das Attribut „romantisch". Selbst wo sich scheinbar romantische Ideen bei ihm zeigen, sind diese viel eher auf jungdeutschen Einfluß zurückzuführen. Wenn man bedenkt, daß die Jungdeutschen selbst von der früheren Romantik her reiche Anregungen erhalten hatten, die ihnen durch Bettina und Rahel sogar unmittelbar und persönlich übermittelt wurden; wenn man ferner berücksichtigt, daß sich viele Ideen der Jungdeutschen und der Romantiker schon im „Sturm und Drang" finden, so ist es im Einzelfall stets schwer, festzustellen, wie weit diese Anregungen für einen Autor, der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts tätig war, rückwärts zu verfolgen sind. — Schücking lehnt zunächst das griechische Kunstwerk „mit seiner Ruhe und seiner marmornen Kälte" ab, weil „unsere Weltanschauung und unser Gefühl, beide an romantischen Ideen großgenährt und von der Phantasie über die engen Anschauungskreise und das edle Maß der Griechen hinweggetragen, eine mehr vermögende Kunst fordern"[1]. Und er charakterisiert selbst seine Jugendjahre, sie seien „ein Durcheinanderströmen romantischer und moderner Strebungen und Anschauungen"[2] gewesen. Mit manchem Jungdeutschen, wie mit Laube und Gutzkow, trat Schücking in persönliche Berührung[3]; in Paris stand er der dortigen deutschen Kolonie nahe, die zum großen Teil aus politischen Verbannten bestand, und in deren Köpfen sich die jungdeutschen Ideen mit den ähnlichen französischen Reformgedanken

---

[1]) „Allgem. Ztg." 1844, Beilage 13. [2]) Leb. I, 149. [3]) Er veröffentlichte seine Werke zum Teil in einer Sammlung „Das Album", in der auch Gutzkow, Mundt, Scherr usw. mitarbeiteten.

vereinigten, und verkehrte viel mit Heine. Diese französischen Ideen, Saint-Simonismus und die Frauenemanzipation, verstärkten seine liberalen Ansichten, und zwar wirkten auf ihn besonders die Romane der George Sand, mit denen er sich in seinen Kritiken eifrig beschäftigt. — Das Hauptmerkmal von Schückings Wesen war aber, wie nicht oft genug hervorgehoben werden kann, ein aristokratisch-konservativer Grundzug; und demgemäß werden sich die jungdeutschen liberalen Gedanken bei ihm nur gemäßigt finden. Aus diesem Grundzug erklärt es sich denn, daß auf ihn, der den Jungdeutschen nahe stand, auch der aristokratische Gegentrieb dieser Bewegung, die Gräfin Hahn-Hahn, die allerdings auch erst durch George Sand angeregt war, und Ungern-Sternberg, Einfluß gewinnen konnte, und daß Sternberg geradezu als Muster eines geschmackvollen Romanschriftstellers von Schücking hingestellt wird [1]). Es ist von vornherein für Schücking die Grundformel aufzustellen: ein von Natur aus aristokratisch-konservativer Charakter, der stets mit liberalen Ideen experimentiert.

Der immer versöhnliche, vermittelnde Charakter wurde aber in ihm ausgebildet durch eine Macht, die in seiner Jugend Westfalen beherrschte: durch die Nachwirkung des Kreises der Fürstin Gallitzin und Fürstenbergs. Diesem Kreise galt eine seiner ersten größeren Arbeiten [2]), in der er selbst bekennt: „Die Hoheit dieses Geistes (Fürstenbergs) übte auf die, welche ihn aus eigenem Umgang kannten, noch nach späten Jahren eine Macht aus, daß ich als Kind gelehrt worden bin, alles Schöne, Große und Edle an den Namen Fürstenberg zu knüpfen" [3]). Die Fürstin Gallitzin hatte zunächst durch Diderot eine Erziehung im Geiste der französischen Aufklärung genossen, dann nach einer Übergangsperiode idealistisch-theosophischer Richtung durch den Philosophen Hemsterhuis war sie nach und nach in den Bann Fürstenbergs gezogen worden. Zusammen mit diesem Mann, der von großen Reformplänen aller Art, besonders von pädagogischen Ideen erfüllt war, durch die er das heruntergekommene Hochstift Münster reorganisierte, bildete sie nun eine Macht, die mit den bedeutendsten Männern der Zeit in zum Teil sehr enge Beziehungen trat: mit Hamann, F. H. Jacobi, Herder, Klopstock, Claudius, F. Stolberg, Goethe. So drangen in dies „dunkle Land"

---

[1]) „Allgem. Ztg." 1844, Beilage Nr. 9—11 „Literarische Übersicht".

[2]) „Rheinisches Jahrbuch" 1840: „Die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde".

[3]) Ebenda S. 159.

moderne Reformpläne und die Kunst unserer großen Dichter ein. Fürstenberg war zwar orthodox katholisch, aber er hat, wie Schücking sagt, „dem Katholizismus des Münsterlandes eine lichtere Färbung gegeben" [1]). Über den Mystizismus, an den man gewöhnlich bei Nennung des Fürstenberg-Gallitzinschen Kreises zunächst denkt, sagt Schücking: „... Und frömmelnder Mystizismus ist nicht durch ihre Schuld in den Kreis der ‚familia sacra' gekommen, mindestens so lange, wie sie mit dem scharfen Auge ihres nach Licht ringenden Geistes in jedes Dunkel forschte; ja, von den reaktionären Ereignissen unserer Tage wäre vieles nicht gewesen, wäre ihr und des mathematischen Fürstenberg Geist im Katholizismus waltend geblieben." [2]) — Diesem Kreise stand die Mutter Schückings nahe, und durch die Erziehung im Geiste jener bedeutenden Menschen kam schon früh die tolerante, vermittelnde Grundstimmung in Schückings Wesen, an die man bei der Lektüre seiner Schriften immer wieder erinnert wird [3]).

Und schließlich wirkte stark auf Schückings Ideen seine ständige Beschäftigung mit der Geschichte ein. Die Historie wurde ihm zum Maßstab aller Erscheinungen; an ihr prüfte er die Berechtigung der neuen Ideen.

Wenn man alle diese Faktoren überdenkt: die aristokratisch-konservative Grundlage, den Einfluß des Fürstenberg-Gallitzinschen Kreises, die romantischen und jungdeutsch-liberalen Ideen, seine Neigung zur Geschichte, so ergibt sich, daß die Entwicklung der Ideen Schückings einigen Schwankungen unterworfen sein mußte, bis sie einen ruhigen, gleichmäßigen Stand etwa um 1870 erreicht hatte; und schließlich wurde sein Ideal ein durch allseitige Ausbildung erreichtes, edles Menschentum, das er gläubig in der Pseudorenaissance um 1870 verwirklicht sah [4]). — Aus all diesen Einflüssen wird sich also in der weiteren Untersuchung seine Stellung zu den verschiedenen Ideen folgerichtig ergeben.

Die Ideen finden sich in Schückings Romanen in dreierlei Form ausgedrückt:

1. in selbständigen eingestreuten Darlegungen des Verfassers und kurzen charakteristischen eingeschobenen Bemerkungen,

---

[1]) „Rheinisches Jahrbuch" 1840, S. 168. [2]) Ebenda S. 126.

[3]) Vgl. auch die ersten Kapitel der Leb. [4]) Vgl. „Feuer und Flamme" II, 165; „Malerin" B, III, 68.

2. in den Dialogen, Selbstgesprächen und Aufzeichnungen der Personen,
3. in Handlung umgesetzt.

Dies sind also die bisher üblichen Formen, wie sie besonders die Jungdeutschen gebrauchten. Schücking hat die Form, welche auf das eigenmächtige Hineinreden des Autors in den Gang der Erzählung verzichtet — wie sie Spielhagen in den „Problematischen Naturen" (1860—61) verwendet und später theoretisch verteidigt —, weder gesucht noch gefunden. In den Romanen der ersten Periode nehmen die Exkurse und Parabasen oft einen sehr großen Umfang an, während in der zweiten Periode die langen Gespräche vorherrschen. Doch wird Schücking niemals einseitig und ungerecht, er verteidigt — meist in den Dialogen — scheinbar unparteiisch beide Seiten eines Problems; z. B. nennt er, der Feind der Leibeigenschaft, auch ihre guten Seiten[1]), und durch seine neutrale Haltung ist es bisweilen schwer, seine eigene Meinung zu erkennen.

Der Trieb Schückings, zu grübeln und eigenartige Gedankenwege zu suchen, führt zu zwei Ausdrucksarten, die durch ihre häufige Anwendung für ihn charakteristisch sind. Zunächst nämlich fügt er in seine Romane die Grundrisse zu ganzen philosophischen Systemen, originellen Ideen, Ansichten und Plänen ein, die entweder im Dialog oder selbständig erläutert oder in der Form eines Testamentes dargestellt werden. Diese Systeme und Ideen sind entweder ernster philosophischer Art, wie die Ansichten des von Byronischem Weltschmerz angehauchten Mönches Manuel im „Schloß am Meer", das System des Pfarrers in der „Sphinx", Kap. V, das Testament Nesselbrooks in „Schloß Dornegge" oder die Aufzeichnungen Friedrichs II. in „Luther in Rom"[2]). Oder auch sie bestehen in Phantasien historischer und künstlerischer Art, wie die Ansicht Ripperdas in der „Marketenderin", daß die französische Revolution nur eine Intrige des niederen Adels gegen den höheren darstelle, und die historischen Ansichten im „Recht des Lebenden" I, 88 ff., 200 ff., II, 123. Oder aber, und das ist meistens der Fall, es sind abstruse Ideen, wunderliche Einfälle der Sonderlinge, wie die Dukatengesellschaft des Antiquitätensammlers im „Bauernfürst", die Pläne des alten Hovel-

---

[1]) „Sohn des Volkes" II, 236. [2]) Vgl. auch die zahlreichen philosophischen Ideen im „Luther" I, 120; II, 257 (der Urtrieb zum Schönen); I, Kap. 13 („Wie die Seelenpflanze wächst").

berg zur Adelsreform in „Frauen und Rätsel“, die sonderbare Kunsttheorie des Malers P. P. Walpott im „Held der Zukunft“. Hierher sind auch die pessimistisch-zynischen philosophischen Ansichten der Intriganten zu setzen, z. B. die Ansichten Haßbecks im „Bauernfürst“, Montenglauts in „Schloß Dornegge“ und die originelle Idee vom „Brevier des Teufels“ in der „Malerin aus dem Louvre“ (B. II. Abt. Kap. 1), in welchem ein Intrigant alle pessimistischen und negierenden Aussprüche der Weltliteratur sammeln läßt.

Ferner findet sich bei Schücking eine ungewöhnlich große Menge von kleineren allgemeinen psychologischen Erfahrungssätzen, Maximen, guten Beobachtungen und Paradoxen, die bald den Beginn, bald den Schluß einer Charakter- oder Stimmungsschilderung bilden, bald als geistreiche Bemerkung vom Autor gleichsam in Parenthese eingeschoben sind[1]). Wenn man alle die feinen Erkenntnisse der menschlichen Natur und die Maximen der Lebensweisheit aus seinen Romanen ausziehen würde, so würde sich ein umfangreicheres und reichhaltigeres Brevier ergeben, als es mancher künstlerisch bedeutendere Dichter liefern könnte, und gerade die „feineren“ Leser schätzten diesen Reichtum an Schücking. Besonders sind seine Beobachtungen über die Eigentümlichkeiten der Frauenseele hervorzuheben; schon einer seiner ersten Aufsätze war eine feine Untersuchung über die Psychologie der „poetischen Frauen“ [2]); und von diesen Beobachtungen interessieren wieder am meisten diejenigen, welche er selbst aus dem Wesen Annettens abgeleitet hatte, und die er besonders auf Katharina in der „Dunklen Tat“ und Ludmilla in den „Heiligen und Rittern“ anwendet. — Einige Beispiele seien mitgeteilt:

> „Die Frauen sind Detailnaturen. Sie fassen das Ganze nur, indem sie nach und nach der getrennten Stücke sich bemächtigen; sie halten sich an das Besondere — und deshalb sind sie oft praktischer als wir.“ [3]).

---

[1]) Z. B. „Bauernfürst“ I, 89, 118, 123, 182, 188, 242, 263, 291, 279, 311, 357.

[2]) „Rheinisches Jahrbuch“ 1841: „Die poetischen Frauen“. Hier finden sich die ersten Spuren der künstlerischen Verarbeitung seines Verhältnisses zu Annette, z. B. „Wenn ihr die schüchterne Nestbrut ihrer geheimsten Gedanken zu wecken wißt . . . dann werden sie euch nicht wieder lieben — aber eine Neigung für Euch fassen“ (S. 134). — „Es ist das reinste, das schönste Verhältnis, worin ein Herz mit dem ganzen Sein eines Menschen verbunden sein kann, die sorgende Mütterlichkeit mit der vollen, unendlichen Tiefe ihrer Innigkeit und fast höher stehend als das eigentliche Muttergefühl“ (S. 136 f.).

[3]) „Novellen“ II, 281.

„Aber Menschen mit umfassendem Geiste, wie der Katharinas war, sind jung und alt zu gleicher Zeit; sie haben alle inneren Schätze und Gefühle des Kindes, seine lebhaften Empfindungen und seine Lust an allen kräftig gefärbten Erscheinungen sich gerettet und zugleich durch Intuition alle Erfahrungen des Alters vorweg genommen. Sie umfassen auf einem Standpunkte das ganze Leben. Das ist das Geheimnis des Genies.“ [1])

„Die Philosophie einer Frau ist — mit wenigen Ansnahmen der männlicheren Geister unter ihnen — getäuschte oder unbefriedigte Liebe; oder es ist der Druck des Müßigganges ihrer Gefühle, der auf ihnen liegt.“ [2]).

Für all diese eingeschobenen Bemerkungen und sonderbaren Ideen sind natürlich die Werke Jean Pauls, die feinen psychologischen Erkenntnisse Balzacs [3]), das Buch „Rahel“ und die Reflexionen der Jungdeutschen von Einfluß gewesen. Bisweilen begnügt sich Schücking mit Zitaten, und er führt sogar denselben Ausspruch Rahels in einem einzigen Roman dreimal an [4]).

Schückings Beschäftigung mit der Geschichte und ihre Auffassung bildet, wie schon gesagt, die Grundlage für die Entwicklung seiner Ideen. Wie er das Historische und Kulturhistorische selbst in seinen Romanen verwendet, ist später zu betrachten; hier ist zu fragen, welcher Art seine Auffassung von der Geschichte ist. Zwar sagt er, daß er eine Abneigung gegen die Philosophie der Zeit seiner Jugend gehabt habe, und Goerres, Brentano und Schelling konnten ihn in München nicht fesseln [5]); aber doch tritt zunächst, und besonders im „Dom zu Köln“, eine romantisch verklärte Auffassung der Geschichte hervor. — Wenn er sagt: „Die Geschichte ist die Darstellung des Kampfes und des Sieges der Ideen, die große Epopöe des Menschengeschlechts, und darin sollte keine Poesie liegen?“ [6]), so ist dies seine historische Grundauffassung für alle Romane; in dieser starken Betonung der Ideen in der Geschichte ist — ihm selbst vielleicht unbewußt — eine Nachwirkung Hegels zu finden. Die eingestreuten Anspielungen auf die gegenwärtigen Verhältnisse und die gelegentlich hervortretende liberale Kritik in den historischen Romanen, in der Art Schlossers, sind wohl mehr eine Konzession an die Forderungen seiner Zeit. Im allgemeinen ist die Geschichte ihm die „große

[1]) „Eine dunkle Tat“, S. 39. [2]) „Eine dunkle Tat“, S. 142.

[3]) Er sagt selbst bei Zitierung Balzacs: „Balzac, der feinste aller Beobachter“ („Königin der Nacht“, S. 110). [4]) „Die Menschen lieben sich zu verschiedenen Stunden“ im „Erben von Hornegg“, I, 73; I, 285; III, 295.

[5]) Leb. I, 89, und I, 109. [6]) „Feuer und Flamme“ II, 35; siehe auch „Die Ritterbürtigen“ III, 1 ff.

Lehrerin der Menschheit“ [1]). Hierin scheidet er sich vom jungen Deutschland. Wienbarg hatte das „Protestieren gegen die Historie“ gepredigt, das Individuum stand über der Geschichte. Schücking kommt durch seine Vorbildung, im Gegensatz zu Laube und Gutzkow, von der Geschichte her, und erst die Geschichte lehrt ihn „ganz von selbst die Freiheit als einfache Konsequenz. Die Geschichte wird euch frei machen!“ [2]) Er kommt durch die Geschichte zu denselben Ergebnissen wie die Naturwissenschaft; ganz unabhängig von Darwin beweist er in den „Geneanomischen Briefen“ an der Hand unzähliger historischer Zeugnisse die Vererbungstheorie. Die Geschichte führt ihn auf den Entwicklungsgedanken, die Entwicklung des Individuums zu einem immer freieren, gebildeteren Geschöpfe ist für ihn die Folge seiner historischen Anschauungen und wird die Grundlage seiner liberalen Ansichten für alle übrigen Gebiete. Aber — und dies „Aber“ ist das nie zu vergessende Korrektiv seiner Ansichten — er ist überzeugt, daß die Entwicklung langsam und stetig vor sich geht, an Gesetze gebunden ist und an Traditionen anknüpft; deshalb lehnt er alle Revolutionen, alles Gewaltsame, Radikale ab [3]). Hier tritt also wieder das aristokratisch-konservative Element hervor, das ihn trotz seiner freieren Anschauungen an Annette band, und das die Trennung von Freiligrath, seinem besten Jugendfreund, herbeiführte; denn dieser sah nicht „die historischen Gesetze, wonach die Entwicklung der Menschheit nur sehr allmählich und langsam weiter schreitet“ [4]). Anderseits aber führt ihn die Überzeugung von einer stetigen Entwicklung zur Ablehnung alles dessen, was erstarrt ist, sich nicht weiter entwickelt, und deshalb den Fortschritt der Geschichte hemmt. Und hieraus erklärt sich die fast fanatische Feindschaft des sonst so zurückhaltenden, versöhnlichen Mannes gegen zwei Faktoren: gegen die zurückgebliebene westfälische Feudalaristokratie und gegen die in Dogmen befangene katholische Kirche. Er jauchzt Pius IX. zu, solange dieser durch seine Reformen mit dem Jahrhundert fortschreitet [5]); er wendet sich später von ihm, weil er „im Widerspruch seiner Stellung wider den Geist des Jahrhunderts bis in den Syllabus gerät“ [6]). Deshalb gehört die Sympathie des Katholiken Schücking dem „entlaufenen Mönch“ Luther und nicht der Pracht

[1]) „Ein Redekampf in Florenz“, Drama (Berlin 1854). [2]) Leb. I, 110. [3]) Vgl. besonders „Eine Römerfahrt“, S. 260 ff. [4]) Leb. I, 136; vgl. L. L. Schücking, „Freiligrath und Sch.“, „Deutsche Rundschau“ Juni 1910. [5]) Siehe „Römerfahrt“ und Leb. 185 ff. [6]) „Heiligen und Ritter“ I, 274.

der Renaissancepäpste, weil Luther durch die Kraft seines Gemüts Europa über die mittelalterliche Erstarrung hinweggebracht hat[1]). — Aber Schücking fühlt auch, wie die Geschichte bindet, welche Last sie für den Nachgeborenen ist und besonders für die, welche durch ihren Stand „an der Geschichte gefesselt liegen, die an der Vergangenheit krank sind" [2]), und der Ruf: „Wohl dem, der keine Geschichte hat!" [3]) kehrt mehrfach bei ihm wieder.

Es ist eben schon hervorgehoben worden, wie sehr Schückings Stellung zur Religion und Kirche von seiner Beschäftigung mit der Geschichte abhängig ist. Seine religiösen Anschauungen bilden das interessanteste Kapitel seiner Ideen; sie haben sich bis zu einem regelrechten Kampf gegen die Kirche erhoben, den er einsam in seinem Heimatlande führte, und der ihm den Haß und die Nichtachtung dieses Landes in solchem Maße eintrug, daß seine Werke von Kirche und Adel hier ganz unterdrückt wurden, und daß es auch heute dort noch „Gebildete" gibt, vor denen der Name Schücking nicht ausgesprochen werden darf. — Seit den Tagen der Reformation hat der Katholizismus seine wechselvollste Zeit vom Ende des 18. Jahrhunderts an bis zur Beendigung des Kulturkampfes durchlebt. Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte der Rationalismus auch auf den Katholizismus eingewirkt: 1773 wurde der Jesuitenorden aufgehoben; in Österreich versuchte Joseph II. seine Reformen; die pädagogische Einwirkung auf die „religiösen Erwecker" des Münsterlandes ist schon angedeutet; sogar der Gedanke der Loslösung einer deutschen Nationalkirche war 1786 aufgetaucht. Durch die Revolution und Napoleon erlitt dann die katholische Kirche schwere Schläge. Aber mit der politischen Reaktion siegte sie wieder über alle Reformversuche. In Deutschland war durch die Romantik ein verklärter Katholizismus verbreitet worden, doch sonderbarerweise hatte sich Schücking mit dieser Richtung, die in Münster Schlüter vertrat, und für die Brentano den Münchener Studenten vergeblich zu gewinnen suchte[4]), nicht befreunden können. Unerbittlich drückte Rom auf alle Bewegungsversuche des Katholizismus, und immer neue Einschnürungsmaßregeln und Dogmen folgten. Aber Schücking ist zu keinem der Romgegner in ein näheres Verhältnis getreten, weder

---

[1]) „Luther in Rom" und „Große Menschen". [2]) „Paul Bronckhorst" II, 231, ähnlich „Recht des Lebenden" III, 239/40. [3]) „Recht des Lebenden" III, 281. [4]) Leb. I, 89; 109.

zu dem von Münster ausgehenden Hermes [1]), noch später zu Döllinger, sondern er hat seine Anschauungen selbständig gewonnen. Seine Grundansicht gibt er in den „Lebenserinnerungen“:

„... mit dem Katholizismus wars bei mir zu Ende. Ich stand nicht mehr darin, nur noch davor wie vor einem großartigen und erhabenen, auf der Bühne der Weltgeschichte tragirten Schauspiel, mit Szenen voll erhabener Poesie, für die ich schwärmen konnte, mit ergreifenden Charakteren, mit blendenden Pracht- und Sieges- und Krönungszügen — und dann auch mit Kerkerdekorationen, Mordszenen, heiligen Scheusalen, blutigen Katastrophen, in denen die edelsten Helden zu Grunde gingen; und wenn ich auch den ethischen Gehalt, die welthistorische Culturidee in diesem großen historischen Schauspiel nicht verkannte, konnte mir doch längst alle Philosophie nicht mehr den Deus ex machina darin plausibel machen, den die Schauspieler im Stück an ihren Fäden hatten und regierten.“ [2]).

Diese vom alten Schücking geschriebene Ansicht gilt allerdings nicht in vollem Umfange für die frühe Zeit, auf welche er sie hier bezieht, sondern hat sich erst nach und nach herausgebildet. Er war in einem toleranten Katholizismus auferzogen worden und schreibt bereits 1843 an seine protestantische Braut:

„Für die katholische Religion schwärme ich, glaube ihr aber nichts mehr, wo sie aufhört zum Gefühle zu reden und mich belehren will; ihre falsche Stellung zum Gedanken und Geiste ist, was sie zum Teil gestürzt hat; ihre mütterliche Mission dem Herzen gegenüber verbürgt ihr eine ewige Herrschaft über ein großes Reich; sie ist mir dadurch persönlich unentbehrlich.“ [3])

Mit Annette vermied er über religiöse Dinge zu sprechen [4]); Laßberg soll sich für seinen orthodoxen Standpunkt verbürgen, als Schücking die Redaktion eines Freiburger Blattes übernehmen kann, aber Schücking verzichtet auf die Stellung, und die Droste weiß selbst, daß Schücking „nicht zur Hälfte so orthodox und loyal ist, wie der gute alte Herr es meint“ [5]). — Man kann also für seine erste Zeit sagen: der Katholizismus wirkt als Glaubensgehalt noch auf sein Gemüt; vor allem aber weiß er „die Poesie des Katholizismus, die in einem Verknüpftsein mit der entfernten Vergangenheit, in der

---

[1]) Schücking selbst sagt: „Der Hermesianismus sei eine Konsequenz der von Fürstenberg gehegten wissenschaftlichen Methode“ („Rheinisches Jahrbuch“ 1840, S. 158); vgl. Gutzkow, „Beiträge“, S. XXVI: „die originelle Dogmatik von Hermes, die eine eigene Schule bildete und so ausgezeichnet, daß sie Rom verbieten mußte.“

[2]) Leb. I, 109 f. [3]) Siehe L. L. Schücking, „Deutsche Rundschau“ Juni 1910. [4]) Leb. I, 159. [5]) Dr. Sch. Br. S. 84, 13. Juni 1842.

Immanenz der Geschichte in dieser Religionsform liegt" [1]), tief zu empfinden. Aus diesem Gefühl geht seine Begeisterung für die Vollendung des Kölner Doms hervor. Und es ergibt sich auch aus dieser Anschauung, welche Elemente des Katholizismus er mit inniger Liebe in seinen Romanen darstellt: die Buntheit und Pracht des Kultus, die Abteien und Klöster, die wunderlichen Stiftsdamen und freundlichen geistlichen Herren. Durch derartige Darstellungen in seinen Werken glaubte man eine Beziehung Schückings zur Romantik zu entdecken, und besonders in seinen Gedichten (1846) tritt dies romantische Element — nicht, wie Annette irrtümlich glaubte, das demokratische — hervor; so heißt es in den „Didascalia" (1846; Nr. 69), er stehe „mit einem Fuß auf römisch-mittelalterlichem Boden, mit dem anderen auf heutigem deutschnationalen Grund"; aber Riehl erkannte sehr richtig [2]), daß Schücking ganz seiner Natur gemäß am liebsten bei der „äußerlichen Anschaulichkeit" stehenbleibe: „er besingt Dome, aber die Kirche nicht". Dieser „Romantizismus" Schückings besteht also in einer rein ästhetischen und historischen Freude an der Vergangenheit; er zeigt aber nicht die Gedanken und die innige Versenkung des Gemüts, die wir bei den wirklichen Romantikern, bei Wackenroder und Novalis, so sehr bewundern. — Den Höhepunkt von Schückings religiöser Begeisterung und der Verquickung romantisch-historischer und moderner Elemente bildet aber, wie es das Buch „Eine Römerfahrt" zeigt, sein Aufenthalt 1847/48 in Rom, wo er die großen Reformen des jungen Pius IX. kennen lernt, „die Regungen der jungen Freiheit, die an der Hand Pius IX. noch schüchtern, überrascht über den eigenen Sieg in die älteste und geheiligtste Burg der Autorität getreten ist" [3]). „Das Ideal eines Verhältnisses zwischen Fürsten und Volk" [4]) tritt ihm hier vor Augen, in Pius IX. sieht er plötzlich all seine politischen und religiösen Ideale verkörpert, er meint, der Papst sei der konstitutionellste und liberalste Herrscher in Europa; und so hält er am 16. November 1847 zur Eröffnung der römischen Provinzialstände im deutschen Künstlerverein zu Rom eine „tiefsinnige und begeisterte" Rede [5]). Er glaubte, „in der Versöhnung und Verbindung mit der Intelligenz der Zeit hat die Kirche die Aufgabe ihrer Herkunft zu sehen", ihre politische Wirksamkeit dürfe

---

[1]) „Schloß Dornegge" B. III, 13. [2]) „Frankfurter Konversationsblatt" 1846, Nr. 47/48. [3]) „Römerfahrt", S. 139. [4]) Ebenda S. 151. [5]) Fr. Noack, „Deutsches Leben in Rom", Stuttgart und Berlin 1907, S. 287.

nur eine sekundäre sein, ihr Prinzip sei „aristokratisch-monarchisch" und beruhe nicht auf „demokratischer Gleichmacherei" [1]). Aber sehr schnell trat die Ernüchterung ein, Pius mußte sich zur Reaktion wenden, die Intelligenz der Zeit wurde von ihm unterdrückt; die Jesuiten hatten längst ihre Tätigkeit wieder entfaltet, und nach und nach kamen die Dogmen von der unbefleckten Empfängnis Mariä (1858), Enzyklika und Syllabus (1864), welche die Erklärung des Kampfes gegen alle moderne Kultur, gegen moderne Ideen und Toleranz bedeuteten, und vor allem das Dogma der Unfehlbarkeit (1870). So sah Schücking nach und nach alles zusammenbrechen, was er in seiner Jugendzeit im Entstehen begriffen glaubte, und er wurde durch diese Entwicklung, gleich vielen anderen, besonders den Deutschkatholiken, immer mehr nach links gedrängt. Wie früher vielleicht Lamennais durch die „Paroles d'un croyant" (1833), so hat später sicherlich D. Fr. Strauß auf ihn eingewirkt [2]). Gegen den Papst selbst wagte er sich nicht zu wenden; er findet für Pius IX. immer noch milde Worte [3]). Das Positive aber, was ihm bis an sein Lebensende die Bedeutung des Katholizismus ausmacht, ist die „erhabene Erscheinung", die er in der Geschichte der Kirche sieht [4]); „aber (so schließt die S. 61 u. angeführte Stelle) jeden anderen Zauber, jede Macht über sein Gemüt hatte die Welt der Dogmen [schließlich] für ihn verloren" [5]).

Er greift also in seinen Romanen nicht die Religion selbst an, sondern ausschließlich die Priester, die Diener der Kirche und ihre „Mittel zum Zweck" sowie den Aberglauben und die äußeren Formen, durch welche die Lehre verunstaltet war. Schon im „Bauernfürst" war auf die Verweltlichung der Ritterorden hingewiesen worden [6]); die Wandlung Luthers ist ganz auf dem Grundmotiv aufgebaut, daß der deutsche Mönch durch das entartete Leben der Geistlichkeit in Rom zu dem wahren Gehalt der Religion geführt wird; er findet, woher das „erlösende Wort" kommen muß, um „den toten Christus wieder zu erwecken: aus dem Gemüt" [7]). Wie Luther durch die Entartung der Kirche seine Rettung, so findet durch sie der Bischof von Sebenstein in dem Roman „Die Heiligen und die

---

[1]) „Römerfahrt", S. 225 ff. [2]) Vgl. z. B. „Heiligen und Ritter" II, 149: „hebräische Volkssagen, aus denen der Schöpfungsbericht der Bibel gewebt ist".
[3]) „Verschlungene Wege" B. IV. Teil, Kap. 41. [4]) „Recht des Lebenden" II, 190. [5]) „Schloß Dornegge" B. III, S. 13. [6]) „Bauernfürst" I, S. 295 ff.
[7]) „Luther in Rom" II, 292.

Ritter“ seinen Untergang; er, der in der Kirche die große Einheit für alle gefunden glaubt [1]), der „die Teilnahme der Nationen an dem unangetastet bleibenden Machtzentrum“ (dem Päpsttum) wollte [2]), kann das Dogma der Unfehlbarkeit nicht billigen, und dies Dogma sowie die betrügerischen Manipulationen der Priester, die Fälschung von Dokumenten und Reliquien, führen ihn dem Wahnsinn zu. Hier hat Schücking die Gestalt des Bischofs von Ketteler, die ihm zum Vorbild diente, sehr idealisiert; in Wirklichkeit war Ketteler viel orthodoxer gesinnt und beugte sich schließlich dem Papste, aber Schücking hat dieser Gestalt, wie ich glaube, auch einige Züge aus dem Leben des Bischofs Hefele von Rottenburg gegeben. Der den Bischof umgebende Kreis, in dem sich die Gräfin Eustochium = Hahn-Hahn befindet, ist als politisch harmlos und geistig unbedeutend gezeichnet. In diesem Roman bringt Schücking eine eigenartige Antithese vor; er stellt die alten, von ihm so gern geschilderten aristokratischen, fein gebildeten, toleranten Geistlichen, die mit Adel und Bildung zusammengingen, den „Köttersöhnen“, den willenlosen, aus dem niederen Volke stammenden Dienern der Kirche, gegenüber, denen jedes Mittel recht ist, der Kirche zu dienen, die fühlen, daß die Individualität der feineren Elemente ausgestoßen werden müsse und die Kirche sich entweder für ein Bündnis mit dem Adel oder mit den Arbeitern zu entscheiden habe [3]). — Dieser Kampf gegen die Priester war nicht neu, besonders Gutzkow hatte in „Maha Guru“, „Wally“, „Uriel Akosta“ und vor allem im „Zauberer von Rom“ dies Thema immer wieder variiert; er hatte schon in „Maha Guru“ (1838) die Parallele zwischen Lamaismus und christlich-katholischem Kirchentum gezogen, die Schücking viel später in dem Roman „Seltsame Brüder“ von einem Indienforscher behandeln läßt. Robert Giseke hatte 1850 in „Moderne Titanen“ den Helden der deutschkatholischen Gemeinde beitreten lassen, für die Schücking offenbar wenig Interesse zeigte, wiewohl er mit Eduard Duller, einem ihrer Führer, dessen historische Werke er schätzte und benutzte, befreundet war. Den Kampf gegen die Jesuiten im Roman hatte in Frankreich Sue im „Ewigen Juden“ energisch aufgenommen; und wie bei ihm, so stehen bei Schücking bisweilen die Intriganten mit den Jesuiten in Verbindung. So ist Tondern in den „Ritterbürtigen“ von den Jüngern Loyolas erzogen;

[1]) „Heiligen und Ritter“ II, 250 f. [2]) Ebenda III, S. 4. [3]) „Heiligen und Ritter“ II, 201.

aber so sehr Schücking die Gesellschaft Jesu verurteilt[1]), erklärt er doch auch objektiv die Notwendigkeit ihrer Erscheinung[2]). — Von den Konflikten, welche sich aus den Einrichtungen der katholischen Kirche ergeben, hatte Schücking schon in den früheren Romanen die Verderblichkeit der Schweigepflicht des Priesters über das Beichtgeheimnis im „Sohn des Volkes" und in der „Sphinx" behandelt, und bis in seine letzten Werke, besonders in „Märtyrer oder Verbrecher" (1884) benutzt er dies Motiv. — Bereits im „Schloß Dornegge" hatte er auf die allgemeinen Schäden des Katholizismus ziemlich scharf hingewiesen[3]); aber die Romane „Luther in Rom" und „Die Heiligen und Ritter" werden zu einem förmlichen Antisyllabus. Hier deckt er mit ungewöhnlicher Heftigkeit alle Verirrungen und Sünden des Katholizismus auf; er schildert den Fluch, den die Dogmen auf die Menschen bringen, den Druck, den die Kirche auf die Geister ausübt, und bekämpft die Inquisition[4]), den Wunder- und Reliquienkult, den Mißbrauch des Peterspfennigs[5]). Während im „Luther" die Entstellung der Religion während der Renaissancezeit dargestellt wird, zeigt Schücking in den „Heiligen und Rittern", wie „die Kirchengesetze den Einzelnen in Konflikte mit den Gesetzen der wahren Sittlichkeit bringen"[6]). Die Folgen des Zölibats, der Unmöglichkeit der Ehescheidung, des Dogmas der Unfehlbarkeit, des Beichtgeheimnisses, des kirchlichen Einflusses auf den Adel werden vorgeführt; er will beweisen, daß die Opfer, welche die Dogmen und die Maßregeln der Kirche fordern, größer sind als der Nutzen, den sie bringen. — Nach Beendigung des Kulturkampfes ist Schücking versöhnlicher gesinnt in „Große Menschen" (1884). Er gibt hier die Reformgedanken Leos X. wieder: an die Stelle kleinlicher Kultgebräuche sollen große Gedanken treten; die geistliche Herrschaft soll in eine geistige umgewandelt werden. Aber auch Leos X. Kraft wird durch die Intrigen der verkommenen Geistlichkeit gebrochen.

Trotz seiner freien Anschauungen und der Meinung, daß „die Lösung und Befreiung von den kirchlichen Dogmen die eigentliche

---

[1]) Z. B. „Heiligen und Ritter" II, 104. [2]) „Luther in Rom" III, 159. „Heiligen und Ritter" I, 114. [3]) „Schloß Dornegge" B. I, S. 94; III, S. 76.
[4]) „Luther" I, 233; II, 61; II, 258; III, 158; „Heiligen und Ritter" I, 152.
[5]) „Luther" II, 255; I, 116; „Heiligen und Ritter" I, 119; I, 125; vgl. auch die ausgesponnene Episode der Reliquienfälschung in „Heiligen und Ritter".
[6]) „Heiligen und Ritter" I, 152.

Signatur unserer Zeit sei“ [1]), hält Schücking aber immer an dem Grundgedanken fest, daß „der transzendentale Glaube einmal ein Bedürfnis der Menschennatur sei“ [2]), daß also der Mensch die Religion nicht entbehren könne.

Während Schücking die Erfüllung seiner religiösen Ideen nicht erlebte, verwirklichten sich doch die politischen Hoffnungen seiner Jugend. Er erzählt, in seinem Elternhause habe eine Abneigung gegen die Politik geherrscht, und obwohl man zu Hannover gehörte, habe man sich doch nur als Deutsche gefühlt [3]); diese Empfindung bleibt in ihm immer vorherrschend. Seine ersten politischen Anregungen verdankt er der Lektüre Walter Scotts, „dessen Gedankenwelt und Anschauung denn auch nicht verfehlen konnte, bestimmend auf mich zu wirken“, von ihm habe er den konservativen Grundzug, den Sinn für das Gewordene, eine Art toryistischer Gesinnung [4]). — Trotz der politisch so erregten Zeit spielt zunächst die Politik für ihn nur eine geringe Rolle; noch 1843 empfindet er „für politische Tagesverhältnisse die ganze Gleichgültigkeit, welche für einen Poeten anständig ist“ [5]). Wiewohl er von Gutzkow sehr geschätzt wurde und die ihm von diesem angebotene Redaktion des „Telegraphen“ (1840) ihm eine einflußreiche Laufbahn eröffnet hätte, lehnt er dies Angebot doch ab, weil der „Telegraph“ zu „ultraliberal“ sei [6]). Auch in seinen „Gedichten“ ist, wie schon gesagt, wenig Politisches zu finden. Nach Freiheit rufende Töne schlägt er höchstens in den Gedichten „Sturm und Drang“, „Der Dichter-König“, „An Lothar“ und im „Friedenssaal zu Münster“ an, der aber schon im „Malerischen und romantischen Westfalen“ steht, also zu einer Zeit entstanden ist, in der auch Freiligrath noch ganz unpolitisch war. In den sehr kräftig vorgetragenen „Landsknechtsliedern“ tadelt er wie so oft in den Romanen der nächsten Jahre die Schwächen, die er im Charakter der Deutschen überhaupt sieht [7]).

[1]) „Heiligen und Ritter“ IV, 253. [2]) Ebenda IV, 67. [3]) Leb. I, 63 f.

[4]) Leb. I, 23 f.; da Gutzkow ein grimmiger Hasser des Torysmus war (z. B. „Beiträge“ 285, 342), konnte eine wirklich engere Freundschaft mit ihm nicht entstehen. [5]) Siehe den Aufsatz von L. L. Schücking, „F. Freiligrath und L. Schücking“ in der „Deutschen Rundschau“ Juni 1910. [6]) Dr. Sch. Br. S. 8.

[7]) Der von Schwab, („A. von Droste und Levin Schücking“, „Die Frau“ Juni 1910) versuchte Nachweis, die Gedichte seien doch politisch, ist nicht stichhaltig; denn aus den dort aufgeführten Gedichten „In Unkel“ und „In Mondsee“ ist keine politische Tendenz zu ersehen; für die Stimmung der beigefügten Coleridge-Übersetzung, die er sogar zusammen mit dem orthodoxen Schlüter ab-

Schon dem Erscheinen der „Gedichte", die ja fast alle vor 1845 entstanden sind, machte sich aber ein neuer politischer Einfluß auf ihn geltend; dieser ergab sich aus seiner Mitarbeit an der liberalen „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und vor allem aus dem Verkehr mit dem Chefredakteur Gustav Kolb, dem bedeutendsten Journalisten der vierziger Jahre[1]), der Schückings „Blick ins Leben und seinen politischen Sehkreis unendlich erweiterte"[2]). Kolb und der Nationalökonom List „wirkten um so mehr auf seine Anschauungen ein, da sie so ziemlich vom selben politischen Credo waren — im Grunde, trotz allem liberalen Vorkämpfertums, conservative Naturen, lebendiger von dem nationalen Einheitsgedanken als von dem Freiheitsgedanken durchglüht und Beide wohl auch des stillen Glaubens, daß die Menschheit nur durch die geistige Aristokratie weiter kommt"[3]). So tritt jetzt der Einheitsgedanke, der ja schon seit Jahrzehnten die edleren Geister unter den Deutschen unermüdlich bewegte, in den Vordergrund seines politischen Denkens. Dann erfolgt die schon erwähnte Trennung von Freiligrath, die teils aus persönlichen Gründen, teils durch Freiligraths Radikalismus veranlaßt wurde[4]). Seit dem Herbst 1845 ist Schücking an der „Kölnischen Zeitung" tätig, welche dieselbe Richtung wie die „Allgemeine Zeitung" pflegte. Als Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" ist er 1846 in Paris, wo er noch „ein Romantiker, ein Gefühlspolitiker, ein Ghibelline"[5]) war. Und dies blieb er auch während seines römischen Aufenthalts, während dessen sich ihm die Politik so eng mit religiösen Ideen verknüpfte; Freiligrath hatte ihm geschrieben: „werde wenigstens so revolutionär wie der Papst"[6]). In Rom sind für ihn die Politiker Padre Ventura und d'Azeglio von Einfluß[7]). Er stellt Pius den absoluten Herrschern, den „lebendigen Anachronismen" als Beispiel hin; er lernt einen „sein Volk schrittweise zur Freiheit und Selbstregierung führenden Herrscher und ein von Dankbarkeit glühendes Volk" kennen[8]) und meint, der Klerus müsse das deutsche Volk daran erinnern, daß es einig sein müsse und einen Kaiser brauche, „das wäre eine Idee,

---

faßte (siehe Leb. I, 109), ist Schücking auch nicht verantwortlich zu machen, da es ihm hier auf den poetischen, nicht den tendenziösen Gehalt ankam.

[1]) Vgl. Ed. Heyk, „Die Allgemeine Zeitung" 1798—1898, München o. J.

[2]) Leb. II, 16. [3]) Ebenda II, 17. [4]) Siehe L. L. Schücking, „Freiligrath und Schücking", „Deutsche Rundschau" Juni 1910. [5]) Leb. II, 134.

[6]) Siehe L. L. Schücking, „Deutsche Rundschau" 1910. [7]) Leb. II, S. 179 ff. 218 ff. [8]) „Römerfahrt", S. 151.

eine Politik, zu befolgen für die römische Curie"[1]). Diese etwas phantastischen politischen Gedanken führt er in ruhigerer, realisierbarerer Form in der Schrift „Heinrich von Gagern" (1849) aus. Er sieht in Gagern, dem Präsidenten des Frankfurter Parlaments, den Träger seiner eigenen politischen Gedanken. Schücking ist sich darüber klar, daß ein neues einiges Reich mit Preußen an der Spitze erstehen muß, und er weiß wohl, daß dies der katholischen Partei nicht angenehm ist, „die eigentlich noch immer auf dem Standpunkt steht, den sie im Jahre 1618 beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges einnahm"; aber er ist noch der Ansicht, daß Österreich in dieses neue deutsche Reich einbezogen werden müsse[2]). Auch der Gedanke einer Trennung von Kirche und Staat klingt an, der gewiß von Lamennais veranlaßt war. Wie schon in der „Römerfahrt", so gibt Schücking auch hier seiner Abneigung gegen die radikale Demokratie Ausdruck. — Bis zu seinem Ende ist er bei diesen Grundansichten, die also um 1850 ausgebildet waren, geblieben.

Daher klingen die Forderung eines einigen deutschen Reiches mit Preußen an der Spitze, die Abneigung gegen allen Radikalismus, ein gemäßigter, durch die Erfahrung der Geschichte geregelter Liberalismus immer wieder aus seinen nächsten Romanen „Ein Sohn des Volkes" und vor allem aus dem „Bauernfürsten" hervor. Schon im „Schloß am Meer" (1843) war der Gedanke an Deutschlands künftige Größe und sogar der einer deutschen Flotte aufgetaucht[3]). Aber nicht die Fürsten können diese neue Blüte Deutschlands schaffen; denn Schücking ist davon überzeugt, „daß die Entwicklung der Zeit die Macht des Herrschertums gebrochen habe"[4]), und so kommen in seinen Werken selbst die liberalen Fürsten, wie Joseph II. und der Bauernfürst, nicht zu ihrem Ziele[5]). — Aber er will dazu beitragen, den politischen Niedergang seines Vaterlandes zu hemmen; er will

---

[1]) „Römerfahrt", S. 230.

[2]) Ganz Deutschland inklusive Österreich bildet das Deutsche Reich, der Kaiser von Österreich erhält den Namen Kaiser von Deutschland. Dies Deutsche Reich zerfällt in zwei Teile: 1. Österreich mit eigener Verfassung; 2. das Westreich, an dessen Spitze Preußen, dessen König, König der Preußen; gemeinschaftliches Reichsgericht. Kaiser und österreichischer Reichstag, König und kleindeutscher Reichstag setzen aus vier gleichen Teilen eine Unionskammer in Regensburg zusammen usw. („Heinrich v. Gagern", S. 152 ff.)

[3]) „Schloß am Meer" II, S. 8 ff.; S. 254 f.

[4]) „Sohn des Volkes", Schlußworte der zweiten Abteilung des ersten Bandes.

[5]) „Bauernfürst" I, 63 ff.; II, 266 f.

durch seine Romane in Deutschland, wie Massimo d'Azeglio in Italien, „Patriotismus und Tatkraft stärken", und deshalb schreibt er den „Bauernfürsten", wie er in dem Vorwort dieses Romans, das d'Azeglio gewidmet ist, ausführt. In diesem Vorwort wendet er sich gegen Absolutismus und Radikalismus; er vergleicht Preußen mit Piemont und sagt, Deutschland und Italien seien durch ein gemeinsames Schicksal verknüpft, Italien sei Schönheit, Deutschland der Gedanke verliehen. Der schwarze Hoffmann, eine Hauptgestalt des „Bauernfürsten", hat einen Verfassungsentwurf bei sich, der schon fast alles enthält, „wonach, leider noch immer vergebens, die Einheitssehnsucht des deutschen Volkes ringt"[1]); und das Buch schließt mit den verheißungsvollen Worten: „Ergib dich in dein Schicksal und tröste dich mit dem Gedanken, daß die Zeit nicht mehr fern sein kann, wo auch ein Königreich Bayern mediatisiert wird und einverleibt einem einzigen Reiche deutscher Nation, über dessen Macht und Größe all die Ungerechtigkeit, der Wortbruch und das Elend dieser Zeit in Vergessenheit sinken"[2]). — Auch in den Romanen der folgenden Jahrzehnte finden sich häufig derartige politische Bemerkungen und Diskussionen. Oft kommen preußenfreundliche Bemerkungen vor[3]); aber die schlechten Eigenschaften der Deutschen, Pedanterei, Schlendrian, Zanksucht, Eigenbrödelei werden gegeißelt[4]); der Radikalismus und später die Sozialdemokratie werden bekämpft. Mit ehrlicher Freude sieht Schücking schließlich die Erfüllung seiner politischen Wünsche, und auch für den Krieg 1870/71 findet er in den Romanen der siebziger Jahre begeisterte Worte.

Zugleich mit den politischen Ideen hatten sich auch Schückings Ideen auf den verschiedenen sozialen Gebieten herangebildet; die politischen waren hauptsächlich in theoretischen Schriften und in den Romanen der früheren Zeit enthalten, die sozialen finden sich in allen Romanen von den ersten bis zu den letzten verstreut; und auch hier bleiben im allgemeinen seine sozialen Grundanschauungen immer die gleichen. Der Grundgedanke seiner Schriften lautet, wie er selbst sagt: „Emanzipation des Menschen im allgemeinen und der Frauen insbesondere von den Fesseln jener Anschauungen und Lebensverhältnisse, die das Individuum in seinem Selbstbestimmungsrecht be-

---

1) „Bauernfürst" II, 224 f. 2) Schlußworte des zweiten Bandes.
3) Besonders in „Paul Bronckhorst". 4) Z. B. „Bauernfürst" I, 352 f., 370; II, 389; „Günther" I, 72; „Luther" II, 54.

schränken und es hindern, sich seiner Natur gemäß zu echtem Menschentum zu entwickeln[1]). Dies Thema zeigt ohne weiteres, wie er von den jungdeutschen Tendenzen beeinflußt war. Aber wenn er auch den Jungdeutschen, insbesondere Gutzkow und Laube, bis zu einem gewissen Grade nahestand, wenn er auch die Genialität der George Sand erkannte und verehrte, so hielt ihn doch sein historischer Sinn, seine konservativ-aristokratische Anlage von jeder Betonung irgendeiner radikalen sozialen Idee fern. Der soziale Radikalismus des jungen Deutschland hatte sich ja überhaupt bald gemäßigt. Typisch für diese Erscheinung ist Laube, dessen wirrem radikalen Sturmbuch „Die Poeten" (1833) im Jahre 1838 die viel gemäßigteren „Krieger" gefolgt waren; hierin spricht er von „edleren Demokraten, die wohl nicht alle Unterschiede aufheben, sondern sie nur auf richtigere Unterscheidungsmerkmale gründen und die Aussicht auf einstige völlige Ausgleichung eröffnen wollen. Sie glauben an ein zukünftig Äußerstes der menschlichen Civilisation". Ähnlich ist auch Schückings Meinung, und das Mittel, dieses „Äußerste der menschlichen Civilisation" zu erreichen, ist für ihn in allen seinen Werken ein einheitliches; es ist die Bildung. So läßt er in den „Verschlungenen Wegen" den Helden Hugo, der im Verlaufe dieses Romans von einem ungezügelten „Sohn der Wildnis" aus Amerika zu einem harmonischen Menschen herangebildet wird, sagen:

„Ich bin Demokrat, wenn Demokrat sein heißt, die Herrschaft der Humanität erstreben, Zustände wollen, in denen jeder seiner eigentlichen Natur treu sein kann, und seine Kräfte vollaus ohne Hemmnisse durch Dogmen, Vorurtheile, unberechtigte Vorzüge des einen vor dem andern entwickeln darf. Aber ich glaube wirklich, daß nicht Ihr allgemeines Stimmrecht die Welt dahin bringt, sondern nur die Bildung, und von wem soll die Bildung ausgehen; wer soll ihr Apostel, ihr Träger sein, wenn nicht die Aristokratie des Geistes?" [2]).

Dieser Satz gibt kurz zusammengefaßt Schückings ethisch-soziale Anschauungen wieder.

Schon im „Sohn des Volkes" kommt er zu dem Resultat, daß man weder durch die Fürsten, noch durch das Volk zum endlichen Ziel kommen könnte[3]), also weder durch Radikalismus, noch durch die Reaktion. Auch nicht in der unbedingten Herrschaft der Individualität, wie die Frühromantik und das junge Deutschland in

---

[1]) Vgl. Königs Literaturgeschichte[26] II, 466; „Gegenwart" 1874, Nr. 37/38.
[2]) „Verschlungene Wege" III, 41. [3]) „Sohn des Volkes" II, 404 ff.

seinen ersten Jahren, und ebenso nicht in der Arbeit, wie später Auerbach und Freytag[1]), findet er das erlösende Moment, sondern sein Lieblingsgedanke ist die Herrschaft der Geistesaristokratie. Mit dem Problem der Bildung und der Geistesaristokratie glaubt er die sozialen Fragen überhaupt und besonders die ihm so nahe liegende Adelsfrage lösen zu können. Man vergegenwärtige sich noch einmal Schückings Stellung zum Adel: Er stand durch Herkunft wie durch inneres Wesen dem Adel nahe, ohne zu ihm zu gehören; er bevorzugt in seinen Romanen außerordentlich die Personen aus den Adelskreisen; er liebt die Welt der Aristokraten wie auch die der Künstler, weil er da Menschen ohne eigentlichen Beruf schildern kann, die stets Zeit zu ihrer Ausbildung und zu Gesprächen haben. Er glaubt also, daß der Adel wirklich Berechtigung zur Führerschaft des Volkes habe. Aber um so größer ist nun seine Enttäuschung und sein Grimm, wenn er den zurückgebliebenen, ungebildeten, in Vorurteilen befangenen Adel seines Heimatlandes sieht. Er fand da die schlimmsten Beispiele von Unkultur und sah vor allem, wie vernichtend diese Adelswelt auf seine Freundin Annette gewirkt hatte[2]). — Daher will Schücking den Geburtsadel durch einen Adel der Intelligenz ersetzen, zu dem allerdings — und das ist eine für Schücking charakteristische Konzession — doch der Geburtsadel vor allem prädestiniert erscheint, in den aber auch gebildete Bürgerliche als gleichberechtigt aufgenommen werden müssen. Der Gedanke, daß „am Ende doch die Aristokratie des Geistes die Welt regiert"[3]), kehrt von den „Ritterbürtigen" (1848) bis zum „Recht des Lebenden" (1880) unzählige Male wieder[4]).

Leider liegen über die Entwicklung der Begriffe „Bildung" und „Geistesaristokratie", die in der Literatur des 19. Jahrhunderts eine so große Rolle spielen, noch keine Untersuchungen vor. Klopstocks „Gelehrtenrepublik" kann nicht als die erste systematische Zusammenfassung dieser Ideen gelten, da sich seine Republik ja nur auf Dichter

[1]) Auerbach besonders im „Landhaus am Rhein" (1869); Freytag in „Soll und Haben" (1855).

[2]) Vgl. seine Anschauungen darüber im „Lebensbild", „Lebenserinnerungen" und in der Charakteristik Ludmillas in den „Heiligen und Rittern".

[3]) „Die Heiligen und Ritter" II, 9; ebenso Leb. II, 17.

[4]) Besonders „Ritterbürtigen" A. I, Kap. 9, 14, 15; II, S. 205/9. „Königin der Nacht", S. 277/78. „Verschlungene Wege" B. I, S. 100, 257. „Recht des Lebenden" II, 223; III, 222.

und Gelehrte erstreckt. Deutlich ausgeführt finden sich diese Gedanken erst bei Schiller in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, wiewohl hier die Begriffe des Schönen und Ästhetischen an Stelle des späteren Begriffes „Bildung“ stehen [1]). Viel mehr als Schillers Anschauung hat aber sicherlich Goethes Bildungsideal, wie es im „Wilhelm Meister“ ausgebildet ist, auf Schücking gewirkt, — man denke vor allem an die Bevorzugung der Adels- und Künstlerkreise und an die Gespräche über Bildung. Das Goethe-Schillersche Ideal versuchten zuerst die Romantiker in Wirklichkeit umzusetzen; häufig wird es in ihren Schriften behandelt, und es sollte seinen höchsten Ausdruck in Arnims „Kronenwächtern“ finden, die in dem Satze gipfeln sollten, „daß die Krone Deutschlands fortan nur noch geistig zu erringen sei“ [2]). In den späteren Jahrzehnten wird dann das Bildungsideal oftmals polemisierend in Antithese zu den Zuständen der Aristokratie gesetzt, so besonders in den Romanen Gutzkows [3]) und Spielhagens. Aber auch die Aristokratie selbst hatte sich mit der Adelsfrage beschäftigt; während Fouqué noch blind den Geburtsadel preist und für die Gräfin Hahn-Hahn nur das aristokratische Milieu romanfähig ist, gab es doch schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine Adelsvereinigung, der auch Laßberg angehörte, welche eine Reorganisation des Adels herbeiführen wollte. Julius von Voß hatte den verkommenen Offiziersadel zu Anfang des Jahrhunderts realistisch freimütig dargestellt [4]), und Sternberg macht im „Paul“ (1845) den ernsthaften Versuch, für eine Reform des Adels zu wirken. Auch Sternberg sah, wie Schücking, im „Volk“ keine Ablösung für die Aristokratie — er schildert das Volk sogar tendenziös entstellt —, sondern er will, daß der „Adel einem großen gemeinsamen Zweck persönliche Interessen unterordnen . . . in dem Anschluß an die Sache des Gemeinwohls“ seine Bedeutung suchen muß [5]). Schückings erste Bemühungen in den „Ritterbürtigen“ (1846) fallen zeitlich zwischen „Paul“ und die „Ritter vom Geist“ (1850/51), in denen Gutzkow das Problem der Geistesaristokratie auf seine Weise mehr theoretisch als praktisch löst; jedoch finden sich zwischen Gutzkows und Schückings Ideal nur wenige Berührungspunkte.

---

[1]) Vgl. besonders Säkularausgabe XII, S. 119/20. [2]) Siehe H. Mielke, „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts“, 3. Auflage, Berlin 1898, S. 62.
[3]) Auch in seinen theoretischen Schriften: „Denn was ich am stärksten hasse, ist die Aristokratie“ („Beiträge“ S. LXIX). [4]) Über Julius von Voß die Arbeit von Joh. Hahn, Berlin 1910. [5]) „Paul“ I, 321.

Während sich Gutzkow und Spielhagen recht parteiisch in ihren Haß gegen die Aristokratie verrannten, kann Schücking sagen, „mir ist nur die Aristokratie verhaßt, ich befehde nur die, welche die Caricatur dessen, was sie sein sollte, ist — der echten, der Geistesaristokratie, ohne welche die Welt nicht weiter kommt“ [1]). Für Schücking ist das Problem eben mehr ein innerliches, und während die Frage der Geistesaristokratie in seinen ersten Romanen, wie in den „Ritterbürtigen“ und der „Königin der Nacht“, noch mit den politisch-sozialen Problemen eng verknüpft ist, wird sie später zu einer rein ethischen: die harmonische Bildung des Individuums im Goetheschen Sinne ist das Ideal seiner Aristokratie. Und so kann er sogar sagen: „Wollt ihr die Freiheit bringen, so vergeßt nicht, daß ihre Nährmutter die Bildung ist.“ „Ein glaubensloser, aber gebildeter Mensch steht Gott näher als der rohe, der voll Glaubens ist.“ [2])

Wie schon angedeutet, dient Schücking das Problem der Bildung nicht nur zur Lösung der Adelsfrage, sondern es bedeutet für ihn die Lösung der sozial-ethischen Fragen überhaupt; er drückt dies programmatisch so aus: „Die Aufgabe unserer Zeit ist die völlige Befreiung vom Mittelalter und den Lebensformen, in denen der ihm eigentümliche Geist sich ausprägt. Die Aufgabe des Einzelnen in dieser Zeit ist: dieselbe Befreiung in sich selber zu erreichen. Diese Befreiung ist auf dem Weg der Bildung, des Gedankens zu suchen.“ [3]) Aber eine allzu große intellektuelle Verfeinerung ist zu vermeiden, und deshalb fährt er an dieser Stelle fort: „in der Tat und Arbeit aber liegt erst der volle Frieden, die Harmonie mit uns selbst, die Zufriedenheit in unserem Dasein — das Glück!“ — So löst sich ihm die Frage nach dem menschlichen Glück, die ihn nach dem Vorbilde der George Sand und der Gräfin Hahn-Hahn immer wieder beschäftigte.

Schücking findet in der Lösung aller Probleme eine mittlere Linie: Die häufig aufgeworfene Frage, ob das Glück in einem tatfrohen, auf feste Ziele gerichteten Leben oder in einem mehr quietistisch-genießenden Dasein beruhe, wird im „Helden der Zukunft“, in der „Malerin“, in „Schloß Dornegge“ durch die richtige Vereinigung beider Richtungen gelöst [4]), und die höchste Verschmelzung beider stellt der Künstler dar. Schücking wendet sich zwar gegen

[1]) Leb. I, 24. [2]) „Luther“, Bd. III, im Buch Friedrichs II.
[3]) „Schloß Dornegge“ B. I, 198. [4]) Z. B. „Held der Zukunft“ I, 94 f. II, 160; „Malerin“ B. I, 1. Kap.

das übertriebene Gefühlsleben der Empfindsamkeit im 18. Jahrhundert, besonders in den Novellen „La Fleur", „Das Turmzimmer" und im „Sohn des Volkes" [1]; aber doch glaubt er, daß die einseitige geistige Ausbildung erst durch das starke Gefühl der Liebe sich zum Glück steigert, und dies Thema führt er in den „Verschlungenen Wegen" und im „Schloß Dornegge" aus. Das Ideal einer Weltanschauung ist ihm die Verschmelzung des Altertums mit dem Christentum [2]. Dieses Suchen der Mittellinie bringt ihn schon früh zu einer gewissen Resignation, das Glück „liegt in der Kraft in uns, uns beschränken zu können, in unserem Verlangen und in unserem Denken" [3]; und daher empfinden am meisten die Notwendigkeit der Beschränkung und des Verzichts die zahlreichen historischen Personen, die ein tragisches Geschick erleiden: Joseph II., Günther von Schwarzburg, der „Sohn eines berühmten Mannes", Ludwig XVII. und besonders der einsam nach Größe strebende Leo X. in „Große Menschen": „es ist dem Sterblichen nicht gegeben, groß zu sein, so laßt auch uns das Glück der Kleinen genießen" [4].

Am ärgsten verfehlt erscheint Schücking die Erziehung der Frau, und deshalb nimmt in seinen Romanen neben der Adelsfrage die Frauenfrage einen sehr breiten Raum ein. Nun hatte die literarische Behandlung der Frauenfrage beim Auftreten Schückings schon eine lange Tradition. Erst war das Machtweib der Genieperiode aufgetaucht, dann kamen die Emanzipationsideen der älteren Romantiker, deren Frauen diese Ideen in die Tat umsetzten. Die Vermittlung der romantischen Ideen auf das junge Deutschland geschah durch Rahel Varnhagen und Bettina Brentano; dazu war auch noch ein mächtiger Anstoß aus Frankreich durch den Saint-Simonismus gekommen, der schon auf Rahel gewirkt hatte und auch für George Sand von entscheidendem Einfluß war. Nun brach in den dreißiger Jahren ein wahrer Sturm von Emanzipationsgedanken los, deren eigenartiges Denkmal in Deutschland die Werke der Jungdeutschen aus den dreißiger Jahren bilden [5]. — Seiner ganzen schon ausführlich dargestellten Anlage nach mußte Schücking die Emanzipation des Fleisches und der Sinne widerstreben; eine „Lucinde" war ihm

---

[1]) Z. B. „Sohn des Volkes" I, 31; I, 300 ff. [2]) Besonders „Große Menschen" III, 5 f. [3]) „Schloß Dornegge" B. IV, 198; schon im „Staatsgeheimnis". [4]) „Große Menschen" III, 256. [5]) Ausführlich handelt darüber E. Bergmann, „Die ethischen Probleme in den Jugendschriften der Jungdeutschen", Diss. Leipzig 1906.

ebenso fremd wie eine „Wally“ oder Laubes „Poeten“, deren „eigentliche Seele die Erotik“ ist[1]). Selbst die Gedanken des Buches „Rahel“, das Alexander von Humboldt als „Buch der Bücher“ preist, und das auf die Männer der dreißiger Jahre so stark wirkte, sowie auch die Ideen George Sands finden sich bei Schücking nur sehr abgeschwächt wieder. Seiner Natur war alles „Anstößige“ fremd, und so ist die Darstellung der Erotik bei ihm sehr zahm, ja, seine Figuren zeigen durch diese Zurückhaltung oft eine Kälte, die sie steif und hölzern erscheinen läßt. Er wollte eben nur Freiheit des Individuums von den Fesseln der Vorurteile und falschen Erziehung; er folgte Rahel bis zu ihrem Ausspruch: „Frei sein kann nichts anderes heißen, als seiner innersten Natur sklavisch folgen zu dürfen“[2]); aber darüber hinaus ging er nicht. Die Emanzipationsbewegung hatte sich dann in Deutschland in zwei Richtungen gespalten, die eine wird durch die Gräfin Hahn-Hahn vertreten, als der „geistige Epikureismus einer nach neuen Schönheiten lüsternen Aristokratie“, die andere durch die Nachfolger des jungen Deutschlands, insbesondere durch Fanny Lewald als die „praktische Menschenfreundlichkeit einer nach neuen sittlichen Idealen strebenden Demokratie“[3]). Aus dem bisher Gesagten geht von selbst hervor, daß Schücking zwischen diesen beiden Richtungen steht. Er behält also seine vermittelnde Stellung auch in der Behandlung der Frauenfrage bei. Zwar läßt er seine Gestalten teils unbewußt kindlich, teils bewußt oft recht emanzipatorische Gedanken äußern[4]); er zitiert häufig Aussprüche George Sands[5]) und wendet sich mehrfach gegen die puppenhaften oder die opferselig sich hingebenden Frauen[6]) sowie gegen die Erziehung „in falschen Vorstellungen“[7]). Aber sein vermittelnder Standpunkt tritt z. B. im

---

[1]) H. H. Houben, Laubes sämtliche Werke (Leipzig, Hesse), I, S. IV.

[2]) Vgl. damit „Verschlungene Wege“ B. III, S. 41.

[3]) R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts[3], S. 215.

[4]) „Die Ritterbürtigen“ A. III, 190, „Königin der Nacht“, S. 39, „Sohn des Volkes“ I, 38 f., 41—42; im „Bauernfürst“ Irene und Ulrike, besonders Septimanie im „Staatsgeheimnis“, Konstanze in den „Verschlungene Wegen“, und Anna-Eugenie in „Schloß Dornegge“, die Adel und Reichtum abwirft, um nur Mensch zu sein, B. III, S. 56 ff.; Corradina im „Luther“, Justine in den „Heiligen und Rittern“.

[5]) Z. B. „Frauen und Rätsel“ II, 63, 152; „Held der Zukunft“ II, 167; „Königin der Nacht“, S. 237.

[6]) „Bauernfürst“, „Marketenderin“, „Actiengesellschaft“ II, 65.

[7]) „Schloß Dornegge“ B. II, 170 ff.; „Erbstreit“ in „Ges. Erzählungen und Novellen“ V, 63.

„Erben von Hornegg“ hervor, wenn er eine durch schweres Schicksal gereifte Frau sagen läßt: „Das Hauptergebnis ist bei mir die Überzeugung, daß unsere Zeit . . . doch am bedeutungsvollsten für die Frauen ist. Sie läßt den Männern doch ihren Charakter und den Völkern ihre Sitten. Aber den Frauen schafft sie die Sitten um und verändert allmählich ihre ganze Stellung“ [1]); dann fährt sie aber fort, die Frauen dürften nicht trotzig kämpfen, sondern freiwillig müsse ihnen die Welt ihre Stellung einräumen, dann könnten sie wieder ihre Aufgabe erfüllen, „sanft sein und zu gefallen — auch bei der Arbeit“. So ist also Schückings Auffassung von der Frau und die Aufgabe, die er ihr zuweist, hoch und vornehm [2]). Zu diesem Ideal war er wohl dadurch gekommen, daß drei edle Frauen nacheinander den wichtigsten Platz in seinem Leben eingenommen hatten: seine Mutter, Annette von Droste und Luise von Gall. Viel Liebe hatte er von diesen Frauen erfahren, und so steht denn für ihn über aller Emanzipation die reine und edle Neigung der Herzen. Alle kühlen und emanzipierten Frauen in seinen Romanen finden schließlich ihr Glück in der Ehe, so eifrig sie sich auch gegen die Liebe gewehrt haben [3]).

Wie für die Aristokratie und für die Frauen findet Schücking auch für das „Volk“ ein Ideal: den Bauernstand, den er wie Immermann mit Vorliebe den verdorbenen Zuständen der Zeit gegenüberstellt. Allerdings war in Westfalen der Bauer unverdorben, reich und in uralten Traditionen erwachsen, wie kaum in einer anderen deutschen Landschaft, und so vergleicht ihn Schücking oft mit den Aristokraten [4]). Die Bauern, die aus ihrem Boden gerissen werden, sind bei ihm unglückliche Menschen; sie geraten in eine verbrecherische Laufbahn und gehen zugrunde, wie Lambert im „Sohn des Volkes“, oder sehnen sich wieder ins alte Leben zurück,

---

1) „Erbe von Hornegg“ II, 175.

2) Vgl. die Episode „Die drei Freier“ im „Bauernfürst“, II. Bd. Die Frau vertritt Gemüt und Poesie im Leben: „Recht des Lebenden“ I, 192.

3) In „Faustina“ (später genannt „Ein Redekampf in Florenz“), 1852, wird ein Redekampf zwischen Fanstina und Napoleone dargestellt über die Frage, ob das männliche oder weibliche Geschlecht das bessere sei; Faustina wird zwar besiegt, aber sie besiegt durch ihre Liebe ihren Gegner, der sagt: „Wer einmal fühlte, was die Liebe eines Weibes ist, der zieht ihre Unvernunft der Weisheit aller Männer vor.“

4) Z. B. „Ritterbürtigen“ A. I, 181; B. III, 162 f.; „Seltsame Brüder“ II, 40.

wie Ulrich im „Staatsgeheimnis". Schücking glaubt, am Bauerntum könne die Kultur gesunden, deshalb solle das Volk von den großen Städten aufs Land gezogen werden[1]; und in dem Toast des Barons im „Recht des Lebenden", den man Schückings Testament nennen könnte, sagt er, daß die alten westfälischen Eigenschaften, ein „Rest des alten blühenden Heidelandes" für die modernen Menschen „das Überlebende aus der Vergangenheit" bleiben müssen[2].

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich Schückings Stellung zu den übrigen sozialen Problemen der Gegenwart. Er ist kein Freund der modernen industriellen Unternehmungen, was besonders seine Tendenzromane zeigen[3]; doch urteilt er nicht so einseitig scharf wie Immermann. Daß er die Sozialdemokratie ablehnt, ist schon gesagt; er karikiert sie in der Novelle „Bruderpflicht"[4]. Wie Sternberg seinem „Paul" als Motto voransetzt: „Laßt uns alle edlen Kräfte unseres Geistes und Herzens anwenden, um der tyrannischen Macht des Goldes entgegen zu wirken", so kämpft auch Schücking gegen den Mißbrauch des angehäuften Reichtums[5]. In „Schloß Dornegge" will Chevaudun, zu dessen Vorbild er eine der bekanntesten europäischen Finanzgrößen benutzt hat, die Welt mit Geld unterjochen, um „die gesittete und christliche Weltordnung dadurch aufrecht zu erhalten"; als er aber sieht, daß Geld dies nicht vermag, beschließt er seinen Reichtum künftig für die Idee des Völkerfriedens zu verwenden, eine Idee, in deren Verwirklichung auch Leo X. in „Große Menschen" seine Größe zeigen will[6]. — Schückings Vorliebe für die Welt des Adels und das häufig von ihm gebrauchte Motiv des Erbstreites um ein Majorat bringt es mit sich, daß viel über die Berechtigung des alten Feudalwesens und der Fideikommisse gesprochen wird; Schücking verkennt die aus diesen Einrichtungen entspringenden Mißstände nicht, seine Überzeugung von dem Wert der Familie und der mit Bewußtsein fortgepflanzten Aristokratie läßt ihn jedoch nicht dazu kommen, gegen diese Zustände ernstlich vorzugehen[7]. Unentschieden ist auch seine Stellung zum Duell, das in seinen Romanen eine große Rolle spielt. Gegen das Geschworenen-

---

[1]) Besonders „Seltsame Brüder" II, 7. [2]) „Recht des Lebenden" III, 179.
[3]) „Eine Actiengesellschaft" I, 168 f. (Fabriken seien Ruinen ohne Geschichte), II, 230. „Ein Held der Zukunft" I, 120; II, 24. „Geschworenen" I, 157; II, 321.
[4]) Vgl. auch „Recht des Lebenden" I, 4; II, 188. [5]) „Held der Zukunft" I, 16, 45. (Der Reichtum sei gefrorene Poesie.) [6]) „Große Menschen" I, 228.
[7]) Vgl. besonders die Novelle „Der Dämon".

gericht, das dem Angeklagten eine unerhörte Qual und Demütigung verursacht, wendet er sich in den „Geschworenen", ebenso in der „Rheider Burg". Über seinen Standpunkt zu den sozialen Problemen, die sich aus dem Katholizismus ergeben, ist schon gesprochen worden. — Wie er in den früheren Romanen gegen die Zersplitterung, den Bureaukratismus, die Kleinstaaterei der Deutschen häufig sich ausläßt, so tadelt er in den späteren die Unruhe, Oberflächlichkeit und Halbbildung der neuen Zeit[1]).

Schücking hatte eine gründliche philosophische und naturwissenschaftliche Bildung nicht genossen[2]), und so überläßt er sich gern dem freien Spiel seiner spekulativen Phantasie. — Anspielungen auf den Darwinismus und den die Zeit nach 1850 beherrschenden Materialismus finden sich gelegentlich; die Vererbungstheorie, die er in seinen „Geneanomischen Briefen" ausführlich behandelt hat, tritt in den Romanen nur wenig hervor[3]). Im allgemeinen klingt in Schückings Werken eine etwas resigniert pessimistische Stimmung an, besonders in den eingeschobenen Bemerkungen des Autors und in den Reden der tragischen Personen; hier hat die durch Byron, Lenau und Heine hervorgerufene Mode des Weltschmerzes und später die allgemeine pessimistische Stimmung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf den Mann, der nie ein Werk in sich ausreifen lassen durfte, gewirkt. Den Pessimismus Schopenhauers erwähnt er häufig, jedoch meist ablehnend[4]). — Auf Schückings kritische Ansichten über literarische Fragen kann hier nicht eingegangen werden, da hierzu eine ausführliche Untersuchung seiner sehr zahlreichen kritischen Aufsätze nötig wäre[5]). Einige in seinen Romanen ausgesprochene Urteile über die Dichtkunst sind an verschiedene Stellen dieser Arbeit verteilt. Ein Zeichen seiner ungewöhnlichen Belesenheit sind die zahlreichen Zitate, die er in die Romane — oft recht willkürlich — einstreut oder als Motto vor die einzelnen Bücher und Kapitel setzt. Betty Paoli, mit der er in lebhaftem Briefwechsel stand, nannte er, nach Annettens Tod, „die größte aller lebenden Dichterinnen, welche Deutschland

---

[1]) Z. B. „Recht des Lebenden" I, 1 ff.; II, 188. „Seltsame Brüder" I, 2 f. „Große Menschen" III, 134. [2]) Leb. I, 111 spricht er von seiner „so dilettantenhaft gewonnenen Bildung". [3]) In den „Ritterbürtigen", B. III, 115 ist ein Gespräch über Vererbung hinzugefügt, welches in A fehlt. [4]) „Erzählungen und Novellen" IV, 117; „Verschlungene Wege" B. III, 49; „Schloß Dornegge" B. II, 26. [5]) Eine Dissertation über diese kritischen Aufsätze ist in Münster zu erwarten.

jetzt besitzt" [1]). — Sehr häufig wird in seinen Romanen über bildende Kunst gesprochen, für die Schücking selbst ein feines Urteil hatte, und in der ihm die Werke der Renaissance und der Antike am höchsten standen. Besonders bemerkenswert sind die Kunstgespräche zwischen Luther und Raffael in „Luther in Rom", die ihren Gipfelpunkt in folgender Antithese finden: Luther sagt: „Tut Christentum in Eure Kunst, oder sie nützt uns nichts", worauf Raffael erwidert: „Gebt uns ein Christentum, das unsere Kunst in sich aufnehmen kann!" [2]) In dem Roman „Recht und Liebe" wird sogar schon über den Neuaufbau des Heidelberger Schlosses diskutiert [3]).

---

[1]) „Feuer und Flamme" II, 40. [2]) „Luther in Rom" II, 62.
[3]) „Recht und Liebe", S. 68.



V. Die Umwelt.

A. Das Historische und Kulturhistorische.

Wenn man es unternimmt, die historischen Romane eines Autors zu untersuchen, dessen Anfänge etwa vom Jahre 1820 bis zur Mitte des Jahrhunderts liegen, so ist notwendigerweise von Walter Scott auszugehen. Um so mehr hat dies zu geschehen in einer Abhandlung über einen Schriftsteller wie Schücking, der wiederholt hervorhebt, wie er unter dem Einfluß des Schotten steht[1], für den die Lektüre Scotts im Elternhause der tiefste Eindruck seiner Jugend ist[2], und der als Jüngling beim Verlassen seiner Heimat ein Bild des verehrten Mannes mitnimmt[3].

Durch die Romantik war das Interesse an historischer Forschung neu erweckt worden. Dies Interesse steigerte sich, wie Gutzkow sagt[4], nach Napoleons Untergang, und „so entstand die historische Romantik, deren großer Apostel Walter Scott wurde“[5]. Der ungeheure Einfluß Scotts läßt sich zunächst in der Romanproduktion selbst verfolgen. Anfangs tritt er, wenn auch nur schwach, so doch deutlich erkennbar bei Tromlitz, van der Velde und Spindler auf, tiefer geht er in Hauffs „Lichtenstein“[6], und sogar beim alternden Tieck sind Spuren zu erkennen[7]; am klarsten und schönsten aber ist er bei Rehfues, Alexis, König ausgeprägt. Jedoch ebenso deutlich zeigt sich die Bedeutung Scotts in der kritischen Anerkennung dieser Zeit; man lese das Vorwort zu Hauffs „Lichtenstein“, Hauffs „Skizzen“[8], Alexis' Aufsätze in den „Wiener Jahrbüchern“ (1821),

---

[1]) Besonders Leb. I, 23 ff. [2]) Dr. Sch. Br. S. 34. [3]) Leb. I, 87. [4]) Gutzkow, „Beiträge“ I, 304 f. [5]) Ebenda. [6]) Vgl. M. Drescher, „Die Quellen zu Hauffs Lichtenstein“, Leipzig 1905. [7]) Vgl. K. Wenger, „Historische Romane deutscher Romantiker“, Bern 1905. [8]) Werke, herausgegeben von Stern VI, S. 205.

die zahlreichen Äußerungen Heines[1]). Balzac nennt ihn in seiner knappen Charakteristik „ce trouveur moderne“ [2]), und ebenso erklärt ihn Freytag für den „Vater des modernen Romans[3]). Die übermäßige Verehrung und Nachahmung Scotts gab sogar zu parodistischen Werken Anlaß, wie zu Spindlers Novelle „Der große Unbekannte“ [4]) und zum Schluß von Alexis' „Walladmor“. Selbst Gutzkow, der tiefen Groll gegen die toryistisch-feudalistische Grundstimmung Scotts hegt, erkennt doch schon vor 1840 die große Bedeutung des Schotten für die zeitgenössische Produktion an; aber er wendet sich heftig gegen die Verflachung und Äußerlichkeit der nachahmenden Werke[5]). Ebenso empört sich Marggraff, der „Schildknappe“ des jungen Deutschland in seiner fast vergessenen originell räsonierenden Schrift „Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche“ (Leipzig 1839, S. 184) dagegen, daß durch Scott „die Literaturen aller Völker eine tätige Fabrikstätte, ein Manchester und (Er-) Barmen-Elberfeld der Romanfabrikation“ wurden.

Wenn auch Scotts Einfluß auf die deutsche Romantik nur gering war[6]), so ist seine Bedeutung für die französische Romantik, auf Hugo, Dumas, de Vigny, Mérimée, Stendhal, den jungen Balzac um so größer. Dadurch wirkte Scott dann wieder auf dem Umwege über Frankreich auf Deutschland; und dieser französische Einfluß gilt natürlich besonders für einen mit der französischen Literatur so vertrauten Mann wie Schücking.

Es erhebt sich nun die Frage: Ist an Scott alles originell oder stand auch er unter fremdem Einfluß? — Es ist erwiesen, daß Scott, das Mitglied der „German class“ in Oxford, durch Bürgers Balladen, den „Götz“, „Die Räuber“ und durch die auf diesen Werken fußenden Ritter- und Räuberromane beeinflußt wurde[7]), und daß hieraus

---

[1]) Siehe „Briefe aus Berlin“, 16. März (Ausgabe von Elster VII, 576); „Reisebilder, Die Nordsee“ 1826 (III, 115); Englische Fragmente IV (Elster III, 445, besonders 448 ff.).

[2]) „Oeuvres complètes“, Paris 1892, Bd. I, S. 1. [3]) Freytag, „Ges. Werke“ [2], XVI, 220. [4]) In der „Penelope“, Taschenbuch auf 1824.

[5]) Gutzkow, „Beiträge“ I, 319, 343. [6]) Vgl. Wenger, „Historische Romane deutscher Romantiker“, Bern 1905.

[7]) Vgl. die schon zitierten Schriften von Wenger und Drescher, ferner Zeiger, „Die deutsche Literatur in England am Schlusse des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts“ in den „Studien für vergleichende Literaturgeschichte“, Bd. I, Heft II, S. 239 ff.; auch „Monthly review“, Juli 1902, S. 200 ff.

zum Teil Scotts Vorliebe für grausige und abenteuerliche Situationen zu erklären ist. Dieselben Elemente hatten aber auch auf die Romantik gewirkt. Gemeinsame Eigentümlichkeiten des englischen Autors und der deutschen Romantiker sind also das historische Interesse mit nationaler Begeisterung und die Vorliebe für abenteuerliche Motive. Scott brachte nun als neue, später noch ausführlicher zu betrachtende Faktoren hinzu: die heimatliche Lokalisierung, die realistische Schilderung der kulturhistorischen Einzelheiten, die breitausgeführten Episoden, eine fast zur Manie gewordene Art der Komposition und Darstellungstechnik.

Aber auch ein Element, welches bei Scott stark zurücktrat, kam in die deutsche historische Erzählung: die Idee. Die im Roman schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vorhandenen und durch die Romantik noch ausgebildeten Elemente des Philosophischen, des Reflektierenden, des Emanzipatorischen hatten das junge Deutschland und die späteren Autoren in ihre Werke aufgenommen, und so gingen diese Elemente denn auch in den historischen Roman über. Der alte Tieck hatte in seinen Novellen für diese Reflexionen das Vorbild abgegeben [1]), und die Forderung der Idee im Roman wird allmählich so stark, daß Prutz in seinen „Kleinen Schriften zur Politik und Literatur“ [2]), als er in die damals lebhaft diskutierte Frage über die Berechtigung des historischen Romans eingreift, ausdrücklich die Idee als Lebenselement für den historischen Roman fordert. Es soll also nicht nur ein Bild der Geschichte gegeben werden, wie Scott es dargestellt hatte, sondern es wird auch die Klarlegung des Sinns der Geschichte gefordert. Dies Bestreben führt dann später zum historischen Ideenroman bei Frenzel und Rodenberg.

Wie schon die allgemeine Übersicht über Schückings Werke ergab, pflegt er nicht einen einzelnen feststehenden Typus des historischen Romans, sondern es wechseln bei ihm folgende vier Typen ab:

I. Kulturgeschichtliche, panoramaartige Gemälde mit dem Versuch, auf dem kulturhistorischen Hintergrund tragische Charaktere sich entwickeln zu lassen: Sohn des Volkes, Bauernfürst, Staatsgeheimnis, Sohn eines berühmten Mannes, Günther von Schwarzburg.

---

[1]) Vgl. Marggraf, S. 372 ff. — Minor, „Tieck als Novellendichter“, „Akademische Blätter“ I, S. 279 ff. [2]) 2. Aufl. Merseburg 1850, I, S. 279 ff.

II. Kulturgeschichtliche Anekdotennovellen: Aus den Tagen der großen Kaiserin, Eines Kriegsknechts Abenteuer, und einzelne kleinere Novellen, wie: Die drei Großmächte, Ein Mißverständnis, Das Turmzimmer.

III. Kulturgeschichtliche Sittenbilder aus Westfalen: Dunkle Tat, Marketenderin von Köln, Paul Bronckhorst, Rheider-Burg, Die Ritterbürtigen.

IV. Historische Ideenromane: Luther in Rom, Große Menschen.

Um nun für Schückings Stellung in der Entwicklung des historischen Romans und seine Behandlung des Historischen und Kulturhistorischen einen sicheren Standpunkt zu gewinnen, stelle ich Schücking einen Augenblick seinem Vorbild Scott und dem bedeutendsten deutschen durch Scott beeinflußten Autor von historischen Romanen: W. Alexis gegenüber. H. A. Korff hat das Verhältnis von Scott zu Alexis untersucht[1]) und kommt zu den vielleicht etwas zu scharf formulierten, aber doch den Kern treffenden Resultaten: Scott gibt auf kulturhistorischem Hintergrunde ein Kräftespiel historischer Potenzen, Alexis ein Farbenspiel kultureller Faktoren. Für Scott ist die Ausmalung des kulturhistorischen Hintergrundes das Mittel, um historische Persönlichkeiten in ihren Kämpfen plastisch hervortreten zu lassen; daraus ergibt sich die Darstellung in Höhepunkten, das Wesen des Dramatikers; Alexis versenkt sich mit seiner repräsentativen Methode in das kulturhistorische Problem; daraus folgt die Darstellung von Episoden, die Eigenart des Epikers. Ich möchte hinzufügen, daß Scotts Kunst im „Waverley“ am wenigsten dieser Formel entspricht, er schildert hier ganz breit episch, wir begleiten den Helden auf seiner ganzen Reise; erst allmählich entwickelt Scott die eben geschilderte mehr dramatische Technik. — Schücking nun steht zwischen beiden. Zunächst in Typus I ähnelt er mehr Scott in der Schilderung des buntausgeführten Hintergrundes, vor dem die farblosen Hauptpersonen hin und her geschoben und zum größten Teil zermalmt werden, also ein Kräftespiel historischer Mächte darstellen; es ist ein Überfluß an dramatischen Höhepunkten vorhanden. In den westfälischen Sittenbildern jedoch tritt für ihn das Kulturhistorische, das geschichtliche Problem als Selbstzweck in den Vordergrund, aber leider hat er nicht die epische Ruhe des

---

[1]) H. A. Korff, „Scott und Alexis, eine Studie zur Technik des historischen Romans“. Diss., Heidelberg 1907.

Alexis, und daher drängt die dramatisch bewegte Intrige das Kulturhistorische oft zu sehr in den Hintergrund. In Typus IV, den historischen Ideenromanen, treten Luther und Leo X., also die einzelnen Träger der Idee selbst in den Vordergrund und werden zu dem sorgfältig geschilderten kulturhistorischen Milieu in Beziehung gesetzt. Auch hier verdrängt allerdings die Intrige zu sehr das Problem; aber der Unterschied von Typus I besteht darin, daß die Hauptpersonen nicht farblos, sondern stark individualisiert sind und zum Träger einer historischen Idee gemacht werden.

Man könnte nun die Frage nach Schückings direkten historischen Quellen aufwerfen; aber eine derartige Untersuchung würde sich ins Unendliche verlieren und die in dieser Arbeit in Angriff genommene Aufgabe wenig fördern. Einige Andeutungen über die Quellen sind schon in der allgemeinen Übersicht gegeben worden, und eine ausführlichere Darstellung stellt sich als Unmöglichkeit heraus, wenn man folgendes bedenkt: Schücking nahm die Hauptmotive seiner historischen Romane nicht nur aus Büchern, sondern auch aus der mündlichen Überlieferung', aus Chroniken und sonstigen handschriftlichen, zum Teil privaten Aufzeichnungen. Er trug ein großes kulturhistorisches Wissen im Kopf, außerdem benutzte er unermüdlich kulturhistorische Werke aller Art. Das Verzeichnis seiner Bibliothek weist einen großen Teil der historischen Hauptwerke seiner Zeit und früherer Jahrzehnte auf. Und gerade in Westfalen und am Niederrhein war der Sinn für historische Forschung außerordentlich rege. Durch Justus Möser war die historische Forschung in Westfalen kräftig befruchtet worden, das „Archiv für Geschichte und Altertumskunde Westfalens" erschien in Hamm seit 1826, die „Zeitschrift für vaterländische [westfälische] Geschichte und Altertumskunde in Münster" seit 1838 ununterbrochen, und bargen ein ungeheures historisches Material. Vor allem kamen für Schückung aber die Forschungen seines Freundes Zuccalmaglio [1]) und die vielen dickleibigen Folianten des „Rheinischen Antiquarius" von dem alten Sonderling Stramberg [2]) in Betracht.

Schückings historisches Interesse artete, wie das Walter Scotts, fast bis zur Manie aus. Schon ein historischer Name erregt ihn; Wilhelm Grimm sagt ihm in Göttingen, Schücking kenne die Bibliothek besser als er selbst [3]). Schücking weist Meinhold in der „Allgemeinen

---

[1]) Leb. II, 110 ff. [2]) Leb. II, 146 ff. [3]) Leb. I, 96.

Zeitung" als erster aus kleinen historischen Irrtümern nach, daß die „Bernsteinhexe" keine wirkliche Chronik, sondern eine Fiktion sei [1]). Unübersehbares und verwirrendes historisches Kleinmaterial bringt er in seinen nichtbelletristischen Schriften zusammen, in den „Geneanomischen Briefen", den Landschafts- und Reisebeschreibungen sowie in den — in Zeitungen und Zeitschriften verstreuten — historischen Aufsätzen: Westfälischer Antiquarius, Historische Porträts, Westfälische Charaktere, Aufsätze über Münster und Köln.

Es sei nun hier kurz zusammengefaßt, daß die Hauptelemente in Schückings Romanen dieselben sind wie in den Werken Scotts und zum großen Teil in denen des Alexis. Da diese Elemente teils auch für die Zeitromane charakteristisch, teils technischer Natur sind, so werden sie vielfach hier nur gestreift und erst an späteren Stellen weiter ausgeführt [2]).

Wie Scott läßt Schücking seine historischen Romane meist in Übergangszeiten spielen, da er dann seine Hauptpersonen zwischen die sich bekämpfenden Kulturströmungen stellen kann. Seine Lieblingszeit ist die von etwa 1750 bis 1810, die Zeit des „sterbenden Rokoko", der Revolution, des Empire und der Erstarkung Preußens. Viele Einzelheiten aus diesem Zeitalter hatte er wohl durch mündliche Überlieferung von Annette erfahren, die, wie sie im „Stiftsfräulein" selbst schreibt, dieser Zeit angehörte und wieder nicht angehörte" [3]) und in dem Gedicht „Vor 40 Jahren" [4]) der Sehnsucht nach ihr Ausdruck gibt. Schücking hatte selbst in seinem Großvater in Münster [5]), den er im „Schloß am Meer" porträtiert, noch ein Stück Rokoko vor sich gesehen. Das Rokoko hatte vor Schücking besonders Sternberg behandelt („Saint Sylvan, 1839, „Die gelbe Gräfin", 1848), die Zeit der Revolution: Ulrich Hegener („Salys

---

[1]) Siehe „Augsburger Allgemeine Zeitung", 17. Dezember 1843, 26. Februar 1844. (Über diese Entdeckung war Laube, der die „Bernsteinhexe" dramatisieren wollte, sehr ergrimmt.)

[2]) So kann die Darstellung des westfälischen Milieus, das für die Zeitromane ebenso wichtig wie für die historischen Romane ist, erst in einem besonderen Abschnitt näher untersucht werden; ebenso ist die Komposition erst später in Kap. VII näher zu betrachten. Für die Hauptelemente in den Romanen Scotts bietet Material: Gaebel, „Beiträge zur Technik der Erzählung in den Romanen Scotts". Diss., Marburg 1901.

[3]) Siehe „Eine dunkle Tat", Reclam, S. 44; diese Stelle gehört zu dem von Annette selbst geschriebenen Stück.

[4]) Ges. Schr. I, 62. [5]) Leb. I, 53 ff.

Revolutionstage", 1814), Spindler („Der Invalide", 1831), Steffens („Die Revolution", 1837), Heinrich König („Die Klubbisten von Mainz", 1847). — Sämtliche historischen Romane Schückings spielen also in der Zeit von etwa 1750 bis 1810; ausgenommen sind nur „Der Sohn eines berühmten Mannes", der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, „Günther von Schwarzburg", der 1349 vor sich geht, und die historischen Ideenromane „Luther in Rom" und „Große Menschen", welche zur Zeit der Renaissance und Reformation im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Italien spielen. — Die Handlung ist meist in verschiedenen Gegenden Westfalens und am Niederrhein lokalisiert.

Das eigentlich Neue, was Scott gebracht hatte, und wodurch er seine großen Erfolge erzielte, war der historische Realismus, der durch die Kenntnis des wirklichen kulturhistorischen Details geschaffene bunte Hintergrund, welcher naturgemäß am schönsten und tiefsten sich ausmalen ließ, wenn man für sein Vorbild das Land der Heimat wählte. Und so verlangt W. H. Riehl: „Stimmung — Kolorit muß auch unsere Dichtung groß machen, sie gehen ja hervor aus dem eigensten, was wir besitzen, aus unserem deutschen Gemüt! Wir müssen Zeiten und Sitten malen . . ."[1]) Dieser Satz bezieht sich auf Schückings geplanten Zyklus „Zeiten und Sitten", von dem 1846 „Eine dunkle Tat" und „Die Ritterbürtigen" erschienen waren. Zunächst gab Schücking dann diesen Plan auf und wandte sich den kulturhistorischen Panoramendarstellungen zu, die, wie die meisten Scottschen Romane, einen größeren historischen Zeitraum umfassen („Sohn des Volkes", „Bauernfürst", „Staatsgeheimnis"). Auch diese Romane spielen teilweise auf westfälischem Boden, dann aber behandelt er ausschließlich westfälische Kulturprobleme, westfälische Menschen und Landschaften in den Werken „Paul Bronckhorst", 1858, „Die Rheider Burg", 1859, „Die Marketenderin", 1860. Den früheren Plan eines Zyklus „Zeiten und Sitten" nimmt er dann wieder auf, indem er diese drei Werke zusammen mit den früher geschriebenen „Ritterbürtigen" — die „Dunkle Tat" schied hierbei aus, weil sie ihm zu unreif erschien — zu einer westfälischen Sittengeschichte vereinigt. Denn sie gehen nicht nur auf westfälischer Erde in unmittelbar aufeinanderfolgenden Zeiträumen vor sich, „Die „Marketenderin" spielt 1794, „Bronckhorst" 1802, „Die Rheider

[1]) „Frankfurter Konversationsblatt" 1846, Nr. 221, „Zur neuesten Romanliteratur".

Burg“ 1807, „Die Ritterbürtigen“ in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, sondern „es zieht sich auch ein innerer Faden [der Handlung]“, wie es im Vorwort der ersten Reihe der „Ausgewählten Romane“ heißt, durch die vier Werke hindurch. Nachdem er also diese Romane 1864 zu einer Gruppe vereinigt hat, kann er mit Recht im Vorwort sagen: „Die Erzählungen, welche in diese Sammlung meiner Schriften aufgenommen werden sollen, bestehen zu einem großen Teil aus Versuchen, das Sittenleben meines Heimatlandes Westfalen in verschiedenen Perioden seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts zu schildern“.

Wie bei Scott und Alexis tritt in Schückings Romanen das eigentlich Historische hinter dem Kulturhistorischen zurück. Durch unzählige kleine Einzelzüge sowie durch breit ausgeführte Episoden wird der alles beherrschende Hintergrund gebildet. Selbst Gutzkow, der sonst den schottischen Dichter befehdete, erkennt an: „Walter Scott ist einer der größten Detaildichter, die nach Homer gelebt haben“ [1]). Und gerade in diesem Punkte unterscheidet sich ja der neue historische Roman von den Werken der Generation der Spieß und Cramer, die das realistische Detail gar nicht kannten, und auch noch von der Generation der Tromlitz, van der Velde, Spindler, die es nur in sehr beschränktem Maße aufweisen [2]). Auch der Sensationsroman Dumas' und der Anekdotenroman der Luise Mühlbach haben von Scott fast nichts für den kulturhistorischen Realismus gelernt. — Ferner ist für Schücking wie für Scott und Alexis der enge Zusammenhang zwischen der Landschaft und den kulturhistorischen Zuständen der Menschen zu betonen. So sagt Schücking im Vorwort zur „Marketenderin“, um auf die Beziehungen zwischen dem rauhen Land, das er schildert, und den rauhen Sitten desselben hinzuweisen:

„Die Zeit, welche dem Roman „Die Marketenderin von Köln“ zum Hintergrunde dient, hatte gerade in der Landschaft, wohin der Leser geführt wird, einen Charakter großer Roheit und zeigte dort eine Fülle schreiender und greller Kontraste mit den gebildeten Zuständen, welche in vielen anderen Teilen Deutschlands längst die herrschenden geworden waren. Und so füllen hier Ereignisse und Gestalten den Rahmen des Bildes, welche vielleicht ihre Rechtfertigung einzig und allein in der Treue des Lokaltons finden, die der Verfasser zu bewahren bemüht war.“

---

1) Gutzkow, „Beiträge“ I, S. 342.

2) Die Gradunterschiede zwischen diesen drei Generationen sollen hier nicht näher ausgeführt werden, einiges gute Material hierüber hat Dreschers Arbeit gebracht.

Und schließlich weiß er, wie Scott und Alexis, daß eine vergangene Zeit nur aus sich selbst heraus verstanden werden müsse und nicht mit den Augen der Gegenwart betrachtet werden dürfe. Scott weist in „Waverley" mehrfach darauf hin, daß er nicht Sitten und Ansichten der Gegenwart, sondern die Zeit vor sechzig Jahren schildere. So will auch Schücking, daß seine Leser historisch denken sollen, und in der „Marketenderin" III, Kap. 21, sowie im „Bronckhorst" I, S. 13 flicht er belehrende Exkurse ein: der Leser würde sich gewundert haben über Menschen, Tatsachen und Zustände, welche in so großem Widerspruche stehen mit den Verhältnissen und den Geist unserer Tage . . . es sei aber immer eine Ungerechtigkeit, eine Periode, die hinter uns liegt, von dem Standpunkt unserer Gegenwart aus zu beurteilen[1]). Schücking bemüht sich also, nicht nur das kulturhistorische Detail, sondern auch den inneren Geist einer Epoche möglichst getreu wiederzugeben[2]).

Es soll nun an einigen Beispielen dargelegt werden, welche Mittel Schücking im einzelnen anwendet, um uns in die von ihm geschilderte Epoche zu versetzen. Einleitend möchte ich noch kurz darlegen, wie in Schückings Werken das Verhältnis von historischer Quelle zur Verarbeitung sich zeigt. Einesteils folgt Schücking der Mode seiner Zeit, wie sie in der Mühlbach triumphierte, wenn er häufig in Anmerkungen bestätigt, daß das Mitgeteilte wirklich historisch ist; z. B. in den „Drei Großmächten", S. 98, sagt er in einer Anmerkung zu dem im Dialog mitgeteilten kulturhistorischen Faktum: „Buchstäblich wahr." Bisweilen teilt er auch seine Quellen mit[3]). Er besitzt nicht die Kraft C. F. Meyers, seine Kenntnisse künstlerisch verarbeiten zu können, und dieser Mangel macht sich besonders im „Staatsgeheimnis" und in dem Alterswerk „Große Menschen" bemerkbar. So schreibt er im „Staatsgeheimnis" teils unverarbeitet und wörtlich seine Quellen aus, z. B. I, S. 99 und bei der Schilderung des Einzugs Napoleons im dritten Band, teils

---

[1]) „Marketenderin" III, S. 245/46.

[2]) Er sagt ausdrücklich im „Sohn des Volkes" I, S. 179/80, nicht allein die Leidenschaften hätten diesen Umschwung hervorgebracht; „die Leidenschaften würden nicht entstanden sein, wenn sie sich nicht hätten nähren können aus dem unsichtbaren Gedankenstoffe, welcher die Atmosphäre jener Tage erfüllte, welcher in jedem Atemzug der Generation sich drängte".

[3]) „Bauernfürst" I, 272, „Staatsgeheimnis" II, 228, 230, „Sohn eines berühmten Mannes", S. 56, „Luther" III, 175; in den „Großen Menschen" III. Bd. sehr häufig.

exzerpiert er sie oder gibt ein ermüdendes Urkundenmaterial wieder. Noch unangenehmer wirkt dies in den „Großen Menschen“. Als in diesem Roman die Verwirrung der Intrige aufs höchste gestiegen ist, fährt der Erzähler fort: „Was sich [ferner] zutrug, das gehört der dokumentierten Geschichte an, deren Bericht wir einfach folgen können“ [1]), und dann lesen wir wörtliche Abschriften oder Exzerpte aus zahlreichen, in den Anmerkungen zitierten Quellen. Das beliebte Verfahren, Quellen zu zitieren, führt Schücking auch dazu, Urkunden zu fingieren; z. B. teilt er am Schluß der „Marketenderin“ drei Dokumente mit, welche die Nachgeschichte der Erzählung kurz zusammenfassen; in der „Dunklen Tat“ gibt er die Urkunde wieder, durch die der schäferliche Poet Driesch zum Dichter gekrönt wird; und im „Luther“ fügt er Abschnitte aus dem Buche Friedrichs II. ein, das niemals von dem Hohenstaufenkaiser geschrieben worden ist.

Das eigentlich Historische tritt, wie gesagt, bei Schücking sehr zurück. Er stellt den historischen Zusammenhang, die historischen Ereignisse oft durch einen eigenen eingeschobenen kurzen Bericht der Tatsachen dar [2]), was auch Scott, z. B. bei der Schilderung der Hochlandsschlacht im „Waverley“, so häufig tut. Meist geht die Erzählung des Historischen ins Kulturhistorische über, und sehr oft wird das Material der Einzelheiten zu einem umfangreichen parabatischen Exkurs mit vielen Abschweifungen verwendet, so daß man durch die behäbige Breite des Stils an Jean Paul erinnert wird [3]). Oft auch läßt er sich in Ausführungen über kulturhistorische Einzelfragen ein, so im „Günther“ über die Geißlerbanden (II, 64 ff.) und über das Ritterproletariat des vierzehnten Jahrhunderts (I, 76), über die Kultur der Renaissance im „Luther“, I. Bd., Kap. 1 und 2, II. Bd., S. 115. — Bisweilen wird das Historische in Dialogen abgehandelt, z. B. im „Bauernfürst“ I, 286; II, 310 ff.; im „Bronckhorst“ A I, Kap. 2; im „Recht des Lebenden“ II, S. 76 ff.

Wenn Schücking große historische und kulturhistorische Vorgänge künstlerisch verarbeitet darstellen will, so tut er dies oft durch die Schilderung von Festen, Aufzügen, dramatischen Vorgängen, nach

---

[1]) „Große Menschen“ III, 185.

[2]) Z. B. „Bauernfürst“ II, Kap. I; mehrfach im „Sohn eines berühmten Mannes“, „Bronckhorst“ A I, 235.

[3]) Man vergleiche besonders das Einleitungskapitel über Westfalen im „Bronckhorst“ I. Bd.

dem Muster etwa der Feste im „Waverley“ und „Kenilworth“ bei Scott. Die großen Bauernbewegungen im Spessart im „Bauernfürst“ und im „Kampf im Spessart“ werden uns dadurch direkt vorgeführt, daß die Hauptpersonen dieser Romane in die Versammlungen und Kampfszenen selbst hineingezogen werden. Er führt Hofgesellschaften vor bei Maria Theresia und Joseph II. in „Aus den Tagen einer großen Kaiserin“ und im „Sohn des Volkes“, bei Murat in der „Rheider Burg“; zur Darstellung der Korruption an dem Hofe eines Duodezfürsten dient das Hoffest in Ruppenstein in der „Marketenderin“; die Übergangszeit zum Empirestil, den die Napoleonische Herrschaft unserm Heimatlande aufdrängte, stellt er im „Staatsgeheimnis“ in der Form einer Gesellschaft dar, in der wir in der Unterhaltung und den Manieren der Leute sowie in der Ausstattung der Zimmer die Unnatürlichkeit dieses Zustandes deutlich erkennen; und im „Luther“ II, Kap. 6 wird die Schilderung eines prächtigen Renaissancefestes mit allen Einzelheiten eingefügt. Historische Personen läßt er gern in dramatischen Szenen zusammentreffen, so Napoleon und Ludwig XVII. im „Staatsgeheimnis“, Luther in einer Audienz mit Papst Julius II., Günther von Schwarzburg und Karl IV. auf dem Reichstag.

Schon diese Beispiele zeigen, wie wichtig die ausgedehnten Episoden für Schückings Romane sind. Werke, wie „Ein Schloß am Meer“ oder die „Marketenderin“, bestehen fast nur aus lose aneinandergereihten Einzelbildern. Durch die Vorführung der verschiedensten sozialen Kreise eines Zeitalters, die man realistisch damals eben nur in dem noch engen Rahmen einer Episode darstellen konnte, wird ein kulturhistorisches Nebeneinander von genrehaftem Realismus, bei Schücking sehr oft mit humoristischer Färbung geschaffen. So werden in der „Marketenderin“ nacheinander geschildert: das Kleinleben in der Universitätsstadt Köln mit der Hauptfigur des Professors, der nur einen Hörer hat und zugleich einen Kramladen bedient; das alte Schloß mit dem Original des unter dem Pantoffel stehenden Lactantius; die verkommenen kleinstaatlichen Zustände im Staate Ruppenstein mit der charakteristischen Gestalt des Vogtes von Elsen; die Verhältnisse im Schloß zu Ruppenstein und das Wesen des rohen absolutistischen Fürsten; das Leben und Treiben der österreichischen Armee; also Bürger, Adel, Volk, Fürst und Heer. Ähnlich sind „Luther“ und „Große Menschen“ von Episoden überfüllt, die das Renaissancemilieu deutlich machen sollen; man denke

an die Gespräche Luthers mit Raffael, das Renaissancefest, den Geheimbund der Madre natura als heidnisches Element in dieser Zeit, an die originelle Gestalt des schlauen Monsignore Phädra, an die Szenen im Kloster und im Schloß der Saveller, welche die verkommene Geistlichkeit und den verbrecherischen Adel vorführen sollen. — Bisweilen aber findet sich auch eine Episode, die in zukünftige Zeiten deutet; so wenn im „Bauernfürst“ die volkstümliche Gestalt des schwarzen Hoffmann, der französische Sozialist Fourier und der Buchhändler Palm verwundet zusammenliegen, Zukunftspläne aussprechen und sich dann trennen, „so gingen sie auseinander, um sich doch ewig wiederzufinden und durcheinander zu verschlingen, die Geister von 1525, von 1789 und von 1800 und . . .?“

Bei der Einflechtung des kulturhistorischen Details kam Schücking auch seine literarhistorische Kenntnis zu statten. Er bringt nämlich seine Menschen mit der Literatur ihrer Zeit in Beziehung. In den „Großen Menschen“ III, 45 ergötzen sich die Nonnen an Bandello, im „Recht des Lebenden“ II, 57 liest das empfindsame Stiftsfräulein Richardsons „Pamela“ und in der „Marketenderin“ I, 192 der Durchschnittsstudent einen Lafontaineschen Roman; Lactantius will in ebendiesem Roman einen Bericht an „Schlözers Briefwechsel“ schreiben, und im „Sohn des Volkes“ werden die „Gespräche aus dem Reiche der Toten“, wie auch Desmoulins Flugblätter erwähnt. Ähnliches liebt Scott, wenn im „Waverley“ der alte Tory-Anhänger „Dyers wöchentliche Briefe“ liest.

Die Kleidung behandelt Schücking nicht so ausführlich wie Scott; er gibt nur bei der Schilderung solcher Gestalten Einzelheiten des Anzugs an, deren wunderliches Wesen in Beziehung zu ihrer absonderlichen Gewandung steht, z. B. bei der Charakterisierung des Professors in der „Marketenderin“ oder des Barons Klein in „Aus den Tagen der großen Kaiserin“.

Sehr geschickt versteht Schücking bisweilen durch die Einführung kleiner kulturhistorischer Charakteristika den Leser in die darzustellende Zeit zu versetzen. Im „Kampf im Spessart“, S. 210 spielen Soldaten der französischen Republik „mit jenen republikanischen Spielkarten, auf denen der Kaiser durch la France und der Bube durch die Freiheitsgöttin ersetzt war“; oder, um uns die Zeit der Napoleonischen Herrschaft deutlich zu machen, läßt er die Leute „Tabak rauchen, wie ihn eben die unter dem Drucke der Kontinentalsperre stehende Menschheit zu rauchen gelernt hatte, um dabei philosophische

Trostgründe zu suchen, daß sie statt des Kaffees Zichorienwasser trinken und dieses statt mit Zucker mit Honig versüßen mußte" [1]).

Schücking benutzt auch die Darstellung der Straßen, Häuser, Zimmer und des Hausrats als Charakteristika für die zu schildernde Zeit. Aber diese Dinge, ebenso wie die Verwendung der Stände und der Landschaft spielen in den Zeitromanen eine ebenso wichtige Rolle wie in den historische Romanen, und deshalb muß sich später die Untersuchung all dieser für Schücking so wichtigen Gegenstände der Darstellung auf historische und Zeitromane zugleich erstrecken. Als Musterstücke der Zusammenfügung der schon behandelten und noch zu behandelnden kulturhistorischen Einzeldinge zu einem künstlerischen stimmungerregenden Ganzen können die Schilderung des alten Köln im ersten Kapitel der „Marketenderin" und die Stiftsszenen aus der Rokokozeit in der eingeschobenen historischen Erzählung im „Recht des Lebenden", Bd. II, gelten.

Es sei noch bemerkt, daß Schücking, wie sein Vorbild Scott, sehr häufig kleinere oder größere historische und kulturhistorische Bemerkungen einfügt, die sich an Gegenden, Ortschaften, Menschen und Gegenstände knüpfen. Diese Bemerkungen dienen oft wirklich zur Charakterisierung, um, wie eben an Beispielen ausgeführt ist, durch einige Reminiszenzen einen Zustand oder irgendeinen Menschen als Produkt der Zeit darzustellen. Manchmal stehen sie aber auch mit der eigentlichen Handlung gar nicht in Beziehung. Wenn Scott sagt: „his journey proceeded so slowly, that morning found him only in the vale of Whitehorse, memorable for the defent of the Danes in former days" [2]); so bemerkt Schücking ähnlich: „Wenn man von Nürnberg herkommt, gewahrt man eine halbe Stunde vor der Poststation Pleienfelden — des großen Wolfram von Eschenbach einstiger Besitzung — einen Seitenweg" [3]). Und auch in die Zeitromane flicht er solche Bemerkungen ein, z. B.: „Hier war ein alter Mann, der mit freundlicher Gesprächigkeit Valerian anredete, beschäftigt, den hohen Ginster, die gelbblühende Wappenpflanze der Plantagenets, abzuschneiden, um Besen daraus zu binden" [4]). Ähnliche Bemerkungen fügt er an beim Betrachten eines Bildes in den „Geschworenen" I, 271—72, eines Bauwerks in der „Herberge der Ge-

---

[1]) „Der Doppelgänger", S. 38.

[2]) „Kenilworth", Centenary Edition, Edinburgh 1871, vol. XII, S. 108.

[3]) „Bauernfürst" I, 69.

[4]) „Die Ritterbürtigen" A II, 223.

rechtigkeit“ I, 221. — Bei den eingeschobenen Bemerkungen in den historischen Romanen wirft er gelegentlich auch einen Blick auf die Gegenwart. So sagt er bei der Schilderung der tumultuarischen Festfreudigkeit des Mittelalters: „Nur die völlige Monotonie militärischer Schauspiele, welche dem Symbolisieren jeglicher Idee entsagt haben — es sei denn der, daß der Plural die Welt regiert —, imponiert noch in einer Zeit, welche den Ideen abhold ist.“ [1])

B. Westfalen.

Wie Scott, so verknüpft auch Schücking das historische Interesse untrennbar mit einem nationalen. Zunächst gilt diese vaterländische Begeisterung Schückings im engeren Sinne: er fühlt sich durchaus mit seiner westfälischen Heimat verknüpft und läßt seine Romane daher zum größten Teil auf westfälischem Boden spielen. Ferner aber sehnt er sich, wie es bereits ausgeführt ist, mit ganzem Herzen nach einem großen, einigen deutschen Reich. Die im westfälischen Volkscharakter beruhende innige Liebe zur Heimat wurde in dem jungen Schücking vertieft durch das Leben inmitten der freien westfälischen Landschaft sowie durch die Überlieferungen aus Geschichte, Sage, Sitte und Volksart, die er teils selbst sich aneignete, teils durch die Eltern und Annette von Droste erfuhr. Daß es Schücking aber „aufbewahrt blieb — während andere schon oft das Land beschrieben hatten —, aus diesen Zuständen das Fazit des Dichters zu ziehen: die Darstellung, wie diese Eigentümlichkeiten, diese Besonderheiten in den Sitten und dem Charakter des Stammes auf den einzelnen und seine Verhältnisse wirken, welche Konflikte sie in der Familie hervorrufen, zu welcher Entwicklung und zu welchen äußeren Schicksalen des Individuums sie Anstoß geben“ [2]), das hat er hauptsächlich den Anregungen zweier anderer Dichter zu verdanken: Scott und Annette. Wie bereits dargelegt ist, hatte Walter Scott auf Schücking schon in früher Jugend den tiefsten Eindruck gemacht; es lag nun für den Westfalen eine Vergleichung des schottischen Milieus mit dem seiner Heimat nahe. Er fand hier wie dort ein alteingesessenes kräftiges Volk mit dem Bewußtsein seiner Traditionen und der Anhänglichkeit an das Alte; es lebten eigentümliche Sitten und Bräuche, poetischer Aberglaube und Vorliebe für Spuk; eine eigenartige Landschaft mit fest in ihr wurzelnden, zum Teil recht

[1]) „Günther“ I, 72. [2]) „Gegenwart“ 1874, Nr. 3.

wunderlichen Charakteren bot sich dar; und so war „Westfalen ein Land wie zum Schauplatz von Romanen in Walter Scotts Manier geschaffen“ [1]). Schücking konnte also in der Darstellung der Umwelt wie in der Technik sich eng an Scott anschließen.

Auch in Annette von Droste war das Interesse für die Heimat früh wach gewesen. Sie hatte schon vor ihrer näheren Bekanntschaft mit Schücking westfälische Stoffe in einzelnen Gedichten und in der „Schlacht im Loener Bruch“ behandelt. Malchen Hassenpflug und die Bökendorfer Freunde rieten ihr 1838, sie solle nach Washington Irvings Muster „eine Art Buch wie Brace-Bridge-Hall schreiben und Westfalen mit seinen Klöstern, Stiftern und alten Sitten, wie ich sie noch gekannt und sie jetzt fast ganz verschwunden wären, zum Stoffe nehmen“ [2]). Aber so groß das Interesse Annettens für derartige Stoffe war, sie hatte nicht den rechten Mut, sie in umfangreichen Werken zu behandeln, denn sie weiß, „meine lieben Landsleute steinigen mich, wenn ich sie nicht zu lauter Engeln mache“ [3]). Sie fürchtet, „gänzlich in Verruf zu kommen, denn alles kann ich ihnen und meiner eigenen Liebe nicht aufopfern, nicht Wahrheit, Natur und die zur Vollendung eines Gemäldes so nötigen kleinen Schatten“ [4]). Sie kann nicht schönfärberisch schildern, da sie klar sieht, daß sie nur „im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann“ [5]), und so will sie einheimische Stoffe nur in Form von kleineren Erzählungen verwenden. Wie sich Annette und Schücking auf dem Gebiete der Heimatschilderung trafen, und wie sie sich gegenseitig zur Behandlung westfälischer Stoffe anregten, ist schon ausführlich dargestellt worden. Die Dichterin wurde durch ihre Kränklichkeit und ihren frühen Tod von der weiteren Behandlung westfälischer Stoffe zurückgehalten, aber Schücking konnte das, was er und sie sich einst vorgenommen hatten, vollenden, wenn es ihm auch nicht so gelang, wie er gewünscht hätte. Und er erntete den Undank, den Annette für sich vorausgesehen hatte, weil er seine Landsleute nicht wie Engel schilderte. — Es ist auch schon gesagt, daß er von seinem Freund Zuccalmaglio, der unermüdlich

---

[1]) Siehe „Allgemeine Zeitung“, 29. April 1857.

[2]) Br. S. 189, an die Schwester, 29. Januar 1839. Ganz ähnlich schon 13./14. Dezember 1838 an Schlüter Br. S. 174 f.

[3]) Br. S. 189, an die Schwester, 29. Januar 1839.

[4]) Br. S. 174, an Schlüter, 13./14. September 1838.

[5]) Br. S. 177, 13./14. Dezember 1838 an Schlüter.

die Geschichten und Sitten des bergischen Landes aufzeichnete, viel Material bekam.

Aber noch eine andere allgemeine literarische Strömung drängte Schücking zur Behandlung seiner Heimat. Der Überdruß an den vielen fruchtlos gebliebenen Ideen der dreißiger Jahre und die Entwicklung der neuen Verkehrsmittel hatte wieder zur freudigen Betrachtung der Landschaft, ihrer Bewohner und deren Sitten geführt. Reise- und Landschaftsschilderungen kamen in Mode; und Schücking wie auch Alexis gingen ja von der Landschaftsschilderung aus.

Nach den Ansätzen Jung-Stillings, Pestalozzis, Zschokkes, Brentanos war durch Auerbach die Dorfgeschichte zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Schon vor dem Erscheinen von Auerbachs Dorfgeschichten (1843) war Schücking bemüht, den von ihm so verehrten Immermann zur Anerkennung zu bringen [1]), und gerade der auf westfälischem Boden spielende „Münchhausen" mußte anregend auf ihn wirken. Auerbachs Dorfgeschichten begrüßte er begeistert [2]). Schückings Freund, Heinrich König, lokalisierte seine Romane auf rheinisch-hessischem Boden, wie sie der ihm ebenfalls persönlich bekannte Alexis auf märkischer Erde vor sich gehen ließ. Und nun wurden Dorfgeschichten in großer Zahl geschaffen. Joseph Rank ließ seine Geschichten im Böhmerwald (1842), Melchior Meyr im Rieß (1854), H. Kurz in Schwaben, Edmund Höfer an der Nordseeküste spielen. Und selbst George Sand wendet sich in „La mare au diable" (1846) begeistert der Dorfgeschichte zu und schreibt im Vorwort: „Man könnte eine ganz neue Literatur von wahrhaften Volkssitten schaffen, welche von den höheren Klassen so wenig gekannt sind . . . Hier wird sich die romantische Muse wieder stählen."

Schücking selbst hat zwar nur eine einzige eigentliche Dorfgeschichte geschrieben, die „Wippinger Thekla" in „Heimatlaub", Bd. I, und auch diese ist nur sehr skizzenhaft ausgeführt, aber die

---

1) Vgl. Schückings kritische Aufsätze. Zu Freiligraths „Karl Immermann, Blätter der Erinnerung" 1842 steuerte Schücking einen Aufsatz über Immermanns „Merlin" bei.

2) Siehe besonders „Allgemeine Zeitung" 1843, Beilage Nr. 329, „Auerbachs Dorfgeschichten", in dem er auch das Gedicht Freiligraths abdruckt, das in poetischer Form die Entwicklung der Dorfgeschichte schildert. Siehe Fr.s „Ges. Dichtungen", Leipzig 1898, Bd. III, S. 38. Auf diesen Aufsatz hin erhielt Schücking übrigens einen [ungedruckten] Brief des französierten Deutschen A. Weil aus Paris, worin dieser behauptet, er habe nach Goethe und Pestalozzi als erster in „Stasi" (1838) (nach einem Sesenheimer Erlebnis) die Dorfgeschichte gepflegt.

Elemente der Dorfgeschichte — d. h. Charaktere, Sitten und Konflikte der Bauern, dargestellt auf dem Boden ihrer Landschaft — finden sich in vielen seiner Romane allenthalben versprengt, besonders in den „Ritterbürtigen", dem „Sohn des Volkes", in „Paul Bronckhorst", Frauen und Rätsel", dem „Doppelgänger" und dem „Recht des Lebenden".

Die westfälische Landschaft spielt daher eine große Rolle in Schückings Romanen, die verschiedensten Gegenden Westfalens werden in ihrer landschaftlichen Eigenart dargestellt; eintöniges Heideland wie sumpfige Moorgegenden, die heiteren rheinischen Gegenden wie die Melancholie der Stadt Münster ziehen vorüber. Persönliche Erinnerungen tauchen auf: in den „Verschlungenen Wegen" wird Clemenswerth, in „Märtyrer oder Verbrecher" Schückings eigenes Haus in Sassenberg geschildert. Der ständige Aufenthalt in westfälischer Landschaft und der Einfluß der Freundin im persönlichen Verkehr wie durch ihre Schriften hat seine Sinne für die feinsten Eindrücke geschult, und so versteht er, die Pflanzen- und Tierwelt, die Farben, die Geräusche, die Atmosphäre der Landschaft überhaupt, besonders aber der westfälischen Erde darzustellen. Sehr eindringlich schildert er die allgemeinen Stimmungen, die für Westfalen eigentümlich sind: die reglose Mittagsstille in der Heide[1]) und die drückende, einen traumhaften Zustand hervorbringende Nebelluft[2]).

Auch Sternbergs „Paul" hatte schon auf westfälischem Boden gespielt; jedoch an Schilderungen von westfälischer Landschaft enthält dieser Roman fast nichts, vor allem stehen seine Menschen gar nicht in Zusammenhang mit der Landschaft. Immermann versucht im „Münchhausen" nach eigener Anschauung die westfälische Landschaft zu schildern, aber ich glaube, der an sich so scharf gezeichnete und in sich abgeschlossene harte Charakter des Oberhofbauern hätte sich ein wenig deutlicher als Produkt gerade dieser herben Landschaft darstellen lassen. Schückings größter Vorzug ist es, daß eine Menge seiner Gestalten, allerdings nicht die Hauptpersonen, ganz und gar mit ihrer Umgebung verwachsen sind, wie auch die Hochländer Scotts und die Märker von Willibald Alexis in ihrer Heimat wurzeln. Für Schücking wird die Darstellung des Volkscharakters in seinem Zusammenhange mit der Umgebung geradezu zu einem Problem.

---

[1]) Z. B. „Frauen und Rätsel" I, 92.

[2]) „Bronckhorst" II, 174; „Frauen und Rätsel" II, 148; „Recht des Lebenden" III, 182; III, 248.

Er hebt z. B. im „Recht des Lebenden“ I, 123 hervor: „Aus dem einsamen Wohnen des westfälischen Bauern scheint mir überhaupt ihr ganzer Charakter mit allen seinen Eigenschaften herzustammen.“ — Auch die geistigen Zustände erklärt er so: „Unser Resonanzboden hier ist ein weicher schwammiger Grund, um es geradezu zu sagen, ein ganz verfluchter Sumpf . . . die gedämpfte Stimmung liegt auf allen“ [1]). Der Autor läßt auch die verschiedenen Spielarten des Volkscharakters aus den verschieden gearteten Gegenden Westfalens sich ergeben. Daher bringt er in der „Marketenderin“ das rauhe, unfruchtbare bergische Land mit den rohen Sitten seiner Bewohner in Zusammenhang und stellt im „Fräulein von Thoreck“ die Wirkung der sumpfigen Landschaft auf die dumpfen, halb vertierten Schloßbewohner dar; im Gegensatz dazu stehen das „romantisch-schöne“, von fleißigen Menschen bewohnte Wuppertal [2]) und das fruchtbare südliche Westfalen mit seinen freien Bauern [3]). Er versteht es klar zu machen, wie die alteingesessenen Bauern auf ihren einsamen Höfen in der eintönigen, nur von Waldhecken und kleinen Waldungen durchzogenen Heide so verschlossen, selbstbewußt, stolz und hart wurden, wie die „Intelligenz träge, die Phantasie aber rege“ werden mußte. Die Gestalt des Hofbauern, des Schulzen in seiner knorrigen Geschlossenheit, Schweigsamkeit und Hartköpfigkeit, der in steter Ruhe seine Maserpfeife raucht, wird in seinen Romanen typisch vom „Sohn des Volkes“ bis zum „Recht des Lebenden“. Diese Bauern sind nur in dem Idyll ihres einsamen Hofes, auf dem sie unbeschränkt herrschen, möglich, und deshalb kann Schücking von den „Rütterbürtigen“ an bis zum „Recht des Lebenden“ immer die Bauernaristokratie als gleichwertig neben die Adelsaristokratie stellen. Ebenso sind die nicht dem Bauernstande angehörigen Menschen ein Produkt ihrer Umgebung und des allgemeinen Volkscharakters. Schücking zeigt, wie die Ritterbürtigen auf ihren alten großen Schlössern, fern von aller Kultur, so verknöchert, hochmütig, bigott, nur auf die Erhaltung ihres Standes bedacht werden mußten. Paul Bronckhorst und Reinhardt Tondern [4]) stellen „die zwei Richtungen dar, in welche der Charakter des Volksstammes, dem sie angehörten, seit je auseinander gegangen ist . . .; der Trieb des Unabhängigkeitssinnes und die realistisch praktische Natur in ihnen“ hatte sich

---

[1]) „Die Heiligen und Ritter“ I, S. 7. [2]) „Rheider-Burg“, 1. Kap.
[3]) Vgl. „Die Heiligen und Ritter“ I, 49. [4]) „Bronckhorst“ I, 47 f.

in Tondern „vergesellschaftet mit Kaltblütigkeit und Phlegma", in Bronckhorst dagegen mit „Rastlosigkeit des Geistes, mit einer gefährlichen Macht der Phantasie, mit einem Triebe zu größeren und glänzenderen Lebensformen, wie sie nur die weite Ferne und Fremde hegen konnte". — Und unermüdlich erinnert Schücking an den westfälischen Volkscharakter, bald durch Episoden, wenn er z. B. die Aufnahme des Herzogs beim Schulzen und die Szenen in der Familie des Bauern im „Bronckhorst" schildert, bald durch eingeschobene Bemerkungen, wie: „dazu war Ludgarde zu sehr die Tochter ihres realistischen, die wirklichen Lebensbedingungen scharf auffassenden Stammes" [1]).

Nicht nur den durch die Umgebung erzeugten Charakter der Westfalen, sondern auch ihre Sitten und Bräuche führt Schücking vor. Auch hier wieder folgt er ganz dem Beispiele Scotts und Immermanns. Wie Scott schottische Ausdrücke gebraucht, so verwendet Schücking bisweilen westfälische und rheinische Ausdrücke und im Dialog sogar den Dialekt. Schücking schildert im dritten Band des „Bronckhorst" wie Immermann im „Münchhausen" eine große westfälische Bauernhochzeit, jedoch ohne die Urwüchsigkeit des älteren Dichters. Im „Münchhausen" wird die Hochzeit auf dem Hofe der Braut, im „Bronckhorst" auf dem Hofe des Bräutigams gefeiert [2]), und wie in Immermanns Roman die bei dieser Festlichkeit gehaltene Rede des feinen Herrn, so wird auch bei Schückings Bauernhochzeit die berlinische Rede des preußischen Unteroffiziers von den derben Bauern nicht verstanden. Schon Scott hatte solche Feste gern geschildert, man denke an das Hochlandsfest im „Waverley". Im „Sohn des Volkes" (II, 221 ff.) gibt Schücking die Schilderung des „Schwingtages" auf einem Bauernhof; Hochzeitsgebräuche und andere westfälische Eigentümlichkeiten werden auch sonst erwähnt [3]), und ausführlich stellt er im „Bronckhorst" dar, wie der alte Schulze aufs „Altenteil" gesetzt wird. — Für Schückings Liebe zu abenteuerlichen Motiven aber war natürlich die Darstellung der westfälischen geheimen Feme am meisten geeignet, die seit Goethes „Götz" ein ständiges Requisit der Ritter- und Räuberromane geworden war.

---

[1]) „Recht des Lebenden" III, 41.

[2]) Die Hochzeitsbräuche, welche Annette in den „Bildern aus Westfalen" (Ges. Schr. III, 96 ff.) schildert, ähnelt sehr der Darstellung Immermanns, weniger der Schückings.

[3]) „Königin der Nacht", S. 3 f.; „Recht des Lebenden" III, 51; III, 169.

Selbst Immermann hatte sich die Darstellung eines Femgerichts nicht entgehen lassen („Münchhausen“ VII, Kap. 9). Schücking schildert die Feme ausführlich im „Sohn des Volkes“, im „Günther“ und im „Recht des Lebenden“; wie bei Immermann werden westfälische Sprüche beim Femgericht zitiert[1], und wie Immermann („Münchhausen“ VIII, Kap. 5) so gibt auch Schücking historische und psychologische Erklärungen für dieses Volksgericht, z. B. im „Recht des Lebenden“ III, 97, ohne daß sich aber eine Beeinflussung ergäbe.

Auch volkstümliche Gestalten und Originale derselben Art wie in Schottland gab es in Westfalen; das hatte sich schon Immermann zunutze gemacht, wenn er den Schulmeister Agesel, der Verwandtschaft mit dem Magister in Scotts „Kenilworth“ und mit Domine Simson im „Guy Mannering“, aber auch mit Jean Pauls Lehrergestalten zeigt, den sammelnden Hauptmann, den Küster und vor allem den Patriotenkasper verwendet. Derartige Gestalten finden wir auch in Schückings Romanen häufig, und noch im „Recht des Lebenden“ sind der in historische Studien verbohrte Oberst und der originelle Küster Poll vortrefflich gezeichnet. Besonders zu dem Patriotenkasper findet sich bei Schücking ein sehr ähnliches Gegenstück im Spiel-Berend in der „Rheider-Burg“. Der Patriotenkasper und der Spiel-Berend erinnern aber wieder an die zahlreichen, rätselhaften Geschöpfe, die bei Scott eine so große Rolle spielen, die aber auch bei Kleist, E. T. A. Hoffmann und der schwäbischen Romantik sich eingebürgert haben. Solche Gestalten, die phantastische Reden führen und Mitwisser der Geheimnisse sind, wie der Pfeifer von Hardt in Hauffs „Lichtenstein“, hat Schücking nicht nur in den historischen Romanen verwendet, z. B. die alte Margaret in der „Dunklen Tat“, sondern wie sie auch andere Autoren in der modernen Erzählung nicht entbehren können, man denke an die alte Clauß in den „Problematischen Naturen“, so übernimmt auch Schücking diese sonderbaren Geschöpfe in seine Zeitromane, wie die Alten in den „Heiligen und Rittern“ und im „Erben von Hornegg“ sowie das Tannenzapfenmännlein zu Clemenswerth, das er nach einer Jugenderinnerung darstellt[2]). — Wirklich bodenwüchsige Originale zeichnet Schücking oft; als deren vollkommenstes Exemplar können wir den alten Faulenzer und Schwätzer Rothe im „Recht des

[1]) Auch Annette sammelte westfälische Sprüche; vgl. Br. S. 166; „Bilder aus Westfalen“, Ges. Schr. III, 96.

[2]) Vgl. Leb. I, 46.

Lebenden" ansehen, dessen Vorstellungen stets „um die Grenzlinie, welche Traum und Leben trennt, taumeln"; und auch halbhistorische Gestalten, die in der Volkserinnerung fortleben, werden geschildert, so im „Bauernfürst" der schwarze Hoffmann und in den „Ritterbürtigen" die nach der Wirklichkeit geschilderte Alte, die schon immer so alt und verschrumpft war wie zu der Zeit, als Schücking sie kennen lernte.

Am häufigsten aber stellt Schücking eine westfälische Volkseigenschaft dar, die in seinem eigenen Wesen stark ausgeprägt war: den Gespensterglauben, die leicht in die vierte Dimension überspringende Phantasie, das Vorgesicht, von den Westfalen „Vorgeschichte" genannt: „ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichem Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem second-sight der Hochschotten ähnlich" [1]). Diese Dinge spielen auch bei Scott eine große Rolle, und ebenso hat Alexis sie für die Mark übernommen, man denke an das Vorgesicht Lindenbergs und den Knecht Ruprecht in den „Hosen des Herrn von Bredow". Schücking litt „an den Elementen, welche das Organ des Wunderbaren in uns ausbilden können, schon als Knabe nicht Mangel" [2]). Die Lektüre romantischer Bücher und Scotts hatten die Phantasie des in der unheimlichen Einsamkeit von Clemenswerth aufwachsenden Knaben, wo allerlei sonderbare Gestalten umhergingen [3]), — er hatte auch Brentanos Nonne von Dülmen gesehen [4]) — fast ins Krankhafte gesteigert, und der Verkehr mit Annette, die als Kind nachtwandelte [5]), in deren Leben und Dichten das Gespenstische und Wunderbare eine so überwiegende Rolle spielt, wovon ihre Werke und ihre Briefe zeugen, gab Schückings Veranlagung neue Nahrung. Der Gesprächsstoff der beiden bestand vielfach in Gespenstergeschichten, und sie waren sich beide „selbst nicht im klaren darüber, ob sie an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Tatsachen aufrichtig glaubten oder nicht" [6]); d. h. sie glaubten

---

[1]) Annette v. Droste, „Bilder aus Westfalen", ges. Schr. III, 101; vgl. Pelmann, „Psychische Grenzzustände", Bonn 1909, S. 272: „ein Zustand des menschlichen Bewußtseins innerhalb des wachen Lebens, wobei ein Fernsehen im Raume und der Zeit stattfindet. Diese Erscheinungen sind von altersher bekannt, und schon Plutarch und Eusebius, Plinius und Aulus Gellius erwähnen sie. Bei den Bewohnern mancher Gegenden, wie bei denen der schottischen Inseln, in Lappland und der Bretagne mag man etwas Ähnliches noch heutzutage finden".

[2]) Leb. I, 48. [3]) Leb. I, 42 ff. [4]) Leb. I, 49 f.

[5]) Br. S. 139 Anm. [6]) Leb. I, 158.

daran [1]. Die unheimlichen Elemente haben in Schückings Leben stets eine große Rolle gespielt, das erkannte schon Freiligrath [2]; Schücking tauschte gern mit anderen Gespenstergeschichten aus [3] und verstand es, sie sehr wirksam mündlich wieder zu erzählen [4]. Er glaubte fest an das Tischklopfen, das er in der „Sphinx", Kap. 5 verwendet hat, veröffentlichte über seine spiritistischen Versuche im „Morgenblatt" 1853, Nr. 49 ff. eine große Abhandlung unter dem Titel „Tisch und Seele", und auf diesen Aufsatz hin trat sogar der alte Kerner mit ihm in Briefwechsel [5]. Es ist also nicht verwunderlich, wenn Schücking diese Dinge sehr ausgiebig in seinen Romanen verwendet, und die Darstellung gespenstischer, übernatürlicher Geschehnisse hat ihm nicht zum wenigsten das Attribut eines romantischen Autors eingetragen [6]. Wie Scott, so könnte Schücking von sich sagen „My own enthusiasm, however, was chiefly awaked by the wonderful and the terrible" [7]. Besonders in Schückings ersten Romanen „Eine dunkle Tat" und „Ein Schloß am Meer" spielt das Gespenstische eine große Rolle, schon hier kommen Ahnungen, Vorgesichte, unheimliche Wesen vor. Die Spukgestalt „Das Hütchen" in der „Dunklen Tat" ist wohl angeregt durch das Hausgespenst von Rüschhaus, das eine „weiße Timpmütze" aufhatte. Ganz frei von solchen Elementen ist kein Werk Schückings, selbst nicht die modernen Unterhaltungsromane. Wie bei Scott der Tod von Personen deutlich vorher erkannt wird, z. B. im „Waverley" durch Bodach Glas der Tod des Fergus, so geschieht es auch bei Schücking: in der „Rheider-Burg" durch den Spiel-Berend, im „Recht des Lebenden" durch den Küster Poll. Große Ereignisse werden voraus gesehen: in der „Rheider-Burg" hat Spiel-Berend eine Zukunftsvision, im „Bronckhorst" und im „Doppelgänger" wird der Einzug der Preußen in einer Vision erblickt. Auch an eingeschobenen Bemerkungen über das gespenstische

---

[1] „Lebensbild", S. 114.

[2] Siehe Fr.s Briefe an Schücking und Freiligraths Gedicht „Die Rose" (Ges. Dichtungen [6], Leipzig 1898, Bd. II, 153). [3] Dr. Sch. Br. S. 202.

[4] Siehe besonders den Aufsatz „In Memoriam", „Nord und Süd", Oktober 1883.

[5] Gedruckt in „Nord und Süd", S. 106 ff., herausgegeben von L. L. Schücking; Kerner bittet Sch., er möchte den Tisch um ein Heilmittel für seine Frau befragen; Schücking gingen auch sonst solche Anfragen von außerhalb zu.

[6] Z. B. „Allgemeine Zeitung", 29. April 1857.

[7] Lockhardt: Memoirs of the early life of W. Scott, written by himself, Bd. I.

Element im westfälischen Charakter ist kein Mangel, man lese im „Bronckhorst" I, Kap. 1, in den „Heiligen und Rittern" I, 27, im „Recht des Lebenden" I, 57.

Bauern und volkstümliche Gestalten sind der eine Teil der für Westfalen charakteristischen Bevölkerung, der andere wird durch den Adel und die Geistlichkeit gebildet. Auch diese Stände wurzeln beide, wie schon ausgeführt ist, ganz in ihrer Umgebung, und wenn man sich entsinnt, was in dem Abschnitt „Ideen und Tendenzen" über Schückings Ansichten von Adel und Geistlichkeit gesagt ist, so ergibt sich, daß er die Darstellung dieser Stände hauptsächlich gebraucht, um seine Ideen anschaulich zu gestalten. Julius von Voß und Alexander von Sternberg hatten sich zuerst bemüht, den Adel möglichst realistisch auch mit seinen Schwächen, aber doch stets mit geheimer Sympathie im Roman darzustellen, und noch adelsstolzer als diese beiden war die Hahn-Hahn. Die entgegengesetzte Richtung vertreten hauptsächlich Max Waldau (Spiller von Hauenschild) in den Romanen „Nach der Natur" (1851) und „Aus der Junkerwelt" (1852), Gutzkow und Spielhagen in ihren scharfen Angriffen gegen den Adel. Schücking schließt sich keiner dieser beiden Richtungen an, sondern in seiner Darstellung des Adels kommt ein zweifacher Standpunkt zur Geltung. Einerseits gibt er seinem Unwillen über den zurückgebliebenen, dünkelhaften, abseits von aller Kultur sich haltenden, in Vorurteilen versunkenen Adel Westfalens Ausdruck [1]). Deshalb führt Schücking unerschöpflich Typen aus dieser Aristokratie vor; kein Stand ist in seinen Romanen auch nur annähernd so reichhaltig vertreten wie der Adel. Die beiden bezeichnendsten Werke dieser Art sind „Die Ritterbürtigen" und „Die Heiligen und die Ritter". Die sonderbarsten Originale, verarmte, intrigierende, bigotte, hochmütige, ungebildete Adlige beiderlei Geschlechts schildert er und charakterisiert sie teils durch ihre Handlungen und Reden, teils durch kommentierende Bemerkungen. Auch Karikaturen von Adelsreformern treten auf, so der Prinz mit der wandernden Besserungsanstalt in „Schloß Dornegge", der alte Sonderling Hovelberg in „Frauen und Rätsel". Meisterhaft stellt er auch Adelsversammlungen dar, z. B. in den „Ritterbürtigen" A II, Kap. 1, in der „Königin der Nacht" 277 ff. und in den „Heiligen und Rittern" den Kreis des Bischofs. — Da

---

[1]) Zu dieser Beurteilung des westfälischen Adels finden sich schon Ansätze in Immermanns „Münchhausen" II, Kap. 10.

Schücking aber anderseits, wie schon gezeigt ist, ein Anhänger des Historisch-Entwickelten ist und selbst eine Neigung zur Aristokratie hat, so tritt oft seine Bewunderung für das Feudalsystem hervor, und hierin folgt er Scott, dem „Romancier des Feudalsystems" [1]). Er erkannte das Ehrwürdige in den alten Adelstypen, und es lassen sich zu Baron Bradwardine im „Waverley" wohl Seitenstücke finden, wie der Vater des aristokratischen Helden im „Sohn des Volkes" und noch spät der Baron im „Recht des Lebenden". Besonders in Schückings zweiter Periode tritt mit Ausnahme der „Heiligen und Ritter" die Darstellung des Adels in dieser milderen Auffassung hervor [2]). Daher wird Schücking Meister in der Schilderung von kleinen Gesellschaften und Unterhaltungen in adligen Kreisen, und besonders gut gelingt ihm die Dialogführung. Die ganze feudalistische Welt mit ihren Schlössern, Stiftern, altem Hausrat besaß für Schücking eine merkwürdige Anziehungskraft; er sagt schon 1841: „. . . aber kein Glanz, keine Hoheit, die moderner Zeit angehört, kann mir das träumerische Hangen an früherer Reichs- und Stiftsherrlichkeit verdrängen und alles, was dahin gehört" [3]).

In den „Heiligen und Rittern" stellt er den engen Zusammenhang zwischen Aristokratie und Geistlichkeit dar; in diesem Roman führt er die verschiedensten Typen des Priesterstandes vor, von dem edlen Bischof von Sebenstein bis zu den betrügerischen Köttersöhnen. Sonst schildert er mit besonderer Liebe die feingebildeten, aristokratischen Geistlichen der alten Richtung, wie die Stiftsherren im „Sohn des Volkes" und im „Recht des Lebenden" und den Rat Zander in „Schloß Dornegge". Aber auch intrigierende Geistliche treten auf und ebenso problematische, kämpfende Naturen unter den Dienern der Kirche, z. B. im „Recht des Lebenden", in „Märtyrer oder Verbrecher", in der „Turmschwalbe", in der Novelle „Ein Kulturkämpfer".

Der Bürgerstand tritt bei Schücking mehr in den Hintergrund. In den Romanen der ersten Periode sind seine Bürger meist zopfige Spießbürger schrullenhafter Art, wie die Bewohner Münsters im „Bronckhorst", der urteilsschwache Laufentrost im „Bauernfürst", der Professor Bracht in der „Marketenderin". In einigen Tendenz-

---

[1]) Siehe Leb. I, 23 f.

[2]) In der zweiten Auflage der „Ritterbürtigen" hebt er in der Widmung an seinen Freund von Vincke hervor, daß sich inzwischen, seit den dreißiger Jahren, die Zustände des Adels sehr gebessert hätten. [3]) Dr. Sch. Br. S. 34.

romanen und besonders in den späteren Werken spielt das moderne wohlhabende Bürgertum eine größere Rolle, aber solche bürgerlichen Gestalten gelingen ihm weniger als die aus dem Adels- und Bauernstande.

Wenn auch Schücking wie Immermann dem Industrialismus nicht freundlich gegenüber stand, so mußte er doch erkennen, welch große Bedeutung das Aufblühen der Industrie für Westfalen hatte. Deshalb schildert er Hochöfenschmelzereien und Fabriken in der „Rheider-Burg", im „Kapital", im „Erben von Hornegg", vor allem aber in den „Heiligen und Rittern". Es finden sich auch Ansätze, das Proletariat darzustellen, wie im zweiten Band der „Heiligen und Ritter" die Episode der Arbeitsfrau Grete zeigt; diese Frau erträgt mit Gleichgültigkeit die Exkommunikation, die sie erleiden mußte, weil sie, um ihre Kinder zu versorgen, einen unkirchlichen Mann geheiratet hatte. Der Arbeiter in demselben Roman gibt seinen phrasenhaften Sozialismus auf, sobald seine Liebe zu einem hübschen Mädchen erhört wird. Am Ende seines Lebens, als die Ausbreitung der Sozialdemokratie die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, karikiert er sogar einmal in der Novelle „Bruderpflicht" eine sozialdemokratische Versammlung.

Nächst Westfalen und dem Rheinland wählt Schücking für seine Romane am liebsten Italien als Schauplatz, wo er selbst so gern weilte. Schon der Schluß des „Helden der Zukunft" spielt dort, ferner Teile der „Verschlungenen Wege", des „Schloß Dornegge", der „Herberge der Gerechtigkeit"; „Luther in Rom" und „Große Menschen", mit Ausnahme des ersten Teils, gehen ganz in Italien vor sich, ebenso einige Werke, die, was die psychologische Problemstellung und das Vorherrschen des Künstlerstandes betrifft, von Heyses Novellen beeinflußt sind, wie „Eine Künstlerleidenschaft", die Novellen „Entflohen", „Die Nothelferin", „Römische Geschichten". Seiner Vorliebe für Rom gibt Schücking häufig Ausdruck, es regt ihn und seine Personen stets zum Nachdenken über historische und künstlerische Probleme an, und hierbei findet er manches feine Wort über die ewige Stadt. — Einige Kapitel von „Frauen und Rätsel" spielen in London, einige der „Malerin aus dem Louvre", von „Schloß Dornegge" und von „Herrn Didiers Landhaus" in Paris, doch hat Schücking sich nur wenig bemüht, das Leben und Treiben dieser Städte charakteristisch zu schildern. In Frankreich ohne besondere Charakterisierung der Landschaft spielen einzelne Novellen aus dem

Kriege 1870/71. — Aber sonst kann man nur von wenigen Romanen und Novellen sagen, daß sie neutral lokalisiert seien.

Es ist schon ausgeführt worden, daß den Mittelpunkt von Schückings Werken meist Personen aus dem Adelsstande bilden, seltener Bürger und Künstler. Politiker und Schriftsteller aus der Klasse der Zerrissenen treten im „Helden der Zukunft", der „Aktiengesellschaft", der „Malerin" auf. Europamüde, die wegen eines Vergehens aus Deutschland flüchten, spielen entweder selbst eine Rolle bei ihrer Rückkehr, wie in „Feuer und Flamme", in den „Verschlungenen Wegen", in „Bruderpflicht", oder ihre Kinder tauchen plötzlich auf und rufen durch ihr Erscheinen Konflikte und Verwicklungen hervor. Sehr gern schildert Schücking kleine Fürsten, die sich in allen Spielarten, von dem Bramarbas in der „Marketenderin" bis zu dem stillen schüchternen Souverän in „Frauen und Rätsel" finden. Auch der Mode der Militärgeschichten folgt er: einige Novellen, besonders die im Kriege 1870/71 spielenden, führen in militärische Kreise, z. B. „Pulver und Gold", „Deutsche Siege", „Die barmherzige Schwester", „Die Diamanten der Großmutter".

Eine eigenartige Vorliebe hat Schücking für die Darstellung von Schlössern und Burgen. Er selbst erzählt, daß er anfangs Architekt werden wollte[1]) und ist daher mit den Eigenarten eines Grundrisses und mit den Stilarten genau vertraut. Für die Schauerromantik waren solche Gebäude unentbehrlich, doch wurden sie von ihr nur zur Erregung düsterer und aufregender Stimmungen benutzt. Arnim in den „Kronenwächtern"[2]) und Immermann im „Münchhausen" stellen die Schlösser unplastisch dar, ohne Angabe des Grundrisses oder von Einzelheiten der Fassade, aber dennoch wirken diese Schilderungen stark durch die ihnen innewohnende Stimmung; Scott versuchte es, seine Schlösser bis in Einzelheiten plastisch darzustellen, ebenso Alexis, z. B. das Rathaus im „Roland von Berlin", das Schloß Hohenziatz in den „Hosen des Herrn von Bredow". Nun bringt es zwar das Adelsmilieu mit sich, daß Schücking die Handlung oft in alten Adelssitzen spielen lassen muß, vielleicht hatte ihn auch das Vorbild Balzacs angeregt, aber ich habe in der deutschen Literatur keinen Autor gefunden, der so häufig Schlösser und alte Gebäude darstellt und sie im architektonischen Aufbau, im Stil, in

[1]) Leb. I, 26.

[2]) Vgl. K. Wagner, „Die historischen Motive in Arnims Kronenwächtern", Programm, Goldap 1908, S. 20 f.

der Ausstattung bis zu den Tapeten und dem Geruch des Hauses mit solcher Liebe und Ausführlichkeit schildert wie Schücking. Er sagt im „Helden der Zukunft" (II, 30): „Nichts spricht deutlicher den Geist der verschiedenen aufeinanderfolgenden Epochen aus, als der Charakter der großen Bauwerke, die in den verschiedenen Perioden nacheinander ausgeführt worden sind." Die einzelnen Teile der Schlösser läßt er meist zu verschiedenen Zeiten und demgemäß in verschiedenen Stilarten erbaut sein, so daß er zahlreiche kulturhistorische Bemerkungen anknüpfen kann. Daher kommt dem Leser nicht nur das Äußere des Gebäudes klar zum Bewußtsein, sondern er empfindet auch die dem Gebäude innewohnende Stimmung, besonders den müden Duft abgestorbener Zeiten in den alten Adelssitzen, z. B. in Hovelbergs Schloß in „Frauen und Rätsel", in dem Stift im „Recht des Lebenden" Bd. II. Einen tiefen Eindruck macht die Schilderung des unvollendeten Schlosses in den „Ritterbürtigen", in dessen prunkvolle Fassade der alte Mainhövel sein ganzes Geld verbaut hat, und das innen öde und unwohnlich ist. Und bezeichnend ist es, daß Schücking in die zweite Auflage der „Ritterbürtigen" ohne inneren Anlaß eine seitenlange Schilderung des in drei verschiedenen Stilen erbauten Schlosses Quernheim eingefügt hat. Die alten Schlösser gehören zu den stimmungerregenden Mitteln, und gerade auf diesem Hintergrund wirkt die Darstellung des Adels sehr plastisch und lebendig.





VI. Technik der Außenwelt- und Personendarstellung.

A. Darstellung der Außenwelt.

Die Betrachtung des Historischen und Kulturhistorischen hat schon einige Hinweise auf Schückings Darstellungstechnik ergeben. Wenn in den folgenden Beobachtungen die Aufmerksamkeit auf Eigenarten seiner Darstellungsweise gelenkt werden soll, die für ihn und, wie ich glaube, für die epische Kunst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt charakteristisch sind, so müssen hierbei Fragen berührt werden, mit denen sich die Forschung bisher fast gar nicht beschäftigt hat. Da für die hier zur Untersuchung gelangenden technischen Eigenarten bisher weder begriffliche Unterscheidungen noch feststehende Termini vorhanden sind, so ist einiges Allgemein-Theoretische einzuflechten, und diese theoretischen Ausführungen sowie das speziell für Schücking beigebrachte Material können vielleicht als eine Anregung zu weiterer Untersuchung der Darstellungstechnik im Roman überhaupt und besonders für die der Zeit um 1850 gelten [1]).

Zunächst sind zwei Arten des epischen Vortrags zu unterscheiden: Er kann objektiv sein, d. h. der Erzähler tritt ganz hinter die Erzählung zurück und vermeidet es, den Leser in die Erzählung hineinzuziehen. Ohne Kommentar des Autors schreitet die Erzählung sachlich fort, alles was zum Verständnis nötig ist, wird klar und scharf umrissen geschildert, das Äußere und Innere der auftretenden

[1]) Einige Bemerkungen über die im Nachstehenden ausgeführten Beobachtungen finden sich, wenn auch mehr zufällig, in Spielhagens „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans", Leipzig 1883. Riemanns Buch über „Goethes Romantechnik" geht zum großen Teil von anderen Gesichtspunkten aus; einige Anregungen finden sich bei Gäbel „Scotts Romantechnik", Marburg 1901; eingehender behandelt einige Einzelheiten Käte Friedemann: „Die Rolle des Erzählers in der Epik", Leipzig 1910.

Personen gleichmäßig ruhig und neutral dargestellt. Als beste Beispiele für eine solche Erzählungskunst können Heinrich von Kleist und C. F. Meyer gelten. — Ganz anders verfährt die subjektive Darstellungsweise. Der Autor mischt sich häufig in die Erzählung ein, er wendet sich apostrophierend an den Leser, führt ihn von einem Schauplatz zum andern, erklärt ihm die Einzelheiten, gibt seine eigene Meinung zum besten, lenkt die Aufmerksamkeit auf wichtige Dinge, zeigt hauptsächlich das Äußere der Menschen und Gegenstände und läßt durch eigene Interpretation von diesem auf das Innere schließen.

Natürlich finden sich diese beiden Arten der Darstellung niemals einzeln ausgeprägt, sondern sie gehen vielfach ineinander über; ferner ließe sich für jede der beiden gekennzeichneten Techniken noch eine mehr lyrische, mehr epische oder mehr dramatische Vortragsweise unterscheiden, aber der Einfachheit halber lasse man es vorläufig mit den Bezeichnungen objektiv und subjektiv bewenden. Schücking nun steht in den beiden ersten Jahrzehnten seines Schaffens stark im Bann der subjektiven Technik, er läßt also gern seine eigene Person hervortreten und zieht den Leser mit in die Erzählung hinein; später wendet er sich immer mehr der objektiven zu. Wenn wir die Charakteristika der subjektiven Technik im Auge behalten, so ergibt sich als ihre Folge ein großer Teil der Vorzüge und der Schwächen seiner Werke rein logisch; — Schücking selbst war sich natürlich dieses Zusammenhangs nicht bewußt. Es gilt nun diese für Schücking und viele andere Autoren charakteristische Technik näher zu analysieren.

Ein gutes Beispiel bietet der Anfang des Romans „Ein Sohn des Volkes“:

„Die Zeit der Begebenheiten, welche wir dem geneigten Leser auf diesen Blättern zu erzählen uns anschicken, ist von den gewaltsamsten Leidenschaften durchtobt und von Handlungen bezeichnet worden, die eine schlummernde Welt zu Schrecken und Entsetzen wach gerufen haben. Aber nichts an Ruhe und Frieden kann dem stillen ländlichen Bilde gleich kommen, das sich dem Auge darstellt, indem wir den Vorhang vor der ersten Szene unseres Dramas in die Höhe wallen lassen. Auf einer grünen Rasenfläche sehen wir im Vordergrunde rechts eine Linde sich erheben . . .“ usw.

Nach der objektiven Schilderung des Schlosses fährt der Autor fort:

„Nachdem wir jetzt noch einige Gruppen von italienischen Pappeln und prächtigen alten Obstbäumen dem stattlichen Herrenhause rechts und

links als grüne vollbuschige Einfassung zugegeben, ist unser Landschaftsbild fertig, und nur die Staffage fehlt noch. Diese überwölbt der Baum im Vordergrunde mit seinen fabelhaft mächtigen Ästen."

Dann folgt die Darstellung des Idylls der unter dem Baum sitzenden freiherrlichen Familie, von der jedes Mitglied in Präsensform und unter erklärenden und humoristischen Glossen charakterisiert wird[1]). Man lese diese umfangreiche Eingangsszene und vergleiche mit ihr die Anfänge der Kleistschen Erzählungen; dann werden sich die bezeichnenden Merkmale der subjektiven Technik Schückings deutlicher abheben. Als Ergänzung zu dem eben gegebenen Beispiele mögen noch die Schlußworte der „Rheider-Burg" dienen: „. . . und so die charakteristische Schlußgruppe unserer Erzählung beleuchtete, vor der wir langsam den verhüllenden Vorhang niederrollen lassen".

Diese beiden Beispiele zeigen zunächst, daß sich Schücking bei seiner Darstellung eine Bühne oder ein Bild vorstellt. Er entlehnt also für seine Technik vieles der Kunst des Regisseurs, er kann nach und nach das Szenenbild aufbauen und bei Einzelheiten verweilen. Aber diese epische Regisseurtechnik kann auch sehr wohl in ganz objektiver Weise angewandt werden, ganz sachlich und ohne Betonung der eigenen Person könnte der Verfasser die Szene anordnen. Das Hauptcharakteristikum für Schückings Technik aber ist, daß er durchaus nicht hinter der Erzählung verschwindet, sondern daß er aus ihr heraustritt und den Leser in sie hineinzieht. Er vermittelt also zwischen Szenenbild und Zuschauer und interpretiert die Vorgänge auf der Bühne. Er spielt gleichsam den Regisseur auf der Theaterprobe, d. h. er gibt erklärende Bemerkungen über die Szenerie, die Personen und die Handlung. Er fügt aber auch zugleich kritische, philosophische und humoristische Glossen hinzu. Man könnte also seine Darstellungsweise interpretatorische Regisseurtechnik nennen.

Die Vorliebe für diese Technik macht sich schon in der Wortwahl bemerkbar, z. B. in den Kapitelüberschriften: „Ein Nachstück mit malerischer Staffage" („Bauernfürst" II, Kap. 6), „Schlußtableau" („Held der Zukunft" II, Kap. 8). Der Autor sagt direkt, daß er dem Leser ein Bild, eine Szenerie vorführe: „Ein Kranz dichten Eichenlaubs umrahmte das Bild"[2]). Oder: „. . . wo der Fremde

---

[1]) Die Schönheit dieser Szene rühmt August König in einem (ungedruckten) Brief an Schücking. [2]) „Sohn des Volkes" I, 77.

durch ein von den Buchenzweigen gewölbtes dunkles Tor ein von der Sonne grell beschienenes reizendes kleines Landschaftsbild erblickte, welches das Waldtor aufs Schönste umrahmte. — Es war eine Szenerie ganz eigentümlicher Art . . ." [1]). Im ersten Kapitel der „Sphinx" heißt es: „Es ist ein echt rheinisches Bild . . . Das Ganze macht einen höchst malerischen Eindruck." Dann folgt eine lange Parabase darüber, wie erstens der poetische Reisende und zweitens der staatswissenschaftliche Reisende dies Bild betrachten würde. — Ein anderes Beispiel: „. . . und die Bauern lagerten sich in malerischen Gruppen umher. In malerischen Gruppen — nichts konnte in der Tat frappantere Bilder bieten als dies kleine Biwak bewaffneter Bauern" [2]). Will der Autor neue Szenenbilder zeigen, so führt er uns selbst von dem einen Schauplatz zum andern: „In der weiten Küche ist niemand; aber aus einem Hinterzimmer tönt eine laute Stimme. Wir betreten es . . ." [3]). Im Anfang der Erzählung „Vertauschte Schicksale" wandert der Autor mit dem Leser durch eine kleine Stadt und belauscht mit ihm eine Straßenszene; ganz ähnlich wohnt in der Novelle „Auf einen Schelm anderthalben" der Leser heimlich zuschauend den einleitenden Vorgängen bei, und zu Beginn der „Dunklen Tat" wird die Situation dadurch deutlich gemacht, daß „die Sonne unter vielen anderen Dingen drei Gegenstände, die uns von Wichtigkeit sind, erblickt". — In all diesen Beispielen war der Blickpunkt vom Leser oder vom Autor aus genommen, bisweilen auch geschieht dies von der handelnden Person aus. Dies ist besonders der Fall, wenn wir einer Gestalt der Erzählung auf ihrer Wanderung durch eine Landschaft oder ein Schloß folgen, so wird auch in den italienischen Szenen Rom vom Blickpunkt der dargestellten Person aus betrachtet. Die Regisseurtechnik bringt es mit sich, daß Schücking eine außerordentliche Vorliebe für malerische Szenenbilder hat. Wie er das malerische, abgeschlossene Bild auch noch anwendet, wenn der Blickpunkt von einer ganz unkünstlerischen Person aus genommen wird, zeigt folgendes Beispiel:

„Der jüdische Krämer betrachtete sie mit Wohlgefallen. Und in der Tat bildete sie, von seinem Standpunkt aus gesehen, eine liebliche und malerische Erscheinung. Sie hielt am Eingange des Waldes, wo über die

---

[1]) „Der böse Nachbar", S. 135/36.

[2]) „Kampf im Spessart", S. 121, ganz ähnlich im „Bauernfürst" II, 223.

[3]) „Ein Sohn des Volkes" I, 78. Viele charakteristische Beispiele hierfür bietet die erste Fassung der „Ritterbürtigen".

einlaufende Chaussee eine Art Torwölbung von den laubreichen Ästen geschlagen worden, und während sich so ein dunkler Rahmen aus Zweigen und Blätterfülle um sie zog, legte die Sonne volle, farbige Gluten auf den Horizont, die den Hintergrund des Bildes füllten[1])."

Es ist schon erwähnt worden, daß eine Folge der interpretatorischen Regisseurtechnik die starke Berücksichtigung des Äußeren der Dinge und Menschen ist. Der Gesichtseindruck, die optische Wahrnehmung des Lesers und des Autors spielen also eine große Rolle. Der Erzähler schildert, was der Leser sehen soll, und zieht daraus seine Folgerungen. Diese Technik des Schlusses „von außen nach innen" wird natürlich sehr wichtig für die Charakterisierung der Personen, denn der Autor schließt von der Erscheinung, den Gesichtszügen der Menschen auf ihr Inneres[2]). Daher finden sich unaufhörlich Wendungen wie „er *schien* kein Verlangen zu tragen", und der Zwischensatz „wie es schien" kehrt häufig wieder. So sagt Schücking nicht direkt: „der Wanderer hatte schon lange so gestanden", sondern: „unser Mann *muß* schon lange so gestanden haben, er stützt das Gewicht seines Körpers bald auf das eine, bald auf das andere Bein, *als ob* seine Glieder ermüdeten; der Wolfshund hat den Kopf auf die Vordertatzen gedrückt und verdrießlich die Augen geschlossen, *als ob* er längst Geduld und Lust verloren und eingeschlafen *sei*"[3]). Tritt eine schon bekannte Person nach längerer Pause auf, so wird sie folgendermaßen eingeführt: „An seinem dichten, schwarzbraunen Bart, an seinen pfiffigen, kleinen Augen, die durch das Haarwerk lugen, wie irgend ein schlaues Wild durch ein Gebüsch, *erkennen wir* Rudolf den Jägersmann"[4]). Oder: „Wer ist die rote Gestalt...? Wie eine Druide ist sie ... Treten wir näher hinzu; diese blassen Züge sind uns bekannt ..."

Schließlich wirkt die Darstellungstechnik Schückings auch auf seinen Stil ein. Durch die Interpretationen und kritischen Bemerkungen, durch die ausführlichen Parabasen und Apostrophen an den Leser wird seine Sprache in den Werken der ersten Jahrzehnte oft weitschweifig und blumenhaft in der Jean Paulschen Manier, und er verwendet in einer für den Prosavortrag ungewöhnlich häufigen Weise die Kunstmittel, welche Elster in den „Prinzipien der

---

[1]) „Die Ritterbürtigen" A I, S. 57.
[2]) Hierüber ausführlich S. 124 ff.
[3]) „Der böse Nachbar", S. 111.
[4]) „Die Geschworenen" III, 241.

Literaturwissenschaft" die „objektiven ästhetischen Apperzeptionsformen" nennt [1]).

Die Frage nach der Herkunft dieser Technik liegt nahe. Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß ihre innere Ursache in der allmählichen Hinwendung zur realistischen Darstellung der Umwelt zu suchen ist. Die Menschen um 1850 forderten von der Kunst den Realismus und die Schilderung der Einzelheiten, aber man beherrschte noch nicht die Mittel einer solchen Darstellung. Da war die interpretatorische Regisseurtechnik die bequemste und einfachste Methode der realistischen Wiedergabe, denn es ist leichter, sich eine Szenerie aufzubauen, das Äußere zu schildern und dann auf das Dahinterliegende zu schließen, und es durch ausführliche kritische und humoristische Bemerkungen deutlich zu machen, als objektiv und klar das Wesen der Dinge zu erfassen und es ebenso mit der Sprache wiederzugeben.

Nachdem jetzt Schückings Technik im allgemeinen betrachtet worden ist, kann die Untersuchung seiner Außenweltsschilderung und Charakterisierungskunst im einzelnen erfolgen, wobei natürlich immer auf die Folgeerscheinungen der für ihn charakteristischen Technik hinzuweisen ist. Zunächst ist einiges über seine Darstellung der Landschaft zu sagen. Aus den eben angeführten Beispielen ergab sich zur Genüge, wie Schücking das malerische Landschaftsbild liebt. Entweder schildert er selbst die umgebende Natur als Szenerie, oder er läßt die auftretenden Personen das Bild betrachten. Schücking versucht dabei meistens ein Bild in großem Umriß mit weitem Horizont zu geben, d. h. er beschreibt nicht nur einen kleinen Ausschnitt, sondern die ganze Gegend, soweit das Auge sie faßt, sei es, daß er eine große freie Landschaft vorführt, wie dies z. B. in der Teichoskopie im ersten Kapitel der „Heiligen und Ritter" geschieht, sei es, daß er ein kleines Waldtal schildert, wie er es in den Episodenszenen liebt. — Durch die genaue Kenntnis seiner Heimatnatur und besonders durch das Vorbild Annettens war er zu einer großen Feinheit in der Beobachtung der Einzelheiten der Natur gelangt, die sich zu einer genauen Kenntnis der Pflanzen und Bäume, wie vor allem der Luftstimmungen Westfalens entwickelte. Als charakteristisch für diese Beobachtungsfähigkeit und für seine Art der Wiedergabe möge folgendes Beispiel dienen:

---

[1]) E. Elster: „Prinzipien der Literaturwissenschaft", Halle a./S. 1911; Bd. II, S. 101 ff.

„Die außerordentliche Reinheit und Klarheit der Luft ließ die näheren Gegenstände sich ungewöhnlich bestimmt und deutlich von den entfernteren abheben, so daß die Landschaft dadurch Vorder-, Mittel- und Hintergründe bekommen hatte, welche man zu anderen Zeiten gar nicht so unterschieden wahrnahm. Und wie eine größere Abwechslung und eine reichere Belebung, so hatte diese Landschaft dadurch auch einen größeren Farbenreichtum bekommen; die Blätter von des Meiers alten Eichen zeigten da, wo die Sonne darauf lag, ein ganz wunderbar saftiges tiefgesättigtes Grün, und die Ziegel auf den alten Gaden seitwärts vom Haupthause wiesen Farben und Töne auf, die einen Maler hätten entzücken müssen[1]."

Schücking versteht geschickt durch Nebeneinander- oder Nacheinanderstellung der charakteristischen Einzelheiten ein Bild der Landschaft und eine Naturstimmung darzustellen; und auch hierbei wendet er zuweilen die Technik des Rückschlusses aus dem mit den Augen Wahrgenommenen an: „. . . daß der Herbst nahte, bewiesen die gelben Blätter und die Schalen der Buchnüsse, die von den Eichhörnchen ausgekernt auf dem Pfade lagen"[2]).

Für Schückings Darstellung der Natur wird aber noch ein Kunstmittel von Wichtigkeit, das sich im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zu voller Blüte entwickelt hatte. Um 1700 hatte man gelernt, sich in das Kleinleben der Natur kindlich-fromm zu vertiefen (Spee, Brockes); dann war der Sinn für die Größe und Lieblichkeit der Landschaft erwacht (Haller, Geßner), und seit Klopstock begann die Versenkung in die ganze Herrlichkeit der Schöpfung. Allmählich aber wird „die Natur unter den Händen des Dichters zu einem selbständigen Lebewesen, in dem dieselben seelischen Vorgänge sich abspielen wie im Menschen"[3]); und Heine und Lenau, die Schücking besonders liebte und persönlich kannte, hatten zur Verbreitung dieser Naturauffassung beigetragen. Die Natur kann einerseits zur Charakterisierung der menschlichen Stimmung, als deren Abbild, herangezogen werden — die Anwendung dieses Kunstmittels durch Schücking wird auf S. 131 f. betrachtet —, anderseits kann bei der Schilderung der Natur eine Anthropomorphisierung angewandt werden, so daß also Naturvorgänge mit menschlichen Gemütszuständen und -ausbrüchen verglichen werden. In dieser Weise stellt Schücking

[1]) „Doppelgänger", S. 164 f.

[2]) „Doppelgänger", S. 11.

[3]) Hoffmann-Krayer, „Naturgefühl in deutscher Dichtung und Kunst" in „Studien für vergleichende Literaturgeschichte" I, 146 f., auch „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte" VII, 311 ff.

oft die Naturereignisse dar, z. B. „Der Himmel hatte den Aufruhr gesehen und schleuderte die empörte Natur in ihre Ohnmacht zurück. Ein Schlag und ein Schmettern — die Wolkenungeheuer waren zerstoben, und das Wutgeheul war ein leises Schmerzensstöhnen geworden"[1]). Die gleiche anthropomorphisierende Darstellungsweise wendet Schücking aber auch bei der Schilderung von Gegenständen aller Art und bei der Schilderung von Tieren an; doch führt uns dies zu der Vorliebe Schückings für die gleich zu betrachtenden genrehaften Episoden hinüber. Zunächst aber möchte ich noch ein Beispiel anführen, das für alles bisher über Schückings Darstellungstechnik Gesagte charakteristisch ist:

„Es war ein wunderbar schöner Abend geworden ..." es war, „als lege ein Geist der Ruhe, aber auch der Trauer seine Flügel über die Erde, dieses stille Eiland im Ozean der Unendlichkeit, das hoffnungslos ein verlorenes Glück zu betrauern scheint ... Auf den Wegen, welche sich an den Hügelrainen entlang und durch die tiefer liegenden Gründe schlängelten, sah man einzelne Haufen von Menschen ziehen, deren gemeinsames Ziel die im fernen Abendnebel aus Pappeln und Wipfelkronen ragenden Türme und Giebelspitzen einer Stadt schienen, welche im Hintergrunde wieder von einer ziemlich steilen Bergwand überragt wurde ... Diese Stadt — um den Leser sogleich in den Mittelpunkt dieser Szenen zu versetzen — war die Hauptstadt des Landes ..." Dann folgt die Schilderung der Häuser und Straßen dieser Stadt und der Gesinnungen, welche die Einwohner hegen[2]).

Dies Beispiel zeigt also: 1. die Belebung der Natur durch menschliche Gefühle, 2. eine kritische weltschmerzliche Bemerkung des Autors („das hoffnungslos ein verlorenes Glück zu betrauern scheint"), 3. weiten Umriß des bühnenmäßig aufgebauten Landschaftsbildes, 4. Technik des Rückschlusses aus dem Wahrgenommenen („sah man ... ziehen ..., deren Ziel die ... Türme ... einer Stadt schienen"), 5. Führung des Lesers durch den Autor („um den Leser ... zu versetzen.")

Schücking rät in einem Aufsatz den lyrischen Genremalern, sich von der Genremalerei abzuwenden, „die Stufe über der Genremalerei ist die Historienmalerei"[3]). Er selbst hat sich eifrig um die „Historienmalerei" bemüht, aber er ist doch hauptsächlich im „Genre" stecken-

---

[1]) „Bauernfürst" I, 136; ähnlich „Geschworenen" II, 110.

[2]) „Bauernfürst" I, S. 31 ff.

[3]) „Augsburger Allgemeine Zeitung" 1844, Beilage Nr. 32; „Poesie in der Politik".

geblieben; und das „Genre“ spielt nicht nur in seinen historischen, sondern auch in seinen Zeitromanen, besonders in den Werken der ersten Periode, eine große Rolle; es kommt besonders in den Episoden zur Geltung. In dieser Vorliebe für die sorgfältig ausgeführte Episode ist, wie schon angedeutet, ein Streben zum Realismus zu erkennen, und es ergibt sich nun die Frage: wie verhält sich Schückings Darstellungsweise zum Realismus? — Wenn wir die Malerei der Zeit zwischen 1840 und 1880 betrachten, so finden wir in ihr ähnliche Bestrebungen wie im Roman; man pflegt erstens die Historienmalerei, die uns heute mit ihrer auffälligen Betonung des Theatralischen, mit ihrer unnatürlich sorgfältigen Gruppierung des Kleinkrams wie der Menschen und mit ihrem Atelierlicht als so unwahr erscheint, und zweitens die Genremalerei, mit dem Bemühen, das Kleinleben zu erfassen, das aber nur ein innerlich und äußerlich unwahres, säuberlich herausgeputztes Leben ist. Harmlose Situationen werden in süßlicher oder humoristischer Weise dargestellt, und vor allem durch den Stoff wollte man fesseln. So fand aber letzten Endes eine Vertauschung der Wesensarten der beiden Künste statt, die Lessing einst zu scharf geschieden hatte: die Malerei in ihrer Betonung der Situation, des Stoffes faßte das Leben novellistisch auf, wie die Unterschriften der Bilder in den Familienblättern beweisen, und die redende Kunst erzeugte in ihrem Streben zur realistischen Darstellung eine malerische Schilderung.

In Schückings Romanen stellt die Episode hauptsächlich Einzelszenen aus dem Kleinleben dar. Hier also bietet sich Gelegenheit zur Entfaltung seines Realismus. Dieser aber ist, wie der Realismus der Durchschnittsmalerei seiner Zeit, ein durchaus genrehafter, humoristisch gefärbter. Wie die Genremaler auf ihren Bildern die Bauern und Dirnen nicht bei der Arbeit und in den für sie charakteristischen Beschäftigungen vorführen, sondern bei Scherz und Tanz im Wirtshaus, sauber gekleidet und in sittigen Liebesszenen, so stellt auch Schücking seine ländlichen Gestalten dar, bei deren Zeichnung die Möglichkeit eines strengeren Realismus für ihn, der das Leben der westfälischen Landbewohner so genau kannte, doch am ersten gegeben wäre. Sein Auge richtet sich nicht darauf, wie der Bauer arbeitet, sondern wie er als Urbild der Ruhe sitzt, steht, seine Pfeife raucht und Gespräche führt. Und diesen sauberen Genrerealismus zeigt Schücking fast durchweg auch in der Darstellung des Lebens der anderen unteren und bürgerlichen Stände. Es kehrt z. B. häufig wieder, daß der

Diener, auf den eine Person zutritt, gerade an einem hölzernen Löffel oder dergleichen schnitzelt [1]).

Einen strengeren Realismus kennt Schücking nur in der Darstellung der Heimatnatur, der Schlösser und des ihm so wohlbekannten aristokratischen, müßigen Lebens. Wenn er die Adelswelt schildert, treten besonders scharfe kleine Beobachtungen hervor, wie „er arbeitete stumm mit der Spitze einer Feder die Haut an seinen Fingernägeln zurück" [2]). Wenn Schücking einmal gezwungen ist, einen strengeren Realismus obwalten zu lassen, der die Dinge nehmen und darstellen soll, wie sie sind, so entschuldigt er sich sogar deswegen, wie in den „Geschworenen" I, 151, wo er ein häßliches Gasthauszimmer schildert und fortfährt: „. . . es wird uns hoffentlich nicht als Geschmacklosigkeit ausgelegt, wenn wir diesen entsetzlich viereckigen, regelrechten, von der gepeinigt hin und her flackernden, luftausdörrenden Gasflamme erhellten Raum nur mit einem angeborenen idiosynkratischen Widerstreben betreten und nur dann, wenn es unsere Erzählerpflicht und die Rücksicht auf den freundlichen Leser streng gebietet. Das aber ist heute der Fall". Oder er geht einer realistischen Darstellung aus dem Wege, indem er von einem Zimmer nur sagt: „das ganze Bild ist eben so naturwahr, so lebendig, so realistisch, wie man heute sagt" [3]), oder er vermeidet die Schilderung einer Schwurgerichtsverhandlung: „Unsere Leser sind oft genug Augenzeugen solch eines tragischen Dramas im Tempel der Göttin mit der Binde und den Wagschalen gewesen . . . Wir brauchen ihnen deshalb nicht im Detail den Saal des Gerichts, die Sitze der Richter, der Geschworenen, des Angeklagten und seines Verteidigers, den Platz der Zeugen usw. zu schildern" [4]).

Nicht nur das Bemühen, Häßliches und Anstößiges nach Möglichkeit zu vermeiden und die Wirklichkeit etwas schönfärberisch zu

---

[1]) „Die Geschworenen und ihr Richter" I, 81. [2]) „Bronckhorst" I, 154.

[3]) „Die Geschworenen" II, 26.

[4]) „Die Geschworenen" II, 5; ähnlich II, 13. In einer Alterserzählung: „Etwas auf dem Gewissen" 1882 kommt Schücking allerdings zur theoretischen Forderung eines strengeren Realismus; der Held Felix, der „Typus eines nichts kennenden und doch alles schildernden" Schriftstellers wird zum Realismus geführt, und schließlich wird seine Novelle mit Daudet und Turgenjeff verglichen. Ein Sanitätsrat in dieser Erzählung fordert sogar, „die Schriftsteller müßten sich eine Spezialität wählen", und Robert fährt fort: „in unserer Zeit der Masse müsse der einzelne in der Spezialität seines Stoffes oder der Absonderlichkeit seiner Form Ersatz für die ihm mangelnde Besonderheit seiner Natur suchen".

übertünchen, bewirkt es, daß trotz scharfer Beobachtung von Einzelheiten kein eigentlicher Realismus zustande kommt, sondern auch der humoristische Ton des Vortrags und die herangezogenen Vergleiche, also stilistische Elemente, tragen hierzu bei. Man lese z. B. die Schilderung des morgendlichen Reinemachens im Hause Haßbecks im „Bauernfürst" I, 339 f., oder die Szenen in der Behausung von Sonderlingen, wie die bei dem Maler P. P. Walpott im „Held der Zukunft" oder die Episoden des Lactantius in der „Marketenderin". Da aber das Genrehafte hier stark in den Vordergrund tritt, werden diese Szenen oft zu ausgesponnenen anmutigen Idyllen, wie in den breit ausgeführten Eingangsszenen vom „Sohn des Volkes", von „Schloß Dornegge", der „Turmschwalbe" und in der Schilderung der Vorgänge im Fürstenschloß von „Frauen und Rätsel". Solche Episoden und Idyllen sind, vom künstlerischen Standpunkt aus beurteilt, wohl die wertvollsten Teile von Schückings Romanen. — In dieser Art des Genrerealismus wird auch die Ausstattung der Wohnräume dargestellt. So wird der realistisch empfundenen und in allen Einzelheiten ausgeführten Einrichtung des Kramladens und des Studierzimmers von Professor Bracht im ersten Kapitel der „Marketenderin" durch die humoristische Art der Schilderung das eigentlich Realistische genommen. Auf die genaue Schilderung der Zimmerausstattung legt Schücking großen Wert; doch dient sie — wie später ausgeführt wird — lediglich zur Charakterisierung der Personen. — Die humoristische Art der Schilderung tritt am deutlichsten bei der Darstellung von nebensächlichen Situationen und in kleinen Beobachtungen hervor. Wie durch kritisch-humoristische Bemerkungen und durch die herangezogenen Vergleiche die allzu realistische Vorstellung beseitigt wird, mögen zwei Beispiele zeigen. Zunächst: eine Dame besucht ein Museum; sie „kam über eine breite, hallende Stiege in einen Vorraum, wo die Frau des Hausmeisters als einzigste und oberste Aufsichtsbehörde in einer Ecke saß, ihre intellektuellen Gaben mehr der Fortbildung eines halbfertigen wollenen Strumpfes als den Meisterwerken der verschiedenen Kunstschulen, welche sie umgaben, zuwendend" [1]). Der Autor macht sich also durch die Gegenüberstellung des Strumpfes und der Meisterwerke und der kritischen Bemerkung, daß sich die Frau mehr dem Strumpfe als den Meisterwerken zuwendet, selbst über die Situation lustig. — Das andere Beispiel:

---

[1]) „Die Geschworenen" I, 269.

„Er hatte die breiten in Filzpantoffeln steckenden Füße gegen den Ofen gestemmt und beschäftigte sich damit, diesen seinen offenbaren Wohltäter anzuspeien, welche sträfliche Undankbarkeit der Ofen jedesmal mit einem zornigen Zischen aufzunehmen pflegte[1])." Zu der einfach referierten realistischen Beobachtung am Anfang des Satzes bringt das vergleichende Attribut zu Ofen „seinem offenbaren Wohltäter" eine neue Assoziation; und diese ursprünglich nur zum Vergleich dienende deutlichmachende Assoziation (Wohltäter) wird in der zweiten Hälfte des Satzes dominierend dadurch, daß die Personifikation des ursprünglichen Begriffes Ofen weiter durchgeführt wird. Der Vergleich besteht in diesem Falle in einer Anthropomorphisierung eines Gegenstandes, und diese finden wir noch häufiger als die schon S. 113 f. erwähnte Anthropomorphisierung der Natur. So belebt der Verfasser eine Wetterfahne: „Die Meerjungfrau, die oben auf dem Turme als Windfahne diente, schien im Begriff, ihrem elenden verrosteten Leben ein Ende zu machen und sich auf das Pflaster des Hofes niederzustürzen, sobald sie nur erst allein sei, um ungestört diese tragische Katastrophe auszuführen" [2]); ähnlich ist die Charakterisierung eines Spinnrades ausgeführt, dessen Spindel zeigen will, sie „könne, wenn es auf Verrücktheit ankomme, noch tausendmal mehr leisten, als solch ein großes ungeschlachtes Rad" [3]); und einer alten erfahrenen Kaffeekanne wird Leben und Empfinden verliehen [4].

Wie die Natur und die Gegenstände, so stattet Schücking auch die Tiere mit menschlichem Denken und Fühlen aus. Das Gähnen eines Hundes klingt wie das „Aufstöhnen einer geängstigten Menschenseele" [5]); die Hunde haben eine resignierende Philosophie in den „Heiligen und Rittern" II, 17, 87, 210; hier wird z. B. ein alter fetter Spitz geschildert, „der sich die langjährige Erfahrung, daß all sein Bellen eine regsame Jugendzeit hindurch zu nichts geführt, zu Herzen genommen und seiner Opposition wider jede neue Erscheinung an seinem Horizont weise eingestellt hatte" [6]). So charakterisiert Schücking auch die Vögel sehr gut; z. B. im „Recht des Lebenden" II, 254; III, 148, im „Gefangenen Dichter" I, 59, in der „Königin der Nacht" S. 7. — Ein Stiftsherr beobachtet die Tiere auf „geistige Störungen" im „Recht des Lebenden" II, 178 f.; in der Novelle

[1]) „Marketenderin" A III, 46.
[2]) „Bronckhorst" I, 245.
[3]) „Marketenderin" I, 136.
[4]) „Vertauschte Schicksale", S. 62/63.
[5]) „Recht des Lebenden" III, 4.
[6]) „Heilige und Ritter" II, 210.

„Ein ehrlicher Mann" haben selbst die Tiger „Ideen"; und manche Tiere werden zu Symbolen für die Menschenarten, so der Esel für den Bürden- und Sorgenträger im „Luther" I, 14 und die Schwalbe für den Idealisten in „Recht und Liebe" S. 2. — Tiere spielen überhaupt in Schückings Romanen eine große Rolle, und seine Vorliebe für Pferde und Reiten kommt, wie auch in Scotts Werken, oft zum Ausdruck [1]).

B. Darstellung der Personen.

Die Personen sind in Schückings Romanen in doppelter Hinsicht von Wichtigkeit, erstens als Charaktere, als psychologische Probleme und zweitens als Schachfiguren im Spiel der Intrige. Was sie für die Komposition bedeuten, und wie wiederum die Komposition auf sie zurückwirkt, wird in dem besonderen Abschnitt über Komposition behandelt; hier soll Schückings Kunst der Charakterisierung betrachtet werden. Zunächst ist einiges über die Arten der in seinen Werken auftretenden Personen zu sagen.

Der Darstellung historischer Gestalten geht Schücking nicht aus dem Wege, doch die großen feststehenden Erscheinungen der Geschichte, wie Maria Theresia oder Napoleon, meidet er oder hält sie im Hintergrund. Er liebt es dagegen, historische Personen vorzuführen, deren Charakterbild in der Geschichte schwankt, die ein psychologisches Problem darbieten. Daher ist ihm Joseph II. stets interessanter als Maria Theresia, und er verwendet gleich im „Schloß am Meer" Alfieri und die Gräfin Albany, über die er beim alten Laßberg sorgfältige Erkundigungen einzieht [2]); in ähnlicher Weise verwendet er im „Staatsgeheimnis" Ludwig XVII., in „Günther von Schwarzburg" Günther und Karl IV., in „Eines Kriegsknechts Abenteuer" den Baron Trenck, später in den Ideenromanen Luther, Julius II., Raffael, Michelangelo, Leo X. Bezeichnend ist, daß er selbst im ersten Kapitel des „Luther" sagt, er führe gerade Luther in Rom vor, weil über diesen Aufenthalt wenig bekannt ist, „so bleibt unseren Gedanken aller Spielraum, um diese Lücke auszufüllen; unserer Teilnahme für seine Gestalt bleibt die Freiheit, ihn mit dem Herzen intuitiv auf seinen Wegen durch den Ort zu begleiten, wo in ihm der Drang entstehen oder doch zum Entschlusse reifen mußte,

---

[1]) „Bronckhorst" II, 225; „Recht des Lebenden" I, 182; vgl. Leb. I, 192 ff.
[2]) Siehe Leb. I, 216 ff.

das große Werk zu versuchen, das, wenn es auch ohne seine Schuld nur halb gelang, doch ein ganzes war". Ähnlich überschreibt er im „Staatsgeheimnis", als er vorübergehend Ludwig XVIII. behandelt, das achte Kapitel des zweiten Bandes: „Ein historischer Charakter, der noch näherer Untersuchung bedarf."

Schücking sucht nun diese problematischen Charaktere ganz aus ihrer Zeit heraus zu erklären. Hierin unterscheidet er sich also von der niedrigeren Art des Anekdotenromans, wie ihn Luise Mühlbach pflegte. Allerdings kennzeichnet auch Schücking oft durch die Verarbeitung von Anekdotischem, und deshalb gerät manchmal die Charakteristik ziemlich schwach, wenn sie z. B. bei der Darstellung Blüchers im „Bronckhorst" nur durch die bekannte Husarenuniform und die Verwechslung des mir und mich geschieht. Im allgemeinen fügt er die Schilderung der historischen Gestalten aus zahlreichen kleinen Zügen zusammen, die ihm durch seine historischen Studien bekannt waren; welche ungeheure Mühe gibt er sich z. B. in den drei Bänden des „Luther", um uns die Umwandlung des frommen Mönchs zum Ketzer aus zahlreichen Erlebnissen, an die sich Monologe Luthers oder vom Autor geschilderte psychologische Analysen anschließen, darzulegen, und aus wieviel kleinen historischen Zügen ist die Gestalt Leos X. in den „Großen Menschen" zusammengefügt, von der Kurzsichtigkeit an bis zu den dokumentarisch belegten Intrigen! — Schücking konstruiert sich auch zuweilen solche problematischen historischen Gestalten aus eigener Erfindung, wie den „Sohn eines berühmten Mannes" und den „Sohn des Volkes".

Sonst gilt über die frei erfundenen Figuren in seinen historischen Romanen dasselbe, was im folgenden über die Personen der Zeitromane zu sagen ist. — Mehrfach hat er ihm bekannte Personen in seinen Romanen gezeichnet; so Annette, wie schon gesagt, als Katharina in der „Dunklen Tat" und als Ludmilla in den „Heiligen und Rittern". In diesem Roman stellt er im Bischof von Sebenstein die Bischöfe von Ketteler und Hefele dar, und in der Gräfin Eustochium die Gräfin Hahn-Hahn, die ja in den Werken ihrer Zeitgenossen so vielfach erscheint, wie bei Gutzkow, Fanny Lewald, Sternberg, Herwegh [1]). Der Abbate Santini, den Schücking in Rom kennen gelernt hatte [2]), tritt in der Novelle „Die Husarin" auf; ferner haben

---

[1]) Vgl. R. M. Meyer, „Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte" [2] Berlin 1907, S. 136 No. 301. [2]) Leb. II, 232.

für den Baron, den Oberst, den Geheimrat in der „Herberge der Gerechtigkeit" und im „Recht des Lebenden" Bekannte Schückings als Vorbilder gedient [1]), die Zigeunerin Lene in der „Dunklen Tat" wurde angeregt durch das Zigeunermädchen, welches Schückings Vater einst mit nach Hause brachte, und das dort aufgezogen ward [2]); und der „zopfwedelnde" Marketender in den „Drei Großmächten" ist der Meersburger Wirt Figel, den Annette mehrfach in ihren Briefen erwähnt, und der in ihrem Gedicht „Die Schenke am See" auftritt: „— und behend erscheint — Zopfwedelnd der geschäftige Pigmäe" [3]).

Auch in den Zeitromanen liebte Schücking, seinen Figuren etwas Problematisches zu geben; doch gelingt ihm hier die Charakterzeichnung weniger als in den historischen Romanen, denn es fehlt ihm zur Erklärung solcher Gestalten vielfach der kulturgeschichtliche Hintergrund, den die historischen Stoffe boten. Allerdings sucht er für diesen in zwei Elementen Ersatz: zunächst in den langen Gesprächen, in denen sich seine Helden „ausleben", und ferner in der Darstellung der Adelswelt, welche die meisten seiner Romane beherrscht. Die Gestalten aus den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn haben stark auf ihn eingewirkt, wie die mit Fremdwörtern und wohlgeformten Phrasen gespickte Konversation und die Zeichnung der äußeren Erscheinung seiner Personen zeigen [4]). Er selbst sagt von einem Aristokraten: „Graf Salentin war ein Mann, wie ihn gewöhnlich schriftstellernde Damen mit Vorliebe zu den Helden ihrer Erzählungen benutzen"; er verwendet dann aber diesen Mann doch als Helden, und tut dies in späteren Werken noch oftmals. Diese Helden verraten sich sofort durch ihr aristokratisches Aussehen und ihre vollendeten Lebensformen, selbst wenn sie in bürgerlicher Verkleidung auftreten. Sie sind schön, geistreich, interessant, ein wenig melancholisch und pessimistisch. Ähnlich sind die Frauen. Sie tragen ein starkes Begehren nach Glück in sich, wie die Frauen George Sands und der Gräfin Hahn-Hahn, sind aber zu reflektierend und selbstquälerisch, um diesem Verlangen mutig zu folgen. Diese aristokratischen Helden und Heldinnen haben zu viel Wohlanständigkeit und Empfindlichkeit in ihrem Wesen, daher erscheint ihr Charakter geschraubt und unnatürlich edelmütig. Um dies recht deutlich zu erkennen, betrachte man die seelischen Konflikte von Schückings

[1]) Leb. II, 46. [2]) Leb. I, 100. [3]) Ges. Schr. I, 102. [4]) Vgl. S. 126.

Helden und Heldinnen; als Beispiel möge die reiche aristokratische Heldin in „Schloß Dornegge" dienen. Sie lebt als Erzieherin verkleidet, und als ihr der Held seine Liebe erklärt, glaubt sie, er wolle sie als tief unter ihm stehendes Geschöpf verspotten und begehre sie nur zur Geliebten. Als er sich dann aber weiter um sie bewirbt, fürchtet sie, er habe ihr Geheimnis erfahren und verlange sie nur ihres Reichtums wegen. Und schließlich führt sie ein Mißverständnis zu der Meinung, er liebe eine andere. So entstehen, obwohl sie selbst ihn heiß liebt, immer neue Hindernisse, die von Reflexionen, aber nicht von freimütigem Handeln begleitet sind, trotzdem der Autor seine Heldin als eine Anhängerin der Frauenbewegung darstellt. Schücking zeichnet überhaupt gern kalte, männliche Frauen, so Corradina im „Luther", Konstanze in den „Verschlungenen Wegen", Justine in den „Heiligen und Rittern", Frauen, welche glauben, die Liebe des Mannes entbehren zu können, dann aber doch von ihr bezwungen werden, wenn sie die Ausdauer und Überlegenheit des Mannes kennen gelernt haben; bezeichnend ist hierfür die Novelle „Die barmherzige Schwester". — Man kann aus diesen Bemerkungen schon schließen, wie nahe ein großer Teil von Schückings Werken dem Familienblatt-Unterhaltungsroman steht, für den derartige Charaktere und Konflikte typisch geworden sind.

Schücking war sich seiner Schwäche selbst bewußt. Er schreibt 1871 in einem Brief[1]): „Ich habe doch neben der Heldin auch die gemütliche Irmgard gezeichnet[2]), und in den „verschlungenen Wegen" die . . . wie heißt sie denn gleich . . . diese sind doch nicht so steif und geistreich wie meine anderen Frauen." Zu dieser Unnatürlichkeit des Gefühls kommt nun noch die starke Abhängigkeit der Personen von der Intrige, die in dem Abschnitt über die Komposition ausführlicher zu begründen ist. Die Entwicklung der Charaktere wird also allenthalben gehemmt und erscheint als der schwächste Bestandteil von Schückings Werken.

Eine große Rolle spielen in seinen Romanen die Intriganten und Bösewichter, die jedoch vom Verfasser, abgesehen von wenigen Ausnahmen[3]), niemals als schwarze Verbrechernaturen gezeichnet, sondern in gerechter Behandlung psychologisch erklärt werden. Er

---

[1]) An seine Schwester Cathinca, Münster 2./6. 1871, unveröffentlicht im Besitz der Familie. [2]) Im „Luther in Rom".

[3]) Z. B. Graf Bernswald im „Erben von Hornegg".

gibt ihnen viel Menschliches, wie unbefriedigten Ehrgeiz, abgewiesene Liebe, schlimme Lebenserfahrungen, düstere Philosophie[1]). So zeigt zwar Allgunde in den „Ritterbürtigen" große Ähnlichkeit mit Sues Prinzessin von Saint-Diziers im „Ewigen Juden"; beide folgen in ihren Intrigen nur ihren Ideen: die Prinzessin will den Jesuitismus unterstützen, Allgunde eine Stärkung der Adelspartei herbeiführen; aber Schücking gibt seiner Intrigantin im Gegensatz zu Sue doch mehr menschliche Motive, ihren Ehrgeiz und die Angst vor ihrem heimlichen Gatten.

Es ist schon gesagt worden, daß Schücking eine große Anzahl von Sonderlingen, sonderbaren Käuzen und Episodenfiguren vorführt, wie außer ihm wohl nur Jean Paul und Wilhelm Raabe. Daß viele dieser Gestalten eng mit der westfälischen Heimaterde zusammenhängen, ist schon früher ausgeführt. Solche Personen machen das eigentlich humoristische Element in Schückings Romanen aus. Im „Recht des Lebenden" II, 177 wird gesagt, die Originale seien „Produkte der Verzweiflung einer trübseligen Zeit", daher gäbe es die meisten Originale und humoristischen Schriftsteller im achtzehnten Jahrhundert, wie Swift, Sterne, Smollet, Jean Paul, Hippel, Claudius. Und da Schückings historische Romane meist in der zweiten Hälfte des achtzehnten und um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts spielen, kann er solche Produkte der Verzweiflung aus der Zeit des Absolutismus und des Rokoko im reichsten Maße verwenden. So schildert er schon in der „Dunkeln Tat" den für seine Schäfergedichte gekrönten Herrn von Driesch, und im „Schloß am Meer" stellt er den Großvater als Überbleibsel des Rokoko dar. Die größte Fülle an originellen Gestalten führt er aber in der „Marketenderin" vor; da ist der bald den Universitätsprofessor, bald den Krämer spielende Bracht; der Heraldiker Stevenberg, der in unvermitteltem Wechsel lacht und traurig wird; der „Knünch" (Kanonikus); der Pantoffelheld Lactantius; die geschwätzige Margarethe; der an seiner schändlichen „Gerichtsbarkeit" leidende Vogt von Elsen mit seiner beschränkten, hellseherischen Frau und dem Gerichtsdiener Schilling; der alte einsame Eggenrode; vor allem aber der Duodezfürst von Ruppenstein, Reichsvorfechter in sächsischen Landen, genannt der Tolle, und sein verkommener Hofstaat. Gerade in Schückings letzten

---

[1]) Allgunde in den „Ritterbürtigen", Simson im „Sohn eines berühmten Mannes", Haßbeck im „Bauernfürst", Montenglaut in „Schloß Dornegge".

Romanen kommen solche sonderbaren Gestalten wieder häufig vor, wie die westfälischen Typen im „Recht des Lebenden“, insbesondere der alte Rothe, und in dem sonst so schwachen Roman „Seltsame Brüder“ die robuste, Zigarren rauchende, aufschneidende Gräfin Lestringer und der Ritter von Pfeffersreuth, der sein Land und seine Burgen vertrinkt.

Die Einführung der Personen erfolgt in Schückings Werken auf die mannigfaltigste Weise, ohne daß er dabei besondere Kunst aufwendet. Es finden sich kunstlose Einführungen wie: „Wir müssen dem Leser jetzt eine Person vorführen, die in dem Bau unserer Erzählung eine Hauptstütze bildet [1].“ Aber auch feinere Mittel finden sich, wie die Einführung durch Erwähnung im Dialog, die natürlich hauptsächlich da in Betracht kommt, wo es sich um Erregung von Spannung handelt, so insbesondere bei Erwähnung von Personen, die verschollen oder totgeglaubt sind, und die dann erst später Verwirrung stiftend auftreten. Ins Humoristische wird diese Technik gewendet in Novellen wie „C. Krüger“ und „Viola“, wo auf Grund eines scheinbar charakterisierenden Schreibens ein gelehrter Philologe oder eine alte Jungfer erwartet werden, und schließlich erscheinen die Angekündigten als junge Mädchen. — Die Helden läßt Schücking zum ersten Male meistens mit einer charakteristischen Handlung auftreten, wenn z. B. der Bauernfürst in seiner Eingangsszene die ihm feindlich gesinnte Mutter aus den Händen der Bauern befreit. Weitaus am häufigsten aber wird die direkte Einführung einer Person angewendet, also „wir erblicken“ in der Landschaft oder in einem Zimmer die Person, oder sie tritt zu einer anderen schon bekannten Gestalt oder einer Gruppe hinzu, und dann wird einfach beschreibend ihr Äußeres geschildert. So lautet der Anfang der „Geschworenen“: „In einer großen deutschen Provinzialstadt schritt ein starker, untersetzt gebauter Mann durch die Promenadenanlagen . . . Eine schlanke junge Dame hing an seinem Arm und schien sich mit einer Art fröhlichen Behagens auf diesen festen Arm zu stützen.“

Wenn wir weiter die Darstellungsmittel Schückings untersuchen, die er für die Charakterisierung seiner Personen und für die Schilderung psychologischer Zustände anwendet, so müssen wir uns daran erinnern, was früher über die Folgen seiner Technik, die ich inter-

---

[1] „Sohn des Volkes“ I, Anfang des III. Kap. Ähnlich „Die Wilddiebin“ Ges. Erzählungen und Novellen VI, S. 112.

pretatorische Regisseurtechnik nannte, gesagt ist: daß er in den früheren Werken den Hauptwert auf die Darstellung des Äußeren seiner Gestalten legt und von dem Äußeren auf das Innere der Personen schließen läßt; es findet also meistens eine Charakterisierung von außen nach innen statt. Deshalb finden sich „Charaktergemälde", referierende zusammenfassende Berichte über die Charaktere in den früheren Romanen verhältnismäßig wenig, und zwar meistens nur bei der Darstellung historischer oder merkwürdiger Personen. Auf diese Art werden z. B. im „Schloß am Meer" der Großvater, Alfieri, die Gräfin Albany, im „Bauernfürst" Kurfürst Maximilian Franz (I, 268), ferner die episodischen Adelstypen, z. B. in den „Ritterbürtigen" Sassenrode mit dem Adelssparren, und die Sonderlinge charakterisiert. — Bisweilen legt die Person im Dialog selbst ihr inneres Wesen dar, wie Anton im „Sohn eines berühmten Mannes", S. 189; und dies gilt hauptsächlich von den modernen Gestalten in den ethischen Romanen, wenn sich Liebende ihr Herz ausschütten. — Bei wichtigen Erschütterungen, entscheidenden Ereignissen wird oftmals der Gedankengang der Person vom Autor berichtend geschildert und dann bisweilen geschlossen: „So ungefähr mochte in Worte übersetzt, lauten, was schnell durch des Arztes Seele fuhr [1])."

Aber, wie gesagt, bezeichnender als die direkt referierende Methode ist für Schücking die Charakterisierung von außen nach innen, und deshalb ist diese ein wenig ausführlicher zu betrachten. Die Physiognomik spielt bei Schücking eine ungewöhnlich große Rolle. Schon in seiner frühen Jugend war ihm die Neigung erwacht, Gesichter zu studieren [2]), und auch später muß er diese Beobachtungen fortgesetzt haben, denn oft finden sich in seinen Romanen physiognomische Bemerkungen von verblüffender Feinheit. Lavaters Bestrebungen, das Interesse für das Theater, die naturwissenschaftlichen Bemühungen um die Phrenologie von Gall hatten bewirkt, daß das Physiognomische ein wichtiges Element in den Romanen geworden war [3]). Auch Scott macht reichen Gebrauch von der Physiognomik. So sagt er: „Rowenas Gemütsstimmung war von Natur die, welche Physiognomiker immer bei einer schönen Hautfarbe annehmen: sanft, milde, schüchtern" [4]); ähnlich beruft sich Schücking in der „Sphinx"

---

[1]) „Günther" I, 154; „Recht des Lebenden" I, 4.

[2]) Dr. Sch. Br. S. 10.

[3]) Ausführlicher hierüber Riemann, „Goethes Romantechnik", S. 217 ff.

[4]) Scott, „Ivanhoe", Kap. 9.

S. 5 auf die Phrenologen. — Für die Gräfin Hahn-Hahn waren die feinen Porträts ihrer aristokratischen Helden und Heldinnen zu einer Spezialität geworden, aber diese Adelsgestalten erstarrten allmählich zu konventionellen Typen [1]), und Schücking hat, wie aus der S. 121 gegebenen Schilderung seiner aristokratischen Hauptpersonen hervorgeht, von diesen typischen Gestalten manches für die Porträtierung seiner Helden gelernt. Schücking verwendet die Physiognomik meist beim Auftreten der Personen; er schildert sogleich die Gesichtszüge des Menschen und macht dann Rückschlüsse auf den Charakter. Diese Technik wird bei ihm fast zur Manier; nicht nur die Hauptpersonen, sondern auch unbedeutende Episodenfiguren geben den Anlaß zu sorgfältigen physiognomischen Studien. Natürlich dehnen sich solche Beobachtungen auch auf die ganze Gestalt aus. Ich gebe ein Beispiel aus einem historischen Roman und eins aus einem der ethischen Romane. Das Gesicht eines intrigierenden Abenteurers wird folgendermaßen geschildert:

„Sein Gesicht war nicht so beschaffen, um einem jungen Mädchen, bei einsamer Begegnung wenigstens, großes Vertrauen einzuflößen. Ursprünglich mochte es regelmäßig, männlich und schön gewesen sein, aber jetzt zeigte es sich in hohem Grade entstellt; es fehlte ihm ein Auge; über die linke Wange lief von dem erstorbenen Auge herab eine starke Narbe bis zum Munde; das gesunde Auge hatte einen unheimlichen Ausdruck, weil es groß und stier war und sich jeden Moment unter einem breiten Augenlide barg, sodaß es aussah, wie das eines Raubvogels. Das Kinn war männlich breit, stark ausgebildet und glatt geschoren; der Mund war klein, edel geformt, aber die aufgeworfenen Lippen trugen ein Gepräge von Sinnlichkeit, zu dem noch ein Ausdruck von mürrischer Weltverachtung, der in den hängenden Mundwinkeln seinen Sitz hatte, hinzu kam [2])."

Über eine Frau wird gesagt:

„Sie ist eine ziemlich große Gestalt mit einem edel gezeichneten Kopfe von einfachen Zügen, die Stirn mehr breit als hoch, Nase, Mund und Kinn regelmäßig gebildet; das Ganze doch nicht gerade schön; dazu ist der Winkel, den Nase und Mund bilden, zu tief eingebogen, sind die Augen zu dicht nebeneinander gesetzt und zu dünn und schwach bewimpert, was ihren Blicken etwas Hartes, Unsympathisches gibt. Aber ihr Teint ist klar und frisch und trotz der 35—36 Jahre, welche sie haben mag, ist sie eine sehr gewinnende, anziehende Erscheinung, der es noch leicht werden muß, ihre Eroberungen zu machen [3])."

---

[1]) Siehe hierüber auch Mielke, „Der Deutsche Roman", S. 132 f.

[2]) „Marketenderin" A I, 98.

[3]) „Verschlungene Wege" B I, 151.

Im „Recht des Lebenden" II, 125 findet sich eine förmliche vergleichende physiognomische Studie über Arendt und Marianne von Marhülsen. Sehr häufig kommen feine Einzelbeobachtungen vor, so, wenn die Ähnlichkeit eines alten Mannes mit einem Hund hervorgehoben wird, mit dem er lange zusammen gelebt hat [1]), oder wenn Schücking das Lächeln der halb komischen, halb tragischen Gestalt des Lactantius schildert: „Es sah höchst merkwürdig aus, wie er lachte: es sah aus, als ob es bloß zufällig und infolge der Umstände ein Lachen geworden, und als ob es ursprünglich auf nichts anderes als ein lautes Weinen angelegt sei [2])." Ebenso versteht es Schücking vortrefflich, die Mimik und die charakteristischen Bewegungen seiner Gestalten durch Vergleiche anschaulich zu machen, wenn er z. B. sagt: „Der alte Freiherr ließ den Kopf mit dem gewaltigen Unterkinn auf die Brust sinken und arbeitete mit den buschigen Brauen wie ein Löwe, dessen Stirn eine Wespe umsummt . . . er dachte" [3]), oder wenn die geschäftige Dienerin, genannt „die Kugel", in den „Geschworenen" II, 154 wie ein „Weberschifflein hin und her schießt". — Die Technik der Charakterisierung von außen nach innen geht bisweilen so weit, daß nicht gesagt wird: „sie war so und so", sondern „man mußte sie nach ihrem ganzen Äußeren für eins jener anschmiegenden und mehr durch Güte und Lenksamkeit, als durch Charakterstärke anziehenden Wesen halten, deren es vorzugsweise unter den Blondinen gibt [4])." Auch die Schilderung der inneren Vorgänge und Gemütserregungen der Personen wird fast stets durch mimische Beobachtungen eingeleitet:

„Junker Erichs Gesicht aber drückte solchen Gedankengang nicht aus; im Gegenteil, es sah sehr verdüstert darein, es war, als ob der junge Mann mit irgend einer Sorge ringe, die er abschütteln wolle, und die doch auf seinen festen breiten Schultern wie zähe haften blieb; zuweilen schaute er mit seinen hellen Augen gutmütig auf und begann laut und lustig ein Lied zu pfeifen, und dann plötzlich erstarben die schrillen Noten wieder, sein Kopf senkte sich, und sein Auge haftete, während er weiterschritt, am Boden [5])."

Aus dieser Technik der indirekten Charakterisierung erklärt sich der häufige Gebrauch der Fragesätze bei der Darstellung von Gemütsvorgängen, es wird nicht gesagt: er dachte dies, sondern: dachte

---

[1]) „Held der Zukunft" I, 197 f. [2]) „Marketenderin" A I, 197 f.
[3]) „Königin der Nacht" im Kap. 4 mehrfach.
[4]) „Herberge der Gerechtigkeit" I, S. 8. [5]) „Heilige und Ritter" I, 66.

er? . . . oder dachte er[1])? Allerdings dienen diese Fragesätze auch zur Erregung von Spannung, denn der Leser soll zunächst nicht erfahren, was die Person wirklich denkt.

Noch eigenartiger als in dem Gebrauch der Physiognomik zum Zwecke der Charakterisierung verfährt Schücking in der Schilderung von Häusern, Wohnungen, Zimmern und deren Beziehung zu ihren Inhabern. Seine Ansicht über diese Zusammenhänge drückt Schücking theoretisch aus in der „Aktiengesellschaft" I, Kap. 2: „Die Philosophie des Quartiersuchens beruht auf dem Axiom, daß des Menschen Wohnung sein weiteres Kleid sozusagen ist, daß sie sich zum Spiegel seines Wesens gestaltet . . ."[2]); und so führt uns der Autor hier durch das Haus der Frau Meisel, beschreibt die einzelnen Zimmer und läßt hieraus auf das Wesen der Personen schließen: „Lesen wir nun die Schrift, welche die Einrichtung der Wohnung uns vorhält, mit einiger behutsamer Umsicht, so sagt sie uns: . . ." Die Darstellung der Zimmereinrichtungen dient natürlich auch dazu, den Geist des geschilderten Zeitalters zu charakterisieren; dies gilt sowohl für die historischen Romane, man vergleiche die verschiedenen Häuser und Zimmer in der „Marketenderin", die Erzählung des französischen Festes im „Staatsgeheimnis", wie für die Zeitromane, man lese die genaue Schilderung des Protzenstils der aufkommenden Plutokratie im „Held der Zukunft" I, 26, die sorgsame Darstellung des verfallenen Stiftes im „Recht des Lebenden" II, 171 und der vielen alten Schlösser in allen seinen Romanen. Aber viel häufiger als durch das Zeitalter will Schücking durch die Charakterisierungsmittel einzelne Personen kennzeichnen; als Musterbeispiel hierfür kann die Schilderung der Zimmer der drei weiblichen Hauptpersonen in den „Heiligen und Rittern" gelten. Zunächst das Zimmer der gemütstiefen, unterdrückten Ludmilla (I, 116), das Schücking ganz nach dem Vorbild von Annettens Zimmer zu Rüschhaus mit dem schwarzen Ledersofa, den Naturaliensammlungen, dem Kranz von Myosotis schildert; dann das Zimmer der humanistischen Prinzessin (I, 137), das einen „eigen-

[1]) Z. B. „Sohn eines berühmten Mannes", S. 182; „Recht des Lebenden" I, 197.

[2]) Schon in dem Erstlingsroman „Ein Schloß am Meer" I, 206 sagt Schücking: „Weil die bewohnten Räume eine eigene, zu den Charakterzügen des Bewohners passende Physiognomie annehmen, so sprach dieser Raum nicht für die Klarheit und den Ordnungssinn, noch auch für das Gemütsbedürfnis des Bewohners."

tümlich harmonischen wohltuenden und fast zauberhaften Eindruck macht, es berührte ihn wie Musik", und schließlich das verwirrende mit bunten Gegenständen überladene Gemach der koketten, oberflächlichen Mathilde „— mit den fast ärmlichen Wohnräumen Ludmillens auf Uchtenberg und der geschmackvollen Einrichtung Justinens auf Tollenstein bildeten diese Zimmer Mathildens einen merkwürdigen Kontrast" (III, 57). — Oft werden die Personen, schon bevor sie auftreten, durch ihr Zimmer charakterisiert: „In der Tat, ein gemütlicher Mann mußte der Bewohner dieses Raumes sein . . ." [1]), oder kurz nach ihrem Erscheinen: „Der Verwalter schien mehr von der Natur eines Hamsters als von der eines Philosophen zu haben [2])." Die Zimmer der Intriganten sind stets in Unordnung, mit bunt zusammengewürfeltem Mobiliar ausgestattet, wie in den „Geschworenen" I, 68. Für die Charakterisierung der Episodenfiguren und Sonderlinge ergibt sich natürlich eine ungeheure Menge von originellen Zuständen der Zimmer. Mit einem neuen Inhaber verändert demgemäß auch das Zimmer seinen Charakter, z. B. in „Frauen und Rätsel" II, 93, als die Engländerin in das verfallene westfälische Schloß des Sonderlings Hovelberg zieht.

Diese Charakteristik von außen nach innen findet ihre Parallele in der damaligen Bühnendichtung und Bühnenausstattung. Albert Köster hat nachgewiesen, wie das Requisit des Bildes an der Bühnenwand im neunzehnten Jahrhundert als Charakteristikum für auftretende Personen verwendet wird [3]), und zwar wird in den früheren Jahrzehnten für den Zuschauer im Dialog ein Kommentar über die Bedeutung des Bildes gegeben, während später das Bild nur in der Regiebemerkung vorkommt, sodaß der Zuschauer selbst auf den Zusammenhang von Bild und Person schließen muß. Köster führt als Gegenbeispiel für solche Charakterisierung durch das Requisit im Drama H. v. Kleist an, der „natürlich mit dem innern Auge auch das ganze Treiben der Personen seiner Dramen gewahrt" und also auf derartige Regiebemerkungen oder gar auf Interpretation des Requisits im Dialog verzichten kann. Es ist sicherlich kein Zufall, daß ich, ohne die Arbeit Kösters vorher gelesen zu haben, auch für den Roman gerade Kleists objektive Technik als Gegenstück zu der subjektiven inter-

[1]) „Feuer und Flamme" III, 31. [2]) „Verschlungene Wege" B II, 7.

[3]) Albert Köster, „Das Bild an der Wand", Leipzig 1909 (in den Abhandlungen der „Königlich sächsischen Akademie der Wissenschaften", Bd. XXVII, Nr. 8, S. 292 ff.)

pretatorischen Regisseurtechnik genannt habe; die kraftvolle Kunst Kleists bedarf eben bei der Schilderung der Menschen nicht solcher indirekten Charakteristik von außen nach innen.

In ähnlicher Weise wie durch die Wohnungen werden die Personen durch ihre Handschrift charakterisiert, die dann entweder vom Autor selbst oder durch die Kritik der auftretenden Personen im Monolog oder Dialog gedeutet wird. Beispiele hierfür finden sich schon in einer der ersten Novellen: „Nur keine Liebe" S. 58, ferner im „Helden der Zukunft" I, 112, in der „Aktiengesellschaft" I, 34, den „Seltsamen Brüdern" II, 3, dem „Recht des Lebenden" III, 84 und besonders in der „Herberge der Gerechtigkeit" II, 54, 104, wo man sich eingehend mit der Schrift eines Mannes beschäftigt, der nicht mehr am Leben, aber für die Handlung von Wichtigkeit ist: er „las die in großen, aber eigentümlich flach gestreckt liegenden Buchstaben geschriebenen Zeilen — sie hatte einen eigentümlichen Charakter, diese Handschrift. Eine Hand wie ein Roggenfeld, über das ein Windstoß hinfährt — die kleinen Buchstaben dazwischen sehen aus wie eine Dornenhecke, sagte er sich dabei".

Wie den Geist der geschilderten Zeitalter, so charakterisiert Schücking auch die Einzelpersonen durch ihre Lektüre und die Bemerkungen, die sich daran schließen. So liest in den „Ritterbürtigen" der alte Landarzt die „Seherin von Prevorst", der Don-Quichotte-artige Sasseneck den „Werther", ohne Herrn Go-ethe zu kennen; im „Sohn des Volkes" verehrt der Titelheld „Die Räuber", deren Phraseologie er angenommen hat, die sentimentale Coelestine den „Werther", der zartbeseelte Domherr Matthisson und G. Jacobi; im „Bauernfürst" liest Irene Uz, der Korporal einen Roman von Spieß. Und in „Schloß Dornegge" gebraucht Schücking, um die Charakterentwicklung der emanzipationssüchtigen Heldin zur gemütstiefen Liebenden zu kennzeichnen, die Angabe, sie lese jetzt nicht mehr George Sand, sondern Lenau.

Briefe und Tagebücher der Personen dienen ebenfalls als Charakteristika, wie das Skizzenbuch der Malerin in der „Malerin aus dem Louvre" I, 151, oder die Briefe der Heldin, die der Held in „Schloß Dornegge" findet.

Für einen Autor, der Gespräche so häufig gebraucht wie Schücking, ist natürlich Dialog und Ausdrucksweise ein gern gebrauchtes Charakterisierungsmittel. So offenbart sich beim Betrachten eines Bildes im Anfang der „Geschworenen" I, 24 ff. in der Unterhaltung das Wesen

der Hauptpersonen, und in den ethischen Romanen mit ihren endlosen Gesprächen ist der Dialog besonders geeignet, die Eigenschaften der Menschen dem Leser erkennbar zu machen. Dieses Kunstmittel ermöglicht es gleichzeitig, daß Züge aus der Vergangenheit der Personen gesprächsweise eingeflochten werden. — Das Beste in der Charakterisierung der Personen durch ihre Ausdrucksweise hat Schücking wohl im „Bauernfürst" geleistet mit der derben Sprechweise der Bauern, den endlosen Perioden des Altertümlers, der affektierten Redeweise der Fürstin Euphrosyne, der prophetisch-dunklen Ausdrucksart des schwarzen Hoffmann, der geschwätzigen des Spießbürgers Laufentrost, der aufgeregt revolutionären Palms, der religiös angehauchten des langen Joseph; ebenso im „Recht des Lebenden" mit den Gesprächen der Gäste des Barons und der volkstümlichen Gestalten, besonders des alten Rothe.

Auch durch die Namengebung versucht Schücking zu charakterisieren. Die Helden und Heldinnen haben schöne und klingende Namen; besonders oft kehrt der Vorname Wilderich wieder. Die Namen der Episodenfiguren kennzeichnen entweder das Wesen ihrer Inhaber, so, wenn in der „Rheider-Burg" der biedere Schloßverwalter Claus Fettzünsler heißt, oder sie stehen im Widerspruch mit der Art ihrer Besitzer und wirken dadurch komisch, wie Dommermuth für einen nicht sehr tapferen Mann im „Staatsgeheimnis", Dunderblock für einen verarmten Hauptmann a. D. in „Frauen und Rätsel" und Lactantius von Averdonck auf Dudenrode für den Pantoffelhelden in der „Marketenderin".

Wie Schücking die Menschen im allgemeinen ein Produkt ihrer Landschaft sein läßt, so stehen auch in seinen Werken der Charakter und die Gemütsstimmungen des einzelnen in enger Beziehung zur Natur. Und zwar spiegelt sich entweder die Stimmung der Personen in der Natur wieder, oder umgekehrt die Stimmung der Natur wirkt auf die der Menschen ein. Im „Sohn des Volkes" wandert Lambert freiheitsdurstig durch die fröhliche Sommerlandschaft (I, 107), alles ist froh und frei, „sollte denn bloß er nicht frei, sondern ein gefesselter Sklave sein?"; und als er den Leibeigendienst auf dem Gute des Herrn antritt, ist düstere Gewitterstimmung; da spricht er zu seinem Vater: „Die Gewitterwolken stehen über seinem [des Herrn] Dache!' Lambert sagte dies in einem Tone, daß der Alte aufsah und ihn anblickte" (I, 117); in der duftenden, sinnenerregenden Nacht erwacht Lamberts Leidenschaft zu Marianne (I, 143), und dann wird die

Wirkung derselben Nacht auf dies ruhigere Mädchen geschildert (I, 154).[1] Der in den früheren Romanen so häufig zum Ausdruck kommende Weltschmerz bricht sogar beim Anblick des abwärts fließenden Stromes hervor: „Hinunter! das ist die Losung des Lebens ... Alles fällt hinab, allem Empor und Hinauf sind die Götter feindlich[2]).“

Es war schon gesagt, daß sich bei Schücking ungewöhnlich viele allgemeine psychologische Beobachtungen und Maximen finden. Diese verwendet er für die Charakteristik in dreifacher Hinsicht: Entweder kommt er auf induktivem Wege zu der allgemeinen Beobachtung, d. h. er schildert zuerst den psychischen Zustand einer Person und gibt am Schluß dieser Schilderung eine Verallgemeinerung dieses Zustandes, z. B. im „Sohn des Volkes“ I, 98, 119, 124, 153, 373, 374 ff. Eine psychologische Zergliederung der Gedanken eines Liebenden schließt also: „So schöpft die Liebe Leid aus dem Fallen eines Tropfens und Trost aus dem Flüstern eines Blattes im Winde“[3]).— Oder Schücking gibt einen solchen allgemeinen Satz zu Anfang und deduziert dann aus ihm den Zustand seines Helden, z. B.: „In welcher Stimmung des Gemüts Wilderich diese Zeit der Untersuchung hinbrachte, ist schwer zu beschreiben. Wenn in eine durchaus geordnete, friedlich-bewegte oder gar, wie hier, bloß von geistigen Interessen erfüllte Existenz solch ein Schlag fällt, ... so folgt ... ein Zustand ...“ usw.; so geht es eine Seite lang weiter, dann schließt der Autor: „Auch in Wilderichs Gemüt folgten sich diese Zustände“[4]). — Oder endlich — und das ist sehr häufig — der Verfasser gebraucht solche Beobachtungen als kurze, erläuternd eingeschobene Bemerkungen:

„Um seinen vollen, weichen Mund spielte etwas von dem Ausdrucke eines feinen Sarkasmus, der älteren Männern, die einst großes Glück bei Frauen hatten, eigen zu bleiben pflegt[5]).“

„Er plauderte mit jenem künstlich angenommenen Tone kindlicher Harmlosigkeit und mit dem süßlich zugespitzten Munde zu ihr, der bei Frauen auf zänkische Naturen deutet und bei Männern darauf, daß sie alte Toren sind[6]).“

---

[1]) Andere Beispiele: „Königin der Nacht“, 301 ff., „Verschlungene Wege“ B II, 275, „Ritterbürtigen“ A III, 66, „Geschworenen“ II, 130.
[2]) „Staatsgeheimnis“ III, 68.
[3]) „Bauernfürst“ II, 232.
[4]) „Die Geschworenen“ I, 238.
[5]) „Der Dämon“, Kap. II.
[6]) „J. J. Rousseau“, S. 126.

Zur Darstellung von Kindern reicht Schückings Kunst nicht aus. Fast stets werden sie dadurch charakterisiert, daß sie sich mit Tieren beschäftigen oder von ihnen sprechen, wie im zweiten Band von „Frauen und Rätsel“ der kleine Erbprinz und im „Erben von Hornegg“ der idiotische Fürstensohn; andere Beispiele bieten: „Verschlungene Wege“ I, Kap. 6, „Feuer und Flamme“ III, S. 6, „Eine treue Seele“ in „Heimatlaub“ I, 363. Wenn die Kinder sprechen oder handeln, so wirken sie ganz unkindlich; man lese z. B. die Gespräche zwischen Hugo und Gundel im zweiten Teil der „Verschlungenen Wege“.



VII. Die Komposition.

Aus den früheren Ausführungen ergab sich folgendes: Die Romane Schückings sind auf einer Grundlage von bestimmten Ideen aufgebaut, die sich aus der Anlage und der Ausbildung ihres Verfassers ergaben. Die zunächst noch etwas phantastisch romantisierende Richtung klärte sich zu einer liberalen, die jedoch durch die aristokratisch-konservative Grundanlage Schückings streng überwacht wird. In den Romanen wird bunt und ausführlich die Umwelt geschildert. Sie können in mehrfacher Hinsicht als kulturgeschichtlich gelten: teils wird in ihnen ein bewegter historischer Hintergrund, meist die Zeit um 1800, teils das westfälische Heimatland Schückings dargestellt; bald führt die Erzählung in die heimischen aristokratischen Kreise, bald nach anderen Ländern. — Diese beiden Hauptelemente, Ideen und Umweltschilderung, werden nun in technischer Hinsicht nicht von der strengen Durchführung eines Problems oder durch die Absicht der Darstellung einer bestimmten Kulturepoche zusammengehalten, sondern durch die äußere Handlung, durch die in breitester Weise ausgeführte Intrige. Es sei schon im voraus bemerkt, daß diese Intrige zu allermeist aus mehr oder weniger veredelten Motiven des Abenteuerromans — also grob stofflichen Motiven — besteht. Zuerst ist ein Blick auf den Aufbau der Romane im allgemeinen zu werfen.

Der Aufbau der Handlung wird bei einem so vielschreibenden Autor wie Schücking fast schematisch. Mit großer Ruhe setzen die Eingangsszenen ein, behaglich ausmalend werden Episoden dargestellt, die als Exposition für die Schilderung einer Kulturepoche wie auch als Einfädelung der Intrige meisterhaft sind. Man betrachte z. B. die Eingangsszenen im „Bauernfürst“, welche die ruhige Darstellung der aufgeregten Bauerngruppe, der Zustände in der Kleinstadt und der Schloßverhältnisse enthalten, oder die zahlreichen idyllischen

Eingangsszenen, die schon erwähnt sind. Die Einsätze der Romane sind also meist malerischer, parabatischer, topographischer, viel seltener dramatischer Art. Dann aber beginnt die Intrige in den Vordergrund zu treten, und Schücking zeigt nun eine große Geschicklichkeit darin, die Fäden kunstvoll zu verschlingen, durch ein Mißverständnis, einen falsch abgegebenen Brief, ein Geheimnis, ein strittiges Erbteil den Gang der Handlung in ein schnelles Tempo zu versetzen. Diese Virtuosität hat eine gute und eine viel umfangreichere schlimme Folge. Zunächst nämlich empfindet der Leser kaum, wie die oft recht unnatürliche Handlung in Gang kommt; und wenn der Verfasser es bei einer einfacheren Intrige bewenden läßt und diese straff durchführt, wie bei den Novellen mit humoristischer Färbung, so entstehen kleine Meisterstücke der Novelle; das Motiv ist dann meist ein Mißverständnis, eine Verwechslung, wie in den „Novizen", in „C. Krüger", in der „Bestechung". In den größeren Romanen aber macht sich fast durchweg die schlimme Folge von Schückings Virtuosität bemerkbar, er verwirrt nämlich die Fäden allzusehr und müßte viele Bände schreiben, um sie völlig wieder aufzulösen; deshalb muß er sie oft gewaltsam zerschneiden. Die Durchführung der Intrige nimmt seine ganze Kraft in Anspruch; sie breitet sich wie ein Spinnennetz über den Roman aus und hindert die besseren Elemente seiner Kunst an ihrer Entfaltung. Um diese Intrigen wirksam durchzuführen, ist es nötig, Spannung zu erregen, und auch dieses Mittel wendet Schücking im Übermaße an. Wenn die Spannung hoch gestiegen ist, reißt er deshalb den Faden oft unvermittelt ab, und eine neue Handlung setzt wie ein völlig neuer Roman in aller Breite ein. Am Schluß ergibt sich dann ein fast unübersehbarer Wirrwarr, der teils recht gewaltsam und unbefriedigend, teils in summarischer Weise gelöst wird. Daher werden die Romane gegen den Schluß hin immer schwächer, die seelischen Vorgänge werden immer mehr von der Intrige erstickt und von ihr abhängig; die Handlung ist also nicht eine Folge der Charaktere, sondern die Entwicklung der Charaktere wird durch die grellen Schicksalsschläge hervorgerufen [1]). Aus diesen allgemeinen Sätzen, die durchweg für den Aufbau der Schückingschen Romane Geltung haben, ergibt sich, daß durch das Überwiegen der

[1]) Er sagt selbst („Staatsgeheimnis" II, 55): „Wer weiß, ob die Verschiedenheiten der Charaktere im größeren Maße der verschiedenen Natur oder den verschiedenen Schicksalen zuzuschreiben sind." — Siehe auch „Seltsame Brüder" III, S. 3.

Intrige seine Werke oft verworren, zerfallend und unkünstlerisch erscheinen. Schückings Romane bilden daher das völlige Gegenspiel zu Gottfried Kellers Ideal vom Roman, das Albert Köster so zusammenfaßt[1]): „Denn ein großer Künstler wolle nicht durch Überraschungen wirken, nicht durch unedle Erregung der Neugier, durch Verwicklungen und Zufälle, sondern durch höchste Einfachheit, durch reines Aufeinanderwirken menschlicher Eigenschaften und innerlich notwendiger Konflikte." Schücking ist „höchste Einfachheit" fremd, die Konflikte sind in seinen Werken nicht innerlich notwendig, und er wirkt sehr häufig nur durch Überraschungen, Verwicklungen und Zufälle und durch „unedle Erregung der Neugier".

Zunächst möchte ich noch an einem Beispiel zeigen, wie sich in Schückings Geist ein historischer Roman aufbaute. Im Nachlaß Schückings fand ich das ausgeführte erste Kapitel eines Romans, der über dieses nicht hinausgediehen war. Dabei lagen zwei Zettel mit Notizen; aus dem ersten ließ sich einiges für Exposition und Verwicklung der Handlung entnehmen: der Roman spielt in Westfalen und schildert das Durcheinander der Stände und Gesinnungen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; der andere Zettel enthält einige biographische Notizen über den Kurfürst-Erzbischof Gebhard von Köln (nach Schückings Angabe dem „Historischen Taschenbuch" von 1840 entnommen) und Agnes von Mansfeld. Gleichfalls im Nachlaß fand ich einen Ausschnitt aus der „Kölnischen Zeitung" von 1869, der einen Artikel über die Stadt Brühl, „das Versailles der Kölner", enthält; hierin findet sich die Stelle: „Dahin gehört zuerst der Liebeshandel Gebhards, der neben dem historischen auch ein romanhaftes Interesse darbietet"; dann folgt die Darstellung der folgenreichen Neigung zwischen Gebhard und Agnes. Unzweifelhaft ist Schücking durch diesen Bericht zu dem vorliegenden Fragment angeregt worden. Es war also eine politisch-historische Intrige und eine Liebesgeschichte gegeben; dazu kam dann das kulturhistorische Material, der große Hintergrund des sechzehnten Jahrhunderts, in dem, wie der Zettel angibt, „die Bauern wider den Junker, die Junker wider die Fürsten, die Fürsten wider Kaiser und Papst, in den Städten die Handwerker wider die Patrizier" sind; Schücking kann den Roman in Westfalen und Köln spielen lassen. Er erfindet dazu nun noch, wie der Zettel andeutet, eine

---

[1]) Albert Köster, „Gottfried Keller"², Leipzig 1907, S. 85.

der von ihm so oft gebrauchten Verwechslungsgeschichten und führt charakteristische Vertreter der verschiedenen Stände ein: einen alten Burgherrn, „der die Tradition der Wiedertäufer repräsentiert, einst Humanist“, einen jungen Goldschmied, einen diplomatischen Mönch; — ein Femgericht, ein Bauernhof sind notiert. Diese wenigen Angaben enthalten also alle die Hauptelemente, die in dieser Untersuchung dargestellt wurden; und wer einige Werke Schückings kennt, kann sich aus diesen Notizen den ungefähren Verlauf des Romans zusammenstellen.

Schon Annette hatte die eben berührten Hauptmängel von Schückings Kompositionsweise erkannt. Im Februar 1843 schreibt sie ihm: „Es liegt etwas in allen Ihren Anfängen, ein gewisses bequemes Auftreten, ein leises Schürzen von hundert Knoten, das uns unwillkürlich dreimal so viel, d. h. so Langes erwarten läßt, als Sie nachher geben[1].“ — Und wiewohl in der deutschen Literatur die Manier Schückings zu der Zeit seiner Wirksamkeit nichts Ungewöhnliches war, wird sie doch gerade von den bedeutendsten Kritikern dieser Jahrzehnte, wie von Prutz, Gutzkow, Gottschall tadelnd hervorgehoben. So sagt von ihm R. Prutz, der das Wesen Schückings außerordentlich scharf erkannt hatte, er gerate „leicht ins Abenteuerliche und Oberflächliche“; weiter mißbilligt er „die Vernachlässigung der zusammenhaltenden Idee des Ganzen, die Brüche der Entwicklung, das Abfallen der Komposition“, und er tadelt, daß sich in Schückings „Königin der Nacht“ „auf einen falsch adressierten Brief die ganze Verwicklung, sowie auf ein zufälliges und sehr abenteuerliches Zusammentreffen zweier Personen die ganze Lösung eines Romans begründen“[2]). Eine anonyme Charakteristik in „Über Land und Meer“ 1880 (Bd. 44, S. 663) sagt, er habe „eine für das Epos zu dramatische Bewegung, eine zu große Heftigkeit der Erfindung“, und Gottschall nennt ihn „einen Romandichter im eigentlichen Sinne des Wortes, einen Dichter, der auf Anregung der Phantasie, auf spannende Verwicklungen, auf effektvolle Katastrophen ausgeht, und bei dem „die Lust am Fabulieren“ das A und O, das ἓν καὶ πᾶν ist“ ...[3]). Gutzkow hat stets mit Interesse

---

[1]) Dr. Sch. Br. S. 169; vgl. auch die Bemerkungen Annettens in ihren Urteilen über „Das Schloß am Meer“ und die „Dunkle Tat“, Dr. Sch. Br. S. 150 f., 224 ff. (siehe oben S. 30).

[2]) R. Prutz, „Die deutsche Literatur der Gegenwart“, Leipzig 1860, S. 148 ff.

[3]) In der Zeitschrift „Unsere Zeit“ 1883, 10. Heft; auch in den „Blättern

die Entwicklung Schückings verfolgt; aber schon in der Besprechung von Schückings erstem Roman: „Ein Schloß am Meer“ tadelt er sein Tändeln mit dem Stoffe, die willkürlichen Mittel der Intrige [1]); und an „Schloß Dornegge“ übt er eine sehr scharfe Kritik [2]), deren zusammenfassendes Ergebnis er dem befreundeten Schriftsteller in einem Briefe mitteilt: „Ich führe durch, daß Sie das Märchen auf die moderne Welt übertragen [3]).“ Schücking grollte dem scharfen Kritiker nicht, sondern verteidigt sich mit folgenden Worten: „Die Franzosen in ihren Feuilletonromanen, die Engländer in ihren Sensationsromanen erlauben sich doch noch zehnmal, hundertmal ärger, das Märchen in die moderne Welt zu ziehen. Ihr Publikum ist kindlich genug, ihnen zu glauben. Weshalb sollen wir Deutschen nicht auch ein wenig kindliche Gläubigkeit unseren nüchternen realistischen Deutschen einzuimpfen suchen?“

Schücking war sich seiner Schwäche wohl bewußt, das zeigt eine eigene Äußerung über seine Jugendromane: „Ich weiß, daß darin eine ungezügelte und das feinere Kunstgefühl verletzende Sucht herrscht, dem Leser eine große Menge möglichst wunderlicher Gestalten und überraschender Begebenheiten und an Charakteren und Geschehnissen möglichst viel des Frappanten und Originellen zu liefern [4]).“ Und im Schlußkapitel der „Aktiengesellschaft“ entschuldigt er sich selbst wegen des resumierenden Schlusses, „es sei bekannt, daß Romane und Erzählungen gegen den Schluß hin so entsetzlich eilen und dann viel, viel zu rasch abbrechen“; dann schildert er die Vorfreude des Autors bei der behaglichen Darstellung der ersten Kapitel und der Ernüchterung bei der weiteren Ausführung. Aber Schücking selbst erklärt auch die innere Ursache seiner Manier: er habe das phantastische, in die Ferne schweifende Wesen der Westfalen; den Anfängen aller westfälischen Dichter, Sonnenberg, Grabbe, Freiligrath, Annetten von Droste, sei das Himmelstürmende, gewaltig Lärmende, Übertreibende gemeinsam [5]). In der eintönigen Umgebung seiner Jugend habe sein Geist früh eine phantastische Ferne gesucht,

---

für Lit. Unterhaltung“ 1869, 15. April, besonders in der „Deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ [7], Bd. IV, S. 187 ff.

[1]) „Kölnische Zeitung“ 1843, Nr. 333.

[2]) „Gartenlaube“ 1869. „Literarische Briefe“ V, S. 380 f.

[3]) Gedruckt von H. H. Houben in „Deutschland“ 1904, S. 482—95; Näheres über diese Angelegenheit: H. H. Houben, „Westermanns Monatshefte“, Bd. 89, S. 391 ff. [4]) Leb. I, 119/20. [5]) Leb. I, 117 ff.

und so sei „das für Konzentration und Gründlichkeit verhängnisvolle Interesse für einen zu weiten Kreis des geistigen Lebens nach allen Richtungen hin" in ihm ausgebildet worden[1]). — Dazu kamen aber noch zwei äußere Einwirkungen hinzu: Erstens mußte er, nachdem er seine Stellung in Köln aufgegeben hatte, ausschließlich durch seine Romanschriftstellerei die Mittel für seinen Lebensunterhalt verdienen und also möglichst lange und — um das Publikum zu gewinnen — möglichst spannende Romane schreiben. Diese innere Anlage und der materielle Zwang wurden ferner unterstützt durch die nachher noch näher zu betrachtenden literarischen Vorbilder Schückings: Scotts Technik bildete er wissentlich nach, die verworrene Technik des romantischen und jungdeutschen Romans wirkte auf ihn, und Dumas und Sue machten, so sehr er sich dagegen sträubte[2]), ihren Einfluß auf ihn geltend, so daß ihn Annette einmal mit Sue vergleicht[3]) und ein Kritiker sagt, Schücking habe als erster die Technik Dumas' auf den deutschen Roman angewendet.

Der Ausspruch Annettens, Schücking wolle in den „Ritterbürtigen" „dem Eugène Sue den Rang ablaufen"[4]), ist nicht nur auf den Inhalt des Romans, der die Geheimnisse des westfälischen Adels, wie Sue die Geheimnisse von Paris, enthüllt, zu beziehen, sondern auch auf die Technik. Wie in Sues „endlosen" Romanen, ließen sich diese Intrigen in den „Ritterbürtigen" bis ins Unendliche erweitern; denn immer neue Fäden knüpft der Autor an, und unorganisch erfolgt der gewaltsame Schluß: der Held erscheint plötzlich am Altar, als die Heldin und der Intrigant getraut werden sollen, und hält fürchterlich Gericht, indem er alle Intrigen enthüllt und somit abbricht. Ebenso hätten sich die Abenteuer in der „Marketenderin", im „Luther" noch viele Bände hindurch weiterführen lassen. In dem Tendenzroman „Die Geschworenen und ihr Richter" nimmt der Held an den ungerechten Geschworenen, die das Urteil gegen seinen unschuldigen Vater herbeigeführt haben, dadurch Rache, daß er sie einzeln nacheinander zugrunde richtet; Schücking läßt glücklicherweise diese Rache nur an einigen der Geschworenen und nicht an allen ausführen. — Für Schückings Neigung zur Intrige ist, wie Gutzkow richtig erkannte, „Schloß Dornegge" bezeichnend. Nachdem

---

[1]) Leb. I, 41.

[2]) Er erwähnt Sue und Dumas in seinen kritischen Bemerkungen fast stets tadelnd oder spottend.

[3]) Br. S. 338, an Schlüter 13./15. April 1846. [4]) Desgleichen.

in diesem Roman durch vier Bände hindurch die beiden Liebenden immer wieder durch Mißverständnisse und Pläne der Gegenparteien getrennt worden sind [1]), scheint der Roman zum Abschluß gelangt: die Liebenden sind scheinbar für immer geschieden. Da setzt eine neue Handlung ein: ein anonymer Brief ruft den Helden nach Paris, jedoch nicht, wie der Leser erwartet, die Heldin empfängt ihn dort, sondern auf geheimnisvolle Weise eine Mittelsperson; ferner ist erst ein anderer Freier zu beseitigen, der sich inzwischen eingefunden hat, und dann erst erfolgt die Vereinigung, zu der sich schon in den ersten Bänden so oft Gelegenheit geboten hätte. Auf diese Weise beginnt Schücking in den ethischen Romanen, sobald eine Verwicklung gelöst ist, um die Handlung zu verlängern, eine vollständig neue Intrige; daher zerfallen sowohl „Verschlungene Wege“ wie die „Malerin aus dem Louvre“ in zwei selbständige Teile. Nebenhandlungen breiten sich allenthalben aus; z. B. fängt eine solche in der „Malerin“, II. Teil, Kap. 9 an; sie ruht dann im ganzen III. Teil und wird erst im IV. plötzlich wieder aufgenommen und schnell in zwei Kapiteln zu Ende geführt. Aus Liebe zur Intrige ist im „Luther“, nachdem die Handlung schon völlig abgeschlossen ist, ohne inneren Grund von Bd. III, Kap. 18 an noch eine Reihe von Kapiteln und in den „Geschworenen“ von Bd. III, S. 241 an eine Fortsetzung angefügt; ebenso dient das Schlußkapitel im „Günther“ nur dazu, die geheime Feme vorzuführen. „Die Heiligen und die Ritter“ hält man mit dem dritten Bande für abgeschlossen, jedoch es folgt noch ein vierter; dieser spielt zwei Jahre später und wird mit dem dritten durch das Motiv zusammengehalten, daß der Selbstmord des alten Bungerhausen nur fingiert war, und so bildet die Suche nach dem Totgeglaubten den Anknüpfungspunkt. Wie den Roman „Eine Aktiengesellschaft“, schließt Schücking auch den „Bauernfürst“, die „Marketenderin“ und manches andere Werk mit einfach summierenden Angaben. — Wie flüchtig Schücking oft arbeitet, erkennt man, wenn er die Gräfin Albany im „Schloß am Meer“ I, 107 rabenschwarzes und S. 109 blondes Haar haben läßt, oder wenn im „Staatsgeheimnis“ II, 204 Herr Tafelmacher von den französischen Flüchen „keine Sylbe“ und S. 206 doch „jedes Wort“ davon versteht.

Zur gründlichen Durcharbeitung seiner Romane hatte Schücking eben wenig Zeit; doch hat er zwei seiner Romane in der zweiten

---

[1]) Siehe oben S. 122.

Auflage für die „Ausgewählten Romane" ganz umgeschaffen: „Die Ritterbürtigen" und „Schloß Dornegge". Die „Ritterbürtigen" bilden in der zweiten Fassung den Schluß der westfälischen Tetralogie[1]); deshalb ist durch Reminiszenzen im Dialog eine Verbindung mit dem früher spielenden „Paul Bronckhorst" hergestellt. Die Kapiteleinteilung ist neu. Der erste Band hat eine wesentliche Besserung erhalten durch größere Geschlossenheit der Komposition, indem Schücking die ursprüngliche Kapitelfolge 1, 2, 3, 4 umändert in 1 + 3, 2 + 4 und hierdurch unnötige Sprünge vermeidet, auch zahlreiche Ergänzungen und Milderungen der Handlung anbringt, besonders im ursprünglichen dritten Kapitel. Ferner ist die Charakteristik der Personen durch Monologe und Dialoge (Fassung B I, Kap. 1, 2, 8; II, Kap. 12) verschärft, und die Zustände des westfälischen Adels sind durch referierende und dialogische Hinzufügungen klarer dargestellt. In den vorgetragenen Ansichten ist jedoch ganz wenig geändert, nur einige sehr scharfe Stellen aus der ersten Fassung sind weggelassen, besonders in Bd. II, Kap. 1. — Ähnlich ist die Umarbeitung von „Schloß Dornegge" beschaffen, die hauptsächlich auf Gutzkows Kritik in der „Gartenlaube" erfolgte. Auch hier sind zur Herbeiführung größerer Geschlossenheit einige Kapitel umgestellt; Ergänzungen der Vorgeschichte (B I, Kap. 2, 6), bedeutende Erweiterungen der Charakteristik und Schilderungen von psychologischen Vorgängen sind hinzugefügt: in B I, die ersten Kapitel, dann Kap. 7; II, Kap. 4, 5, 9, 14; III, Kap. 6; IV, S. 188. Vor allem aber ist die von Gutzkow als unnatürlich getadelte Intrige gemildert; die Vorgänge auf der Kapelleninsel in B II, Kap. 7 weichen ganz von der Fassung in A II, Kap. 9 ab; das Geheimnis Annas wird in B nicht so lange verschwiegen wie in A; und auch in B III, S. 108 ff. und IV, Kap. 4 erscheint die Handlung durch Änderungen natürlicher als in der ersten Fassung.

Wie in dem westfälischen Zyklus, so hat Schücking auch in anderen Romanen eine Verbindung durch Verwendung derselben Personen hergestellt: in der „Königin der Nacht" treten zum Teil dieselben Adelstypen mit denselben Tendenzen auf wie in den „Ritterbürtigen", in den „Großen Menschen" erscheint eine Anzahl von historischen und erdachten Renaissancegestalten, die wir schon aus dem „Luther in Rom" kennen; im „Recht des Lebenden" kehrt der

---

[1]) Vgl. oben S. 86.

Kreis des Barons aus der „Herberge der Gerechtigkeit" wieder, und Alwine von Steckenreuth und ihr Bruder treiben in den „Seltsamen Brüdern" ebenso wie in den „Alten Ketten" ihr abenteuerliches Wesen. Die Personen werden aber nicht organisch weiter entwickelt, sondern nur mit einer neuen Intrige in Verbindung gebracht. Da Schücking aber auch innerhalb der einzelnen Werke solche oberflächlichen Anknüpfungen liebt, so entsteht seine springende Kompositionsweise, durch welche Romane wie „Ein Schloß am Meer" und „Ein Sohn des Volkes" ganz in einzelne „Tableaux" zerfallen. Diese Technik erinnert durch die schnell aneinandergereihten Abenteuer aus den verschiedensten Sphären sehr an die Technik Sues und Dumas'. Gutzkows Technik des Nebeneinander, die sich zum Teil aus der Art Dumas' und Sues, ihm wohl unbewußt, entwickelt hat, ahmt Schücking im „Helden der Zukunft" nach, wo der als Demokrat verkleidete Aristokrat sich zwischen den einzelnen Kreisen der Bevölkerung bewegt, wie die ähnliche Gestalt in den „Rittern vom Geist". Ebenso werden in den „Heiligen und Rittern" die aristokratischen, kirchlichen und proletarischen Kreise mit antikirchlicher Tendenz in ähnlicher Weise wie im „Zauberer von Rom" vorgeführt; wie Friedrich im „Zauberer von Rom", so täuscht in den „Heiligen und Rittern" der alte Bungerhausen Selbstmord vor, und in beiden Romanen tritt dann der Sohn dem Vater entgegen. — Neben den von Schücking selbst angedeuteten, S. 166 ausgeführten inneren Ursachen besteht aber der Hauptgrund für seine Kompositionsweise in der Nachahmung Scotts. Der schottische Dichter führt zum erstenmal die Technik konsequent durch, daß ein ziemlich blaß gezeichneter Held mit verschiedenen Parteien in Berührung gebracht und zwischen ihnen hin und her geschoben wird. Diese Technik findet sich zwar auch schon im Abenteuerroman und im Bildungsroman, meist in der Form einer Reise, auf deren Etappen der Held seine Abenteuer oder seine Entwicklungsstufen erlebt — man denke an Agathon, Ardinghello, Wilhelm Meister, Sternbald, Offterdingen —, aber Scott wandelt das in diesen Arten des Romans vorherrschende Nacheinander mehr zu einem gleichzeitigen Nebeneinander der Ereignisse um, und der Held, der bisher durchaus im Vordergrund stand, wird oft stark in den Hintergrund gedrängt; als Beispiel möge „Kenilworth" dienen, wo der als Charakter ganz blaß gezeichnete Tressilian zwischen den Parteien unaufhörlich hin und her geworfen wird und oft ganz verschwindet. Durch dies Neben-

einander aber kann die Handlung auf einen wesentlich kürzeren Zeitraum zusammengedrängt werden als im Abenteuer- oder Bildungsroman. Allerdings muß hierbei auf die Entwicklung des Charakters mehr oder weniger verzichtet werden; dafür tritt jedoch die Buntheit der Handlung und des kulturhistorischen Hintergrundes stärker hervor. Scott hatte wie Schücking diese vom Bildungsroman ausgehende Entwicklung selbst durchgemacht. Im „Waverley" will Scott noch, wie das Vorwort sagt, einen Charakterroman geben, besonders die ersten Kapitel stellen die Jugendgeschichte Waverleys ganz pragmatisch dar; der Held erlebt eine ziemlich lange Entwicklung und bleibt stets im Vordergrund. Aber schon nimmt das Kulturhistorische einen breiten Raum ein. In den späteren Romanen tritt dann die Charakterentwicklung mehr und mehr zurück und die Intrige und Milieuschilderung in den Vordergrund, der Zeitraum der Handlung wird kürzer, der Held verschwindet bisweilen. So gibt auch Schücking in seinem Erstlingsroman „Ein Schloß am Meer" eine ähnlich breit ausgeführte Darstellung der Jugendgeschichte Pauls und führt dann die Entwicklung des Helden in einzelnen Etappen bis zum Mannesalter durch. Später aber unterläßt er im historischen Roman die Erziehung des Individuums zugunsten der zu schildernden Epoche, er stellt eben, wie W. H. Riehl sagt, „die psychologischen Prozesse der Zeit im Individuum dar"[1]; Lambert im „Sohn des Volkes", der Bauernfürst oder der Student in der „Marketenderin" sind in hohem Grade Spielbälle der Mächte ihres Zeitalters. Die Verlegung der Handlung in historische Übergangszeiten, in denen das Durcheinander der Parteien von vornherein gegeben ist, für Schücking also die Jahrzehnte um 1800, erleichtert die Anwendung dieser Technik. Auch in Schückings Romanen tritt die Entwicklung des Helden oft hinter dem Kulturhistorischen und Episodischen zurück.[2])

Diese Technik wendet Schücking, wie schon gesagt, auch auf den Zeitroman an; an die Stelle des Kulturhistorischen und Episodischen tritt hier oft der weitausgesponnene, reflektierende Dialog. Wie im historischen, so führt im Zeitroman die Intrige den Helden hin und her, man denke an „Die Geschworenen" oder an „Schloß Dornegge". Bisweilen ist auch gar kein bestimmter Held vorhanden,

---

[1]) „Frankfurter Konversationsblatt" 1846, Nr. 221.

[2]) „Luther" und „Große Menschen" stehen als historische Ideenromane etwas abseits, sie sind schon S. 47 näher charakterisiert.

wie in der „Aktiengesellschaft" und in den „Heiligen und Rittern". In dieser Technik ist auch eine Ursache dafür zu finden, daß die Helden so kalt und ihre Psychologie so erkünstelt erscheinen, sie sind eben durchweg zu sehr abhängig von den Wirren der Handlung, auch wenn Schücking sich bemüht, eine Charakterentwicklung darzustellen, wie in den „ethischen Romanen". Die Charaktere werden in ihrer Entwicklung gehemmt, sie sind unfrei durch die Intrige.

Und so sind denn die Motive dieser Intrige, die für Komposition und Darstellung der Charaktere sich als so bedeutungsvoll gezeigt hat, näher zu betrachten. Die meisten dieser Motive sind die des Abenteuerromans oder solche, die ihnen nahe stehen. Ein kurzer historischer Rückblick zeigt, in welcher Form Schücking sie kannte. In seiner Jugend hatte noch der Ritter-, Räuber- und Abenteuerroman geblüht, und da der Knabe alles Lesbare, was sich im elterlichen Hause fand, verschlang[1]), stand er so im Banne dieser Produkte, daß er sie zuerst in eigenen Schauergeschichten nachahmte[2]); die Jugendnovelle „Clemence von Isaure"[3]) zeugt deutlich von diesem Einfluß. Auch ältere Erzeugnisse, in denen das abenteuerliche Element stark hervortritt, wie Lesages Werke, waren ihm nicht fremd[4]). — Daß aber noch lange Zeit der Abenteuerroman ein wichtiger Faktor im deutschen Kulturleben bleibt, kann man am besten aus den Zeitungs- und Buchhändleranzeigen erkennen. Noch 1844 erschien in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", die doch das vornehmste Organ der deutschen und österreichischen Intelligenz bildete, zur Zeit als Schücking das Feuilleton dieser Zeitung redigierte, auf S. 242 im Inseratenteil unter den sonst so bedeutsamen Ankündigungen von Werken unserer besten Dichter eine Anzeige über eine große Serie von Neudrucken einer „Lieblingsbibliothek aus der Zeit des Siegwart, Hasper a Spada, Rinaldo: Sammlung der beliebtesten Räuber-, Ritter-, Geister-, Kloster-, Liebes- und anderer Romane, Sagen und Geschichten jener Zeit". — Riemann hat gezeigt, wie diese Motive des Abenteuerromans auf Goethe und seine Vorgänger wirkten[5]). Sehr häufig aber verwendeten die Romantiker in ihren Romanen und Novellen die Motive des Abenteuerromans; man kann das am besten an

[1]) Leb. I, 25. [2]) Leb. I, 26.
[3]) Münsterer „Sonntagsblatt" 1839, Stück 29 ff.
[4]) Siehe Leb. I, 69; er übersetzte Lesages „Hinkenden Teufel".
[5]) Riemann, „Goethes Romantechnik", S. 73 ff.

Tieck verfolgen; er steht anfangs ganz im Bann des Abenteuerromans, z. B. im „Blonden Ekbert", im „Lovell"; dann sucht er sich im „Sternbald" zu befreien, nachdem er aber durch Wackenroders Einfluß im ersten Teil einen guten Ansatz zum höheren Kunstwerk nimmt, nähert er sich im zweiten Teil doch wieder stark dem Abenteuerroman. Um an das Weiterleben dieser Motive in der jüngeren Romantik zu erinnern, braucht man wohl nur Hoffmann, Arnim, Fouqué zu nennen. Daß Scott von solchen Motiven beeinflußt wurde, ist schon erwähnt, und jeder weiß, welche ungeheure Rolle sie in den meisten Romanen des englischen Autors spielen. — Zu dem Einfluß dieser Richtung, die also in Scott ihren Gipfelpunkt fand und auch durch ihn am stärksten auf Schücking wirkte, kommt der schon oft erwähnte französische „endlose" Roman. Nachdem in Frankreich durch Victor Hugo mit „Han d'Islande" (1823) und „Notre Dame de Paris" (1831) und durch Alfred de Vigny mit „Cinq Mars" (1826) die Grundlage für den historischen Roman geschaffen war, baute Dumas sogleich diese Art durch Häufung der abenteuerlichen Motive zu seinen historischen Sensationsromanen aus, und unter Beibehaltung dieser Motive wendet dann Eugen Sue die Technik Dumas' auf die Verarbeitung des modernen Lebens an. Das ungeheure Aufsehen, welches die „Mystères de Paris" (1842) und „Le juif errant" (1845) in Frankreich und Deutschland hervorriefen, kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Wie diese Werke auf Victor Hugo wirkten, zeigt sein Roman „Les misérables" von 1862, der zu den Lieblingsbüchern Schückings gehörte. Auch die deutschen Autoren konnten sich diesem Einfluß nicht entziehen; was Gutzkows große Romane mit diesen französischen Erzeugnissen verbindet, ist schon angedeutet, harrt aber noch der gründlichen Untersuchung.

Es spielen also gespenstische Elemente, Mord, Betrug, Unterschlagung, Entführung, Verbrechen aller Art [1]) in Schückings Werken eine ungewöhnlich große Rolle, deshalb nimmt das Kriminalistische einen breiten Raum ein, z. B. in den „Geschworenen", im „Bronckhorst", im „Familiendrama". All diese Motive gruppieren sich aber um drei Hauptmotive, die in sämtlichen Romanen Schückings ent-

---

[1]) Schücking folgt durchaus nicht immer seiner in „Märtyrer oder Verbrecher" („Immortellen", S. 99) ausgesprochenen Theorie, das Verbrechen sei dichterisch nur verwendbar, „wenn eine gewisse Größe in der Tat liegt, weil sie eine Tat persönlicher Aufopferung ist; oder wo der spontane Affekt einer berechtigten Leidenschaft zu ihr hinriß".

weder zusammen oder einzeln vorkommen, deren enge Zusammengehörigkeit aber auf der Hand liegt; es sind: 1. Kindesraub und -Vertauschung; 2. Streit um ein Erbe oder ein Vermögen; und natürlich sind diese beiden Motive ausnahmslos 3. mit einer Liebesgeschichte verknüpft.

Wie es Schücking versteht, ein Motiv zu variieren, sei an dem Motiv der vertauschten Rollen gezeigt. Der Tausch besteht im Wechsel des Standes. Dieser Wechsel kann

1. ein freiwilliger sein, indem sich
   a) der Aristokrat erniedrigt, wie es in Sternbergs „Paul" der Held oder in Sues „Mystères" der Herzog tut. So geschieht es z. B. im „Bauernfürst", in den „Verschlungenen Wegen" und in einigen Novellen. Wie in Auerbachs Roman „Neues Leben" Graf Falkenberg Schulmeister wird, so wird in „Schloß Dornegge" Eugenie von Chevaudun Erzieherin. — Oder
   b) der Bürgerliche spielt fälschlich den Aristokraten, wie im „Erben von Hornegg" und im „Doppelgänger".
2. Noch häufiger ist der unfreiwillige Wechsel des Standes durch Kindesraub oder -Vertauschung, sodaß
   a) ein scheinbar Bürgerlicher, der dann meist eine Adlige liebt, aristokratischer Herkunft ist und durch die Aufklärung dann der Konflikt gelöst wird. Dies war schon ein Lieblingsmotiv Scotts, Schücking aber gebraucht es bis zum Überdruß, so in der „Dunklen Tat", im „Bronckhorst", in der „Marketenderin", in den „Verschlungenen Wegen", in der „Malerin", im „Erben von Hornegg" und in vielen anderen; auf weibliche Personen wird es angewendet in den „Geschworenen", in der „Aktiengesellschaft", in „Frauen und Rätsel";
   b) oder der Aristokrat ist, ohne es zu wissen, bürgerlicher Abkunft wie im „Recht des Lebenden".
3. Dies Motiv kann auch in ein soziales umgewandelt werden, wie im „Helden der Zukunft", wo der Aristokrat, der seine aristokratische Abstammung nicht kennt, ein radikaler Demokrat ist. (Spielhagen spitzt in den „Problematischen Naturen" dies Thema noch dadurch zu, daß er der ähnlichen Figur seines Oswald Stein den vermeintlichen Fürsten gegenüberstellt, der der Sohn eines Plebejers ist). —

Dies Motiv ist, wie schon gesagt, oft mit dem Kampf um einen Besitz verknüpft, seien es Dokumente — so bestehen die drei Bände des „Staatsgeheimnisses" eigentlich nur aus Kämpfen um die Dokumentenkiste Ludwigs XVII. —, ein Vermögen oder, wie es bei Schücking infolge seiner Vorliebe für das aristokratische Milieu meist der Fall ist, ein Majorat. So ist der Kampf um einen Landbesitz durchweg das Motiv in den ethischen Romanen und auch fast ausnahmelos in den übrigen Zeitromanen. Vielfach kehrt in diesem Falle der erbberechtigte Nachkomme eines älteren Verwandten zurück. — Hierzu kommt endlich noch das Motiv der Liebenden, deren Vereinigung erschwert wird, bald durch eine Intrige, bald durch den Unterschied der Stände, bald durch ein Mißverständnis, welches durch den allzu großen Edelmut des Helden verursacht wird. Solche aus den Unterhaltungsromanen zur Genüge bekannten Motive sollen hier nicht näher verfolgt werden. Sie führen zwar oft ins psychologische Gebiet, werden aber durch Schücking meist nicht von innen heraus, sondern dadurch gütlich gelöst, daß durch die äußeren Ereignisse selbst alles aufgedeckt und geklärt wird. So ist das Motiv des Strebens nach Größe im „Sohn eines berühmten Mannes", im „Sohn des Volkes" und in den „Großen Menschen" allzu eng mit der äußeren Verwicklung verknüpft, sodaß die abenteuerlichen Ereignisse der Handlung die eigentlich beabsichtigte Tragödie des Ehrgeizes unterdrücken. — Am meisten tritt eine psychologische Vertiefung in der Bearbeitung der Motive hervor, die aus dem Glaubensleben genommen sind, wie in dem Problem des Beichtgeheimnisses in den „Heiligen und Rittern", in „Märtyrer oder Verbrecher" und besonders in den Glaubenskämpfen des Helden in der Novelle „Ein Kulturkämpfer". Die psychologischen Motive aus dem Liebesleben zeigen sich am wenigsten mit der Intrige vermischt in kleinen Novellen wie „Die barmherzige Schwester", „Das Wettrennen".

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß Zufälle aller Art, insbesondere aber Belauschungsszenen, sowie gefundene, falsch abgegebene und unrechtmäßig oder versehentlich erbrochene Briefe in Schückings Romanen eine größere Rolle spielen, als es der Geschmack in Romanen, die als Kunstwerke gelten wollen, erlaubt. Diese Mittel braucht Schücking aber, um die Intrige immer im Gang zu halten und um Spannung zu erzeugen. — Das Gefühl der Spannung erregt Schücking hauptsächlich durch folgende Mittel:

1. Ein Geheimnis wird möglichst lange hingehalten und erst sehr spät enthüllt. Mit großer Virtuosität verbirgt es Schücking z. B. im „Recht des Lebenden“ selbst noch, als der Held es schon kennt. Bisweilen wird der Leser auch auf eine falsche Spur geführt, wie in den „Verschlungenen Wegen“ und dem „Familiendrama“. Die Handlung der meisten Romane, auch der historischen, würde schon im ersten Teile zusammenfallen, wenn Schücking es nicht verstände, die lösungbringenden Enthüllungen bis zum Schluß verborgen zu halten.
2. Vordeutungen erhöhen die Spannung. Diese bestehen in dunklen Reden, die der Leser nur halb versteht; und oft geschehen sie durch sonderbare, geheimnisvolle Personen[1]. Bisweilen verschweigt der Autor die Gedanken seiner Personen und gibt nur eine unklare Anspielung, z. B. im „Recht des Lebenden“ I, 55: „er dachte an den jungen Mann, den er heute in die Kirche geführt hatte, und an noch jemand, dessen Schicksal — der Vikar wußte es und — außer einem — er ganz allein wußte es — so nahe mit dem des jungen Mannes zusammenhing“.
3. In dem Augenblick als die Enthüllung des Geheimnisses erfolgen soll, geschieht eine Unterbrechung, z. B. im „Recht des Lebenden“ I, 56: „mit welch kühlem, hochmütigem Blick er auf Marie herabschaute — auf Marie, die . . .“ hier bricht der Sprechende ab; oder im „Kampf im Spessart“, S. 176: „Ah! rief Wilderich aus, dann — Zum Weitersprechen war es zu spät, wie es auch schon zu spät gewesen wäre zur Flucht — der Kapitän Lesaillier trat über die Schwelle.“ — Noch unkünstlerischer wirkt dies Mittel, das auch Sue so häufig anwendet, wenn es als Kapitelschluß gebraucht wird. So wird in „Herrn Didiers Landhaus“, wie in Sues „Ewigem Juden“, der Besitz einer verborgenen geldgefüllten Kassette erstrebt; sie wird gefunden, „. . . endlich, endlich flog der Deckel krachend auf,. und Vater und Sohn starrten mit vorquellenden Augen in das Innere des Kastens“ . . . und damit schließt das 12. Kapitel des zweiten Bandes. Ein anderes Beispiel: „. . . als sich das Pförtchen öffnete und —

---

[1] Vgl. S. 99.

aber wir wollen der Reihe nach erzählen und erst sehen, was Gustav Wald auf seiner Fahrt erlebt hat" [1]). Dies Beispiel führt

4. auf ein anderes von Schücking wie von Scott häufig angewandtes Mittel zur Erregung der Spannung: es wird die Handlung abgebrochen, es erfolgt ein neuer Einsatz, der viel später liegende Ereignisse erzählt, so daß die dazwischenliegenden Dinge verborgen bleiben; und zuletzt erst werden diese zusammenfassend nachgeholt. „Feuer und Flamme" bricht mit dem sechsten Kapitel ab, das siebente spielt siebzehn Jahre später, und erst im ersten Kapitel des zweiten Bandes wird die dazwischenliegende Handlung — noch dazu irreführend — auf hundert Seiten nachträglich erzählt. Solche nachholenden Schilderungen finden sich besonders im „Luther", z. B. II, 7; III, 19. Ganz willkürlich wird hierdurch zuweilen die Komposition zerstört, wie im „Doppelgänger", S. 189, 212.

5. Die Spannung wird auch wachgehalten durch unentschieden gelassene Fragesätze [2]), z. B. im „Recht des Lebenden": „Lagen ihr die Rätsel der ‚Stoppelfelder-Majestät' mehr am Herzen, wie sie es Alfred Norentin selber getan, und kehrte sie zu dem Gebieter auf dem Sevendonkhofe zurück, um diese Sphinx im Zwillichkittel zu ergründen?" —

Die eigentliche Vorgeschichte wird fast stets entweder zu Anfang als Schürzung des Knotens, als Thema der Handlung, oder erst möglichst spät als Lösung der Intrige oder Aufklärung des Geheimnisses zusammenhängend als Ganzes durch eine auftretende Person erzählt. Diese Berichte fallen oft recht lang aus und können fast als selbständige eingelegte Erzählungen gelten.

Die eingelegten Erzählungen können zunächst kulturgeschichtlich charakterisierender Art sein, wie die zahlreichen eingestreuten selbständigen Anekdoten, insbesondere die umfangreiche von der Herrschaft Aurignon im zweiten Band vom „Sohn des Volkes", oder die Geschichte des Königs Theodor von Korsika im „Recht des Lebenden" III, 19. — Ein eigenartiger Kunstgriff Schückings aber ist der, scheinbar selbständig eingeschobene Erzählungen so in Beziehung zur Handlung zu setzen, daß sie sich später als Vorgeschichte

---

[1]) „Sphinx", S. 317. [2]) Vgl. S. 127 f.

des eigentlichen Romans herausstellen. So erhält im „Schloß am Meer" Alfieri eine Novelle „Das Waidmesser" zugeschickt, und in der „Aktiengesellschaft" liest der Journalist eine Novelle vor; in beiden Fällen enthalten diese Novellen, ohne daß es der Leser zunächst merkt, die Vorgeschichte der Haupthandlung. Ähnlich ist der Vorgang in „Etwas auf dem Gewissen". Im „Recht des Lebenden" studiert der Baron mit seinen Freunden die dunkle Geschichte seiner Vorfahren aus alten Papieren, und die Ergebnisse werden zu einer langen eingeschobenen historischen Erzählung zusammengefaßt, die einige Beziehungen zur Vorgeschichte des eigentlichen Romans hat. Am selbständigsten ist die in den „Bauernfürst" eingelegte Geschichte „Die drei Freier", in der Ahasver[1]), der fliegende Holländer und der wilde Jäger als Freier der „Königin Ulrike" auftreten; diese Erzählung ist, wie eine stilistische Untersuchung ergibt[2]), früher als der „Bauernfürst" selbst entstanden, die Verbindung mit der Haupterzählung besteht nur darin, daß der Intrigant des Romans ein Nachkomme der „Königin Ulrike" ist.

Es ist schon ausführlich dargestellt, daß in Schückings Romanen seine eigene Person ungewöhnlich häufig hervortritt. Dies geschieht fast niemals in der Form der Ich-Erzählung, sondern als parabatischer Eingriff. Die Einmischung, welche die objektiv epische Technik durchbricht, kann als Mittel zur Vereinfachung der Komposition dienen, da es bequeme Übergänge bietet. Zu diesem Zweck findet sich das Hervortreten bei Scott von der Aufdeckung der Technik an, z. B. „These circumstances will serve to explain such points of our narrative as, according to the custom of story-tellers, we deemed it fit to leave unexplained, for the purpose of exciting the reader's curiosity" [3]), bis zu einfachen Überleitungen wie: „It is time, however, to leave these intrigues, and follow Tressilian and Raleigh on their journey" [4]). In Schückings Romanen ist dies Hervortreten oft eine

---

[1]) Vgl. A. Soergel, „Ahasver-Dichtungen seit Goethe", Leipzig 1905.

[2]) Es sei eine Stelle mitgeteilt, die deutlich den Einfluß des Schauerromans erkennen läßt: „Es war eine Seele, die sich ein Vierteljahrhundert lang in Sünde und Laster großgesogen hatte, zu einer Gestalt von so furchtbar verzerrten, höllischen Zügen, daß ihre Häßlichkeit das scheußlichste Gewürm, das modererfüllte Abgründe oder der Schlamm der Verwesung nähren, weit hinter sich zurückließ." („Bauernfürst" II, 88.)

[3]) Scott, „Waverley", Centenary Edition, Edinburgh 1871, Bd. I, S. 408.

[4]) Desgl. „Kenilworth", Bd. XII, S. 449.

Folge der interpretatorischen Regisseurtechnik, daher gebraucht er nicht nur häufig Wendungen wie „unser Held“, sondern die Einmischung erfolgt auch gern beim Wechsel des Lokals, z. B. „Während der Major und Wilderich sich in ihre Zimmer zurückziehen, verlassen auch wir den oberen Stock unseres Wirtshauses und begeben uns eine Treppe tiefer in einen großen, langen Saal“. („Die Geschworenen“ I, 149)[1]). — Oder der Autor erklärt selbst die Komposition: „Aber welches prosaische Wort haben wir ausgesprochen ... wir sind noch lange nicht bis dahin gekommen! Wir hätten zuerst noch ... mitzuteilen“. („Bauernfürst“ II, 375 ff.) — Es finden sich auch Unterbrechungen, die man fast als Nachwehen der romantischen Ironie bezeichnen könnte, wenn Schücking z. B. in den „Ritterbürtigen“ (II, 169) nach einer zart dargestellten Liebesszene mit der Bemerkung hervortritt: „— ein solches Paar ist mehr als Rokoko. Leider ist der Vorwurf so schlechten Geschmacks von Theo und Valerian nicht abzuwälzen“[2]). — Ferner mischt sich der Autor in die Erzählung, wenn er abkürzend oder resümierend verfährt, z. B. bei der Schilderung von Gefühlen und Gefühlsausbrüchen, oder wenn es — ähnlich wie bei Scott: „But my reader is not a lover, and I must spare his patience, by attempting to condense within reasonable compaß the narrative which old Janet spread through a harangue of nearly two hours“[3]), — im „Bauernfürst“ heißt: „Er verfiel nun wieder in seinen wirren Periodenbau, und um dem Leser die ermüdenden Verwicklungen desselben zu ersparen, lassen wir hier nur den Kern seiner Erzählung, losgeschält von allen dem Altertümler eigenen Zusätzen“, folgen.

Diese Unterbrechungen werden in den späteren Romanen viel seltener. Dasselbe kann man von den eingestreuten Bemerkungen und Exkursen sagen, von denen schon öfter die Rede war. Sie sind wie bei Scott kulturgeschichtlicher oder allgemein psychologischer Art. Hier ist aber auch der Einfluß der englischen Humoristen wie Fielding, Sterne und ihrer deutschen Nachfolger Hippel und besonders Jean Paul zu berücksichtigen. Und so ergeht sich Schücking in den früheren Romanen bei jeder Gelegenheit in halb humoristischen, halb ernsten Abschweifungen und Vergleichen aus allen Gebieten und gerät „vom

[1]) Ähnlich „Bauernfürst“ I, Kap. 6; „Luther“ I, 13, „Recht des Lebenden“ III, 49; „Schloß Dornegge“ A I, 74 (in B beseitigt!).
[2]) In Fassung B der „Ritterbürtigen“ entfernte er diese Stelle!
[3]) „Waverley“, Centenary Edition I, 404.

hundertsten ins Tausendste“. Dazu kommt noch der Einfluß der eingestreuten Reflexionen aus den romantischen und besonders den jungdeutschen Romanen. Diese Einschiebsel, die natürlich auch ganz organisch in die Erzählung verwebt werden können, durchbrechen bei Schücking in den meisten Fällen die rein epische Technik. So beginnt die „Dunkle Tat“: „Kennt ihr das grüne Hügelland von Berg? Ich kann in diesem Augenblick nicht sagen, unter welchem Grade der Breite und Länge, von der Sternwarte zu Greenwich oder von der Insel Ferro an, der liebe Gott es so säuberlich hingelegt hat; aber ich weiß . . .“; „Aktiengesellschaft“ II, Kap. 1 beginnt: „Es gibt Tage im Menschenleben, lieber Leser, . . .“ Charakteristisch ist die lange kulturhistorische Einleitung im ersten Kapitel von „Paul Bronckhorst“, in der Schücking gern den Leser zu sich nach Westfalen einladen möchte, oder das siebente Kapitel im „Bronckhorst“, wo er sechs Seiten lang in Jean Paulscher Art die Gefühle eines Großvaters beim Anblick der ihn umgebenden Familie schildert und dann fortfährt: „Wer uns diese melancholischen Betrachtungen, dieses Kapitel von Memoiren von diesseits des Grabes, einflößt? Es ist ein alter Turm.“

Mit dieser Art der eingestreuten Bemerkungen hängt der in Schückings ersten Werken oft so schwerfällige und ausgeschmückte, sich in langen Perioden ergehende Stil zusammen, der nach und nach einem immer mehr sachlichen weicht, und der am klarsten wird, wenn Landschaftsschilderungen gegeben werden. In diesem Falle dankt der Autor die Sachlichkeit zum großen Teil dem Einfluß Annettens. Natürlich kommen bei der Hastigkeit seines Schaffens auch stilistische Entgleisungen vor. Zu häufig für unsern Geschmack gebraucht er farblos gewordene Attribute, z. B. „namenlos“ unglücklich, und formelhafte Redensarten im Dialog, wie „O mein Gott“ [1]). Erfrischend aber wirkt die Anwendung des Dialekts, der bei ihm besonders in den Romanen der fünfziger Jahre auftritt. So wendet er im „Günther“, „Bronckhorst“, „Recht des Lebenden“ westfälischen, im „Staatsgeheimnis“ elsässischen, in der „Marketenderin“ kölnischen Dialekt an; im „Bronckhorst“ III, Kap. 35 wirkt er sehr humoristisch, wenn er westfälischen und Berliner Dialekt kontrastiert; häufig wird auch die Sprache der auftretenden Österreicher wienerisch gefärbt.

---

[1]) Diese Redensart kommt besonders oft in „Frauen und Rätsel“ vor.

Die Vielschreiberei Schückings ließ seinen Stil nicht eigenartig, wohl aber sehr gewandt und glatt werden, und diese Gewandtheit kam ihm bei der Führung des Dialogs zustatten. Indirekte Rede findet sich fast gar nicht, direkte in großem Umfange; besonders in den Zeitromanen nimmt der Dialog einen ungeheuren Raum ein; die Gespräche schweifen weit ab und erstrecken sich über alle nur denkbaren Gegenstände, besonders dienen sie natürlich zur Diskussion der Schückingschen Ideen, die auf diese Weise von den verschiedenen Parteien beleuchtet werden können. Individualisierend ist der Dialog nur bei den Sonderlingen und volkstümlichen Gestalten gebraucht [1]), sonst reden alle Menschen in dem breiten, etwas phrasenhaften Stil Schückings. Der Monolog wird gleichfalls häufig angewendet, und zwar soll er dem Leser die Gedanken, Gefühle und Pläne der Personen verraten. In den Dialogen bemüht sich Schücking, sehr geistreich zu sein, aber die temperamentvollen Diskussionen der Jungdeutschen sind hier einer oft recht langweiligen Salonunterhaltung gewichen.

Der Humor nimmt in Schückings Werken einen ziemlich großen Raum ein. Schücking selbst war der Satire und Travestie abgeneigt [2]), deshalb ist dieser Humor wortreich und behaglicher Art. Er kommt zunächst zur Geltung in der Charakterisierung der Sonderlinge und Käuze, wenn der Autor ihnen sonderbare Gewohnheiten beilegt, wie dem Achatius im „Schloß Dornegge" das Zwinkern mit dem Auge, dem Heraldiker in der „Marketenderin" den unvermittelten Wechsel zwischen Lachen und Trauer. Humoristisch wirken auch, wie eben gesagt, die Gespräche der wunderlichen Menschen, z. B. die des Altertümlers im „Bauernfürst", des alten Rothe im „Recht des Lebenden". Der Wortwitz ist ziemlich selten [3]), ebenso die Anwendung ständiger Redensarten [4]). Der Humor der Situation kommt oft in den Episoden und eingestreuten Anekdoten zur Geltung. Besonders gut tritt er in den kleineren Novellen hervor, so wenn in den „Drei Großmächten" von drei kleinen Landesherren um einen Attentäter gekämpft wird, der die Bilder dieser drei Großmächte an einen Galgen gehängt hat; der Galgen

---

[1]) Siehe S. 131. [2]) Leb. I, 63.

[3]) Z. B. „Herr Espenbeck — er hätte Espenlaub in diesem Augenblick heißen müssen" („Die Bestechung").

[4]) Z. B. in der „Marketenderin" sagt der Vogt ständig von seiner Frau: „Die Frau ist zu dumm!"

wird von den drei Territorien zugleich benutzt und steht an ihrer Grenze, so daß es also unentschieden ist, welche Großmacht das Recht hat, den Helden an ihm aufzuknüpfen. In den „Ritterbürtigen“ A I, 143 erwähnt Schücking schon die zur Erzielung amüsanter Wirkungen in den modernen französischen Schwänken so häufige Anwendung der drehbaren Wand, an deren beiden Seiten Betten stehen. Das Schücking durch seine Vergleiche häufig humoristisch wirkt, ist schon hervorgehoben. In einzelnen kulturhistorischen Romanen und Novellen herrscht überhaupt ein humoristischer Ton des Vortrags vor, natürlich besonders in den Romanen aus der Zeit des Rokoko, wie es bei einem so feinen Kenner dieser Zeit nicht verwunderlich ist. Dieser feine Humor findet sich trotz der grausigen Motive im ersten Teil der „Dunkeln Tat“ und vor allem in der „Marketenderin von Köln“, wo selbst in einer so aufregenden Szene, als Hubert den Grafen erschießen will und sich die Mamsellen-Mutter vor ihren Herrn wirft, die Rokokolaune durchbricht: „Sie bot ihre eigene Brust der tötlichen Waffe des Feindes dar — mit einem unbeschreiblich edlen Anstande tat sie es . . . es war unsaglich schade, daß kein Ramberg da war, der diesen schönen und rührenden Moment belauschte und ihn der Nachwelt durch seinen Griffel aufbewahrte.“ („Marketenderin“ A III, 31.)





VIII. Schückings Beurteilung durch Publikum und Kritik. Zusammenfassende Würdigung.

Wie schon die mehrfach in die Untersuchung eingestreuten Urteile von Zeitgenossen Schückings beweisen, haben seine Werke während seiner vierzigjährigen Schaffenszeit die weiteste Beachtung gefunden. Sie waren beim Publikum sehr beliebt, insbesondere die schwächeren Romane der letzten Jahrzehnte; die Leihbibliotheken und Zeitschriften wie die „Gartenlaube" und „Über Land und Meer" trugen in hohem Maße zu ihrer Verbreitung bei; auch in Österreich wurden sie viel gelesen, und mehrere sind in verschiedene Sprachen übersetzt. Sie wurden auch wiederholt zu Theaterstücken und Libretti verarbeitet. — Nur in seinem Heimatlande konnte Schücking mit seinen Büchern nicht recht durchdringen, denn seine Ansichten über Aristokratie und Geistlichkeit standen den herrschenden Parteien Westfalens zu sehr entgegen, und „die Bevölkerung dieses Landes reicht nur Lorbeerkränze, die vorher im Weihrauch der Kirche haben hängen dürfen" [1]). Die Erbitterung gegen ihn erreichte ihren Höhepunkt, als er gegen die unglückliche Restauration des Münsterer Doms in den siebziger Jahren geschrieben hatte. Sonst aber hatte Schücking das Glück, gleich von seinem Auftreten an in Zeitungen und Zeitschriften fast durchweg lobende Besprechungen zu ernten, ja Hebbel schreibt 1859: „Viele ringen um den Preis der modernen Novelle, wir möchten ihn Schücking zuerkennen" [2]). Auch die Zeitungen des Auslandes erwähnen ihn öfter [3]), die italienische Zeitung „Il Risorgimento" bringt sogar 1852 eine Übersetzung der Widmung

---

[1]) L. L. Schücking in den „Süddeutschen Monatsheften", April 1909

[2]) Bei einer Beurteilung von Schückings „Gesammelten Erzählungen und Novellen" im Literaturbericht der „Leipziger illustrierten Zeitung" 1859, Bd. 33 Nr. 836. (Sämtliche Werke, hgb. von R. M. Werner XII, S. 252.)

[3]) Schon 1843 ein Artikel Taillandiers in der „Revue des deux mondes".

des „Bauernfürst“ an Azeglio. Den ersten größeren Aufsatz über ihn gibt Dingelstedt am 6. Januar 1846 in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“. Interessant ist ein französischer, Victor Hugo gewidmeter Artikel im Pariser „L'evénement“, 17. avril 1851, von A. Beckmann, in dem zum ersten Male Schückings Verhältnis zu Annette klar dargestellt wird; sie wird als seine Egeria geschildert, „qui, en se communiquant au jeune poète, fixa ses principes et ses idées et traça la route à son talent“. Auch W. H. Riehl hatte ihn 1846 im „Frankfurter Konversationsblatt“ fast begeistert begrüßt; sehr scharf und sicher vom kritisch-historischen Standpunkt aus beurteilt ihn Prutz in seiner „Deutschen Literatur der Gegenwart 1848 bis 58“ (2. Auflage 1860), wo er ihn in richtigem Gefühl Alexis gegenüberstellt und selbstverständlich Alexis den Vorzug gibt. Die ausführlichste Würdigung in einer Literaturgeschichte bietet Gottschall in seiner „Deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“. Über andere Besprechungen gibt die Bibliographie Auskunft. Das größte Aufsehen riefen natürlich die tendenziös gefärbten Romane Schückings hervor, besonders „Die Ritterbürtigen“, „Luther in Rom“, „Die Heiligen und die Ritter“. Von der großen Zahl der lobenden Kritiken hebt sich die schon mehrfach erwähnte, mit Recht tadelnde Gutzkows in der „Gartenlaube“ 1869 ab[1]). — Schücking wurde die Auszeichnung zuteil, von der Universität Gießen 1864 zum Ehrendoktor ernannt zu werden. Nach seinem Tode 1883 erschienen allenthalben Nachrufe, und Emmy von Dincklage widmete ihm ein charakterisierendes Gedicht in der „Täglichen Rundschau“ 1883. Bis 1889 noch wurden posthume Werke von ihm veröffentlicht, dies beweist, daß seine Schriften auch nach seinem Tode noch gern gelesen wurden. In neuerer Zeit haben volkstümliche Sammlungen mehrfach Neudrucke von einzelnen seiner Werke veranstaltet. — 1886 gab Hüffer zum ersten Male auf Grund dokumentarischem Materials eine Biographie Schückings[2]), die fast unverändert in die „A. D. B.“ Aufnahme fand. In den letzten Jahren wurde der „Walter Scott Westfalens“ nur noch in seinem Verhältnis zu Annette betrachtet; die Erhellung dieser Beziehungen rief heftige Meinungs-

[1]) Bezeichnend für die Wertschätzung Schückings aber ist es, daß die Redaktion in einer Anmerkung zu diesem Aufsatz ausdrücklich hervorhebt, daß sie sich nicht mit Gutzkows Urteil identifiziere; sie nimmt Sch. gegen Gutzkow in Schutz. Und Gutzkow brach infolge dieser Anmerkung seine Mitarbeiterschaft an der „Gartenlaube“ ab. [2]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1886, Nr. 84.

verschiedenheiten hervor, insbesondere wurde die Darstellung von Busse in seiner Droste-Biographie von katholischer Seite angefochten; eine völlige Einigung der Meinungen ist noch nicht erzielt und wird wohl nie zu erreichen sein.

Schücking selbst war sich der Grenzen seiner Begabung wohl bewußt, insbesondere schmerzte es ihm, daß es ihm nie gelungen war, seine Stoffe zu großen Kunstwerken zu gestalten. Bei einem späten Rückblick ist ihm zumut, „wie einem Dichter, der lange einem gründlich undankbaren und widerspenstigen Stoffe seine begeisterte Hingabe und seine besten Kräfte gewidmet hat, der allen Fleiß an ihn wendete, ohne ihn am Ende doch zu etwas Tüchtigem gestalten, ihn sich nur innerlich recht aneignen zu können" [1]). Und schon 1846 richtet er in den „Gedichten" an seinen Sohn Lothar die Worte [2]):

„Gebrochne Pläne wirst du von mir erben,
Verwehte Klänge, halbe Melodien;
Erfolge, die schon im Erblühen sterben,
Und, wenn ich sie erfassen will, entfliehn;
Dir sei ein glücklicheres Loos beschieden:
Den Fluch der Halbheit, o, den kenne nie!"

Ein kurz zusammenfassendes Urteil über Schücking als Ergebnis dieser Untersuchung wird etwa lauten: Schücking war ein sehr aufnahmefähiger und schaffensfreudiger, sehr belesener Schriftsteller von aristokratisch-konservativem Wesen. Er versuchte sich an der Hand liberaler Ideen eine Weltanschauung zu schaffen, deren höchstes Ziel eine harmonische Bildung war, die dem Individuum durch organische Weiterentwicklung das Recht auf Freiheit von dem Druck der Orthodoxie und Konvention auf allen Gebieten gab. Seine Werke sind teils kulturhistorische Romane, welche die Zeit um 1800 darstellen, teils Zeitromane verschiedener Art; in allen kommen bald deutlicher, bald fast verschwindend die Tendenzen ihres Schöpfers zum Ausdruck. Die Romane zeichnen sich aus durch eine treffliche Darstellung der kulturhistorischen wie der heimatlichen Umwelt. Schücking ist in jeder Hinsicht stark abhängig von Scott, und von großer Bedeutung für sein Schaffen war Annette von Droste; aber auch die Ideenströmungen, sowie die hauptsächlichen literarischen Richtungen in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben stark auf ihn gewirkt, insbesondere in der ersten Zeit seines Schaffens

---

1) Leb. I, 9. 2) „Gedichte" (Stuttgart 1846), S. 116.

die Romantik und die jungdeutsche Bewegung. Vor jedem Betonen einer bestimmten ideellen oder literarischen Richtung hielt ihn seine konservativ-vermittelnde Mäßigung zurück. Sehr geschickt versteht er es, seine Romane zu exponieren und die Verwirrung der Fäden herbeizuführen, jedoch seine Vorliebe für eine abenteuerliche und verwickelte Handlung und die damit zusammenhängende mangelhafte Charakterentwicklung der Helden, sowie der äußere Zwang zu rascher Produktion bewirken, daß seine Romane nicht als höhere Kunstwerke zu bewerten sind. Die subjektive interpretatorische Regisseurtechnik beherrscht seine Romane, besonders die seiner ersten Entwicklungsepoche. — Will man Schücking in der Literaturgeschichte einen Platz anweisen, so gehört er zunächst in die Gruppe der von Scott angeregten Schriftsteller, wie Alexis und König, die ihre kulturhistorischen Romane auf der Heimaterde lokalisieren; später liefert er auch Beiträge zur Gattung des historischen Ideenromans, und anderseits ist er wegen seiner Zeitromane zu den Autoren zu zählen, die, vom jungen Deutschland angeregt, den Tendenz- und Unterhaltungsroman pflegten.





IX. Bibliographie.

I. Schückings Werke.

(Es sind nur die in Buchausgaben erschienenen Werke Schückings verzeichnet, und zwar nur jedesmal die erste Auflage. Die Werke, welche nicht zu den Romanen und Novellen gehören, sind in Klammern gesetzt.)

1836: Kunz von der Rosen, Manuskript.

1839: (Das malerische und romantische Westfalen, Leipzig.)

1840: (Übersetzung von Shakespeare-Frauengestalten von Jameson, Bielefeld.)

1842: (Der Dom zu Köln und seine Vollendung, Köln.)
Das Stiftsfräulein in „Dombausteine" (Karlsruhe).

1843: Ein Schloß am Meer, 2 Bde. (Leipzig).

1844: (Günther von Schwarzburg, Schauspiel, Augsburg.)

1846: Die Ritterbürtigen, 3 Bde. (Leipzig).
Eine dunkle Tat, 2 Bde. (Leipzig).
Novellen, 2 Bde. (Pest) I: Der Syndikus von Zweibrücken, Nur keine Liebe, Monsieur La Fleur, Das Banquet auf Chicksand Castle, Ein Geusenabenteuer; II: Der Familienschild, Wein- und Liebeshandel, Große Kinder.
(Gedichte, Stuttgart.)
(Hgb. „Rheinisches Jahrbuch", Köln.)

1848: (Eine Römerfahrt, Coblenz).

1849: Ein Sohn des Volkes, 2 Bde. (Leipzig).
(Heinrich von Gagern, Köln.)

1851: Der Bauernfürst, 2 Bde. (Leipzig).
(Italia, Frankfurt.)
(Helvetia, Frankfurt.)

1852: Die Königin der Nacht (Leipzig).
(Faustina, Drama, Köln.)

1854: Ein Staatsgeheimnis, 3 Bde. (Leipzig).
(Ein Redekampf zu Florenz, Drama, Berlin.)

Familienbilder } (Prag), zusammen mit Luise v. Gall.
Familiengeschichten }
(Darin von Schücking: in den Familienbildern: Ein berühmter Mann, Die Tochter des Hauptmanns, Der Hochzeitstag; in den Familiengeschichten: Die Wilddiebin, Die Kegelbahn.)

1855: (Geneanomische Briefe, Frankfurt.)
(Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen, Leipzig.)
Der Held der Zukunft, 2 Bde. (Prag).

1856: Die Sphinx (Leipzig).
(Von Minden nach Köln, Leipzig.)

1857: Der Sohn eines berühmten Mannes (Prag).
Günther von Schwarzburg (Prag).

1858: Paul Bronckhorst, 3 Tle. (Leipzig).
Aus den Tagen der großen Kaiserin, 2 Bde. (Wien): (Die Odalisken, Die Novizen.)

1859: Die Rheider-Burg, 2 Bde. (Leipzig).
Gesammelte Erzählungen und Novellen, Bd. 1—4 (Hannover). (I: Vertauschte Schicksale, Zwischen zwei Feuern; II: Standes-Ehre, Kölnisch-Wasser; III: Die Feindin, Die beiden Frank; IV: Der gefangene Dichter, Die Husarin, Das Jagdrennen.)

1860: Die Marketenderin von Köln. 3 Bde. (Leipzig).
(Bilder aus Westfalen, Elberfeld).

1861: Die Geschworenen und ihr Richter, 3 Tle. (Hannover).
Eines Kriegsknechts Abenteuer, 2 Bde. (Wien): (In den Casematten Magdeburgs, Der Arcier, Deutscher und Ungar, Der Festungs-Commandant.)

1862: (Annette von Droste, ein Lebensbild, Hannover.)

1863: Eine Aktiengesellschaft, 3 Bde. (Hannover).
Aus der Franzosenzeit (Wien): (Gespenster in den Ardennen, Landeron).

1864: Ausgewählte Romane, 12 Bde. (Leipzig): (Die Marketenderin von Köln, Paul Bronckhorst, Die Rheider-Burg, Die Ritterbürtigen, Die Sphinx).

1865: Frauen und Rätsel, 2 Bde. (Leipzig).
Aus alter und neuer Zeit, 2 Tle. (Leipzig): (I: Das Mißverständnis, Die drei Großmächte, Viola; II: Auf einen Schelm anderthalben, Wie der Schnee schmolz, Dorly).

1866: (Übersetzung von Lesage: „Der hinkende Teufel", Hildburghausen.)
Gesammelte Erzählungen und Novellen, Bd. 5 und 6 (Hannover): (V: Der Erbstreit, Der böse Nachbar; VI: Die schwarz-weiße Perle, Die Wilddiebin).

1867: Eine Künstlerleidenschaft (Hannover).
Verschlungene Wege, 3 Bde. (Hannover).

1868: Schloß Dornegge oder der Weg zum Glück, 4 Tle. (Leipzig).
Neue Novellen (Berlin): (Ein gewagtes Spiel, An der Statue des Herkules, Gefährten und Gefahren).
(Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen, Leipzig.)
1869: Die Malerin aus dem Louvre, 4 Bde. (Hannover).
1870: Der Kampf im Spessart (Leipzig).
Luther in Rom, 3 Bde. (Hannover).
Deutsche Kämpfe, 2 Bde. (Leipzig): (Verlassen und verloren, Der Schatz des Kurfürsten).
(Übersetzung von Rousseaus „Bekenntnissen", Hildburghausen.)
J. J. Rousseau, Zwei Episoden aus seinem Leben (Leipzig).
1871: Filigran (Hannover): (C. Krüger, Der gefangene Dichter, Die Novizen, Die schwarz-weiße Perle).
1872: Herrn Didiers Landhaus, 3 Bde. (Hannover).
Filigran, Neue Folge (Hannover): (Die Turmschwalbe, Pulver und Gold.)
Krieg und Frieden, 3 Bde. (Leipzig): I: Das Turmzimmer, Die Doppelkur, Mister Augustus Stockfleth; II: Die Bestechung, Die barmherzige Schwester; III: Der Dämon, Mephisto, Auf den Felsen).
1873: Die Heiligen und die Ritter, 4 Bde. (Hannover).
Wilderich, In der Löwenapotheke (Berlin).
1874: Aus heißen Tagen (Stuttgart): (Die Diamanten der Großmutter, Die Visitenkarte).
Ausgewählte Romane, 2. Folge, 12 Bde. (Leipzig): (Verschlungene Wege, Schloß Dornegge, Die Malerin aus dem Louvre, Der Kampf im Spessart).
1875: Feuer und Flamme, 3 Bde. (Stuttgart).
Ein Familiendrama (Berlin).
Das Capital (Berlin).
1876: Der Doppelgänger (Berlin).
1877: Novellenbuch, 2 Bde. (Hannover): (I: Onkel Martins Vermächtnis, Mephisto, Auf den Felsen, Schuldlos, Das Fahrbillet; II: Ein falscher Grundsatz, Die Visitenkarte, Die Nothelferin, An der Statue des Herkules, Entflohen).
1878: Der Erbe von Hornegg, 3 Bde. (Hannover).
1879: Die Herberge der Gerechtigkeit, 2 Tle. (Leipzig).
Sklaven des Herzens, Viola (Berlin).
1880: Das Recht des Lebenden, 3 Tle. (Leipzig).
1881: Seltsame Brüder, 3 Bde. (Leipzig).
Wunderliche Menschen (Leipzig): (Ein Kulturkämpfer, Ein Gründer, Ein ehrlicher Mann).
1882: Etwas auf dem Gewissen (Stuttgart).
(Die Mündel des Papstes, Drama, Leipzig.)

1883: Alte Ketten, 2 Bde. (Breslau).
1884: Große Menschen, 3 Bde. (Breslau).
Heimatlaub, 2 Bde. (Herzberg): (I: Das Fräulein von Thoreck, Die Wippinger Thekla, Eine treue Seele; II: Bruderpflicht, Dem Genius treu).
1885: Virago, In dunkler Nacht (Berlin).
1886: Recht und Liebe (Breslau).
(Lebenserinnerungen, 2 Bde., Breslau.)
1887: Immortellen (Breslau): (Hart am Rande, Märtyrer oder Verbrecher, Deutsche Eroberungen, Ein Freund in der Not).
1889: Novellen (Minden): (Die Herrin von Arholt, Römische Geschichten).

Außerdem liegen von Dramen noch vor: Ulrich von Lichtenstein, Schauspiel, Handschrift; Adam von der Kette, Schauspiel, Handschrift; Richard von Poitou, Drama, als Manuskript gedruckt o. J. Ein ehrlicher Mann, Lustspiel in der „Täglichen Rundschau" 1882, Nr. 263 ff.; außerdem wird erwähnt (z. B. Dr. Sch. Br. S. 354) Drei Landesväter oder die Belagerung von Graßlingen (Dramatisierung der Novelle „Die drei Großmächte"); ein Lustspiel Maria Theresia; Die Prätorianer; Die Novizen.

II. Schückings Leben und Schaffen und sein Verhältnis zu Annette von Droste.

a) Primäre Quellen.

Haus-Chronik der Familie Schücking. Als Manuskript gedruckt (Leipzig 1880).
Levin Schücking: „Autobiographisches". „Gegenwart" 1874, Nr. 37, 38.
Levin Schücking: „Lebenserinnerungen" (Breslau 1886).
Levin Schücking: „Annette von Droste, ein Lebensbild" (Hannover 1862).
„Annette Freiin von Droste-Hülshoffs gesammelte Schriften." Mit Einleitung von Levin Schücking (Stuttgart und Berlin o. J.).
„Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff" (an Schlüter und Junkmann) (Münster 1880).
„Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking", hgb. von Theo Schücking (Leipzig 1893).
„Die Briefe der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff", hgb. von H. Cardauns (Münster 1909) [1].
L. L. Schücking: „Vier Briefe Justinus Kerners an Levin Schücking" (Nord und Süd, Bd. 87, S. 106 ff.).

---

[1] Diese Sammlung, welche alle bisher auffindbaren Briefe Annettens von Droste mit Ausnahme der an Schücking und an Elise Rüdiger (geb. von Hohenhausen) enthält, erübrigt die Anführung der einzelnen schon vorher in Zeitschriften erschienenen gelegentlichen Drucke von Droste-Briefen.

L. L. Schücking: „Zwei Briefe Levin Schückings über Annette von Droste-Hülshoff" („Frankfurter Zeitung" 1899, Nr. 335).
L. L. Schücking: „Vier Briefe Robert Hamerlings an Levin Schücking" („Frankfurter Zeitung" 1902, Nr. 334).
H. H. Houben: „Briefe Gutzkows an Schücking" (Deutschland 1904, S. 482 ff.).

b) Sekundäre Quellen.

Hermann Hüffer: „Levin Schücking", A. D. B. XXXII, S. 643 ff.
W. Kreiten: „Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff, ein Charakterbild" (Paderborn 1886 und 1900).
H. Hüffer: „Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke" (Gotha 1887).
H. Hüffer: „Annette von Droste-Hülshoff" („Deutsche Rundschau", Januar—Februar 1898).
Elise von Hohenhausen: „L. Schücking und Freifräulein von Droste-Hülshoff" in „Schöne Geister und schöne Seelen", S. 56.
Karl Busse: „Annette von Droste" (Bielefeld 1903); vgl. dazu Rez. von A. Schulte, „Münchener Allgemeine Zeitung", Beilage 15 und 17, Oktober 1904; Hüffer, „Deutsche Literatur-Zeitung" Nr. 215.
Jostes: Rez. der zweiten Auflage der Kreitenschen Biographie, „Euphorion" VIII, 782.
L. L. Schücking: „Annette von Droste und Levin Schücking" („Süddeutsche Monatshefte", April 1909).
H. Cardauns: „Neues über Annette von Droste" („Hochland" 1910, S. 170 ff.).
M. Schwab: „Annette von Droste und Levin Schücking" („Die Frau", Juni 1910).
H. H. Houben: „Karl Gutzkow und Levin Schücking" („Westermanns Monatshefte", Bd. 89, S. 391 ff.).
L. L. Schücking: „Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking. Die Geschichte einer Freundschaft" („Deutsche Rundschau", Juni 1910).
H. Landois: „Annette von Droste als Naturforscherin" (Paderborn 1890).
W. von Scholz: „Annette von Droste als westfälische Dichterin" (Diss. München 1897).
Helene Herrmann: „Annette von Droste in ihrem Naturempfinden" („Die Frau", Juni 1904).
Bertha Badt: „Annette von Droste-Hülshoff, ihre dichterische Entwicklung und ihr Verhältnis zur englischen Literatur" (Leipzig 1909).
Ed. Arens: Einleitung zu Annette von Drostes Werken (Leipzig o. J.).
Eine Droste-Bibliographie bietet im Arens „Literarischen Handweiser" (Münster 1896 und 1898).

c) Charakteristiken Schückings.

1. In Zeitungen und Zeitschriften.

„Augsburger Allgemeine Zeitung" 1846, Nr. 6 und 7. Von F. Dingelstedt.
„Neue illustrierte Zeitschrift" 1851, Nr. 10. Von Fr. Müller.
„L'événément" 1851, 17. April. Von A. Beckmann.
„Allgemeine Zeitung", 29. April 1857.
„Deutsche Modenzeitung" 1857.
„Gartenlaube" 1862, Nr. 20, S. 315.
„Westermanns illustrierte Monatshefte", Mai 1864.
„Allgemeine Familienzeitung" 1873, Nr. 11.
„Über Land und Meer" 1880, Bd. 44, S. 663.
„Nord und Süd", Oktober 1883, „In Memoriam".
„Deutsches Monatsblatt", 10. September 1883. Von E. Vely.
„Unsere Zeit" 1883, Heft 10. Von R. von Gottschall.
„Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1883, Nr. 40. Von Max Ring.
„Gartenlaube" 1884, 1.
„Rheinisch-westfälische Zeitung" 1908, Nr. 897.
„Berliner Börsencourier", „Die Schückings", 1908, Nr. 403.
„Leipziger Tageblatt", 31. August 1908.

2. In literarischen Werken.

R. Prutz: „Die Literatur der Gegenwart" 1848—58 (Leipzig[2] 1860), S. 148 ff.
R. von Gottschall: „Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts"[7] (Leipzig), Bd. IV, 187 ff.
H. Mielke: „Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts"[3] (Berlin 1898), S. 169 f.
Außerdem kurze Angaben in den Literaturgeschichten von R. M. Meyer, A. Bartels, A. Biese, Vilmar-Stern, König.
Einleitung zu „Rheinische Hausbücherei", Bd. 25. Von L. L. Schücking.
Einleitung zu „Wiesbadener Volksbücher", Nr. 125. Von Pagenstecher.

d) Sonstige benutzte Werke.

Karl Gutzkow: „Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur" (Stuttgart 1839).
Robert Prutz: „Die Literatur der Gegenwart 1848—58"[2] (Leipzig 1860).
Robert Prutz: „Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig 1859).
H. Marggraff: „Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche" (Leipzig 1839).
R. M. Meyer: „Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts"[3] (Berlin 1906).
H. Mielke: „Der deutsche Roman des neunzehnten Jahrhunderts"[3] (Berlin 1898).

M. Schian: „Der deutsche Roman seit Goethe“ (Görlitz 1904).
Fr. Kreyssig: „Vorlesungen über den Roman der Gegenwart“ (Berlin 1871).
Du Moulin-Eckardt: „Der historische Roman in Deutschland und seine Entwicklung“ (Berlin 1905).
Karl Lamprecht: „Deutsche Geschichte“, Bd. 8—12 und Ergänzungsbände (Freiburg 1905 ff.).
Theobald Ziegler: „Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts“ [2] (Berlin 1901).
Ed. Heyck: „Die allgemeine Zeitung 1798—1898“ (München o. J.).
F. Noack: „Deutsches Leben in Rom“ (Stuttgart und Berlin 1907).
R. Prutz: „Stellung und Zukunft des historischen Romans“, „Über die Unterhaltungsliteratur der Deutschen“ in „Kleine Schriften“ (Leipzig 1850 I, 279; II, 166).
Ricarda Huch: „Blütezeit der Romantik“ (Leipzig 1899).
Ricarda Huch: „Ausbreitung und Verfall der Romantik“ (Leipzig 1902).
O. F. Walzel: „Deutsche Romantik“ (Leipzig 1908).
Joh. Proelß: „Das junge Deutschland“ (Stuttgart 1892).
Fr. Spielhagen: „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans“ (Leipzig 1883).
Fr. Spielhagen: „Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik“ (Leipzig 1893).
R. Riemann: „Goethes Romantechnik“ (Leipzig 1902).
Käthe Friedemann: „Die Rolle des Erzählers in der Epik“ (Leipzig 1910).
A. Biese: „Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und der Neuzeit“ (Leipzig 1892).
Ed. Hoffmann-Krayer: „Die Entwicklung des Naturgefühls in der Dichtung und der Kunst“ in „Zeitschrift f. vergl. Literaturgeschichte“ VII, 311.
B. Richter: „Die Entwicklung der Naturschilderung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts“, in „Euphorion“, Ergh. V, 1.
Zeiger: „Die deutsche Literatur in England am Schluß des achtzehnten und im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts“ in „Studien für vergl. Literaturgeschichte“ I, 2. Heft, S. 239.
P. Träger: „Die politische Dichtung in Deutschland“ (Diss. München 1895).
O. Brahm: „Das deutsche Ritterdrama“ (Straßburg 1880).
Maigron: „Le roman historique à l’époque romantique“ (Paris 1898).
H. Bloesch: „Das junge Deutschland in seinen Beziehungen zu Frankreich“ (Bern 1903).
E. Bergmann: „Die ethischen Probleme in den Jugendschriften der Jungdeutschen“ (Diss. Leipzig 1906).
Joh. Czerny: „Sterne, Hippel und Jean Paul“ (Berlin 1904).
Joh. Hahn: „Julius von Voß“ (Berlin 1910).
K. Wenger: „Historische Romane deutscher Romantiker“ (Bern 1905).
Fr. Schulze: „Die Gräfin Dolores“ (Leipzig 1904).

K. Gaebel: „Beiträge zur Technik der Erzählung in den Romanen Scotts“ (Diss. Marburg 1901).
H. A. Korff: „Scott und Alexis, eine Studie zur Technik des historischen Romans“ (Diss. Heidelberg 1907).
M. Drescher: „Die Quellen zu Hauffs ‚Lichtenstein‘“ (Leipzig 1905).
Fr. Karsen: „Henrik Steffens Romane“ (Leipzig 1908).
J. König: „Karl Spindler“ (Leipzig 1908).
W. Kaiser: „Immermanns Romantechnik“ (Diss. Halle 1906).
R. M. Meyer: „Auerbachs Bauern“ in „Deutsche Dichtung“ XXIX, S. 62.
P. Ulrich: „G. Freytags Romantechnik“ (Marburg 1907).
A. Köster: „Gottfried Keller“ [2] (Leipzig 1907).
A. Köster: „Das Bild an der Wand“ (Leipzig 1909).
E. Elster: „Prinzipien der Literaturwissenschaft“, Bd. II (Halle a. S. 1911).





Lebenslauf.

Ich, Kurt Pinthus, mosaischer Religion, bin am 29. April 1886 in Erfurt geboren als ältester Sohn des Kaufmanns Louis Pinthus und seiner Ehefrau Bertha, geb. Rosenthal. Ich besuchte das Königliche Gymnasium meiner Heimatstadt und verließ es Ostern 1905 nach bestandener Reifeprüfung, um mich dem Studium der Literaturgeschichte und Philosophie zu widmen. Ich besuchte die Universitäten Freiburg i. B., Berlin, Genf, Leipzig und hörte hauptsächlich Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte, Philosophie, Kulturgeschichte, französische Literatur und Kunstgeschichte. In Freiburg hörte ich die Vorlesungen der Herren Professoren Woerner, Kluge, Rickert, Paufler, Reckendorf, Sutter, Uebinger; in Berlin der Herren Professoren Erich Schmidt, Geiger, Meyer, Herrmann, Riehl, Dessoir, Simmel, Frey; in Genf der Herren Professoren Bouvier, Ritter, Duproix, der Herren Doktoren Thudichum, Sechehaye; hier nahm ich auch an den Übungen des französischen Seminars und an den «Cours de Vacances de français moderne» teil. Den größten Teil meiner Ausbildung verdanke ich meinen Lehrern an der Leipziger Universität, ich nahm hier teil an den Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren Köster, Sievers, Wundt, Lamprecht, Heinze †, Volkelt, Witkowski, Richter, Weigand, Holz, Schreiber, Cohen. Allen meinen Herren Lehrern sage ich für die mir erwiesene Förderung meinen ehrfurchtsvollen Dank, insbesondere für die reichen Anregungen, die ich in dem Seminar für deutsche Literaturgeschichte durch Herrn Geheimrat Köster, sowie im Seminar für Kultur- und Universalgeschichte durch Herrn Geheimrat Lamprecht empfing.

Besonderen Dank schulde ich Herrn Geheimrat Köster für die Anregung zu der vorliegenden Arbeit, sowie für sein stets mir bewiesenes Wohlwollen. Ebenso spreche ich der Familie Schücking und besonders Herrn Professor Dr. Levin Ludwig Schücking in Jena meinen herzlichsten Dank für die freundliche Unterstützung bei meiner Arbeit aus.

Altenburg, S.-A.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

